BIBL. [illegible]
Hyt.4472

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeschichte

(1740—1860).

VI.

Digitized by Google

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeſchichte

(1740—1860)

von

Wolfgang Menzel.

In ſechs Bänden.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Digitized by Google

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalt des sechsten Bandes.

Seite

Erstes Buch.

Der Krimmkrieg 1

Das h. Grab und Montenegro S 2. Kaiser Nicolaus und Lord Seymour 5. Menzikof 8. Gortschakofs Marsch über den Pruth 9. Thätigkeit der Diplomatie 10. Oltenitza 16. Sinope 17. Kalafat 19. Mißlungener Aufstand der Griechen 21. Belagerung von Silistria 22. Bündniß der Westmächte 24. Napier in der Ostsee 28. Varna 29. Schamyl 30. Die Krimm 31. Schlacht an der Alma 32. Belagerung von Sebastopol 34. Die vier Wiener Punkte 37. Die Zuziehung Sardiniens 39. Eupatoria 41. Tod des Kaiser Nicolaus 42. Kertsch 45. Pelissier 46. Sweaborg 48. Erstürmung Sebastopols 51. Kars 56. Der Pariser Frieden 60.

Zweites Buch.

Deutschlands Selbstschwächung 62

Oesterreich S. 64. Preußen 67. Der Prinzregent 71. Badisches Concordat 75. Hessische Verfassungswirren 77. Hamburger Handelscrisis 78. Schleswig-Holsteiner Schmerz 79. Schweden 82. Holland und Belgien 84. Die Schweiz 86. Neuenburger Putsch 88.

Drittes Buch.

Italienische Anzettelungen 95

Cavour S. 95. Napoleon III. und die französischen Zustände 98. Anfang der Händel mit Neapel 106. Die Kaiserzusammen-

Seite

kunft in Stuttgart 111. Orſinis blutiges Attentat 112. Engliſche Zuſtände und Stimmungen 120. Die Neujahrsrede 126. Clotilde 127. Diplomatiſche Hinhaltungen 129. Oeſterreichs Ultimatum 133.

Viertes Buch.

Der lombardiſche Krieg 135

Aufregung in Deutſchland S. 136. Preußens Zurückhaltung 141. Frankreichs Kriegsmanifeſt 144. Gyulai 145. Montebello 148. Garibaldi 149. Schlacht bei Magenta 150 und Solferino 156. Frieden von Villafranca 163. Spannung zwiſchen Oeſterreich und Preußen 165.

Fünftes Buch.

Die Verwühlung Italiens 171

Cavours Programme S. 171. Mazzini 172. Aufwieglung Mittelitaliens 174. Pius IX. 176. Thouvenel 179. Garibaldi als Agitator in Mittelitalien 180. Zürcher Frieden 183. Die Annexirung Savoyens und Nizzas 184. Aufregung in der Schweiz 186 und in England 191. Mißleitung des Königs von Neapel 197. Garibaldi in Sicilien 199. Deutſcher Nationalverein 204. Vorries 205. Zuſammenkunft in Baden 209. Oeſterreichs Nothſtand 211. Eynatten und Bruck 212. Aufregung in Ungarn 213. Zuſammenkunft in Töplitz 214. Belgien 219. Palmerſtons Mißtrauen gegen Frankreich 221. Spanien 223. Die Ueberwältigung Neapels durch Verrath 225. Einmarſch der Sardinier ins Römiſche und Niederlage Lamoricières 227.

Sechstes Buch.

Rußlands Fortſchritte im Orient 229

Alexander II. S. 229. Krönung in Moskau 231. Die Leibeigenſchaftsfrage 235. Vereinigung der Moldau und Wallachei unter Couza 240. Gefangennehmung Schamyls 243. Erwerbungen Rußlands in Aſien 246. Das Amurland 247.

Siebentes Buch.

Die muhamedaniſche Welt 250

Verfall des Islam S. 250. Zerrüttung der Türkei 251.

Seite

Serbiſche Händel 254. Chriſtenverfolgung in Syrien 257. Perſien 261. Der Streit um Herat 264. Arabien 268. Aden 271. Der Mord in Jeddah 272. Aegypten 273. Die Barbaresken 277. Kämpfe der Franzoſen in Algier 279. Abdel Kader 281. Der Krieg zwiſchen Marokko und Spanien 289.

Achtes Buch.

Die ſchwarze Race 293

Die Neger S. 293. Das chriſtliche Abyſſinien 295. Die Gallas 298. Die Weſtküſte von Afrika 299. Dahomey 300. Angola 302. Das Capland 303. Die Kaffernkriege 304. Die Republik der Boers 305. Aufſtand der Neger auf San Domingo 308. Touſſaint-Louverture 313. Die ſchwarze Republik auf Hayti 318. Soulouque 320. Liberia 321. Madagaskar 323. Neuholland 325. Neuſeeland 328. Otaheiti 330. Die Sandwichsinſeln 332.

Neuntes Buch.

Das germaniſche Amerika 335

Washington S. 335. Adams und Jefferſon 336. Indianerkriege 338. Krieg mit England 339. Jackſon 340. Oregon 344. Krieg mit Mexiko 346. Californien 348. Know-nothings 353. Corruption 355. Secten 363. Mormonen 368. Die Sclavenfrage 376. Kanſas 379. Canada 384. Franklin 386.

Zehntes Buch.

Das romaniſche Amerika 387

Die ſpaniſchen Colonien S. 387. Die Losreißung von Spanien 391. Mexiko 392. Iturbide 393. Centralamerika 396. Die Mosquitoküſte 397. Walker 399. Cuba 400. Südamerika 401. Bolivar 402. Columbia 403. Peru 403. Chile 406. La Plata Staaten 406. Roſas 408. Braſilien 410.

Elftes Buch.

Oſtindien 413

Wachſende Ausdehnung des indobritiſchen Reichs S. 413. Gorkhas 414. Mahraiten 415. Cholera 416. Birmanen 417. Afghaniſtan 420. Vernichtung der Engländer in Kabul 422.

Seite

Sind 427. Die Sikhs 428. Oude 433. Die große Revolution in Bengalen 434. Delhi 438. Nana Sahib 439. Havelock 443. Lucknow 445. Campbell 448. Das holländiſche Indien 453. Siam und Cochinchina 454.

Zwölftes Buch.

China und Japan 456

Das chineſiſche Reich S. 456. Kienlong 458. Kiaking 461. Taokuang 462. Der Opiumhandel 463. Die Kämpfe um Canton 464. Die Engländer in Nanking 467. Die chriſtliche Revolution der Taiping 468. Tiente 470. Yeh in Canton 473. Der Kampf am Peiho 475. Die Culi 478. Japan 479.

Erstes Buch.

Der Krimmkrieg.

In unerwarteter Weise brach, nachdem kaum die Revolutionen verwunden waren, ein großer europäischer Krieg aus. Die Schuld daran trug Rußland. Kaiser Nicolaus hatte den Orient nie aus den Augen verloren. Je mehr die Mitte und der Westen Europas sich in Revolutionen abschwächten, um so gewisser mußte der Orient seine Beute werden. Rußland allein stand mitten in den Stürmen fest, war die Hoffnung aller Conservativen geworden, hatte Oesterreich gestützt, Preußen liebreich in die Zucht genommen, die Mittelstaaten an sich gezogen, kokettirte mit der neuen Herrschgewalt in Frankreich und konnte jedenfalls, wenn Frankreich sich ihm weigerte, es durch die deutschen Mächte beschäftigen. In der Türkei selbst erneuerte sich die geheime Agitation der Hetärie. Seit der abermaligen Besetzung der Donaufürstenthümer durch die Russen im Jahr 1849 waren bestochene Priester der griechischen Confession thätig, auf eine neue Erhebung gegen die Türken vorzubereiten. Das Jahr 1853 nahte heran, in welchem, einer alten Prophezeihung zufolge, der Halbmond, nachdem er gerade 400 Jahre lang in Europa geherrscht hatte (seit der Eroberung von Constantinopel durch Muhamed II., 1453), für immer besiegt und vertrieben werden solle. Kaiser Nicolaus sah, nach seiner eigenen Aeußerung,

in der Türkei nur noch einen „kranken Mann", dessen Tod unvermeidlich und dessen ansehnliches Erbe in die rechten Hände zu bringen nunmehr die Zeit gekommen sey.

Das Vorgehen Rußlands in dieser Angelegenheit wurde durch ein zufälliges, wenigstens nicht direct gegen Rußland gerichtetes Einschreiten Frankreichs und Oesterreichs beschleunigt. Napoleon III. saß kaum auf dem Thron, als er sich, wie andrer kirchlichen Nöthe, so auch der Leiden der lateinischen Mönche und Pilger in Jerusalem annahm und durch seinen Gesandten in Constantinopel, Lavalette, den Katholiken freien Zutritt zum heil. Grabe erwirkte, der ihnen bisher durch die Griechen sehr erschwert worden war,*) im März 1852. Bald darauf sah sich auch Oesterreich veranlaßt, sich bei der Pforte wegen Montenegro's zu beschweren. Die zur griechischen Kirche gehörigen Montenegriner, ein berüchtigtes Räubervolk in unzugänglichem Gebirge, dessen Gipfel in das adriatische Meer niederschauen, verschlagen, habgierig, zu allem keck, wo etwas zu gewinnen ist, waren den russischen Einflüsterungen, dem

*) Ueber das Benehmen des griechischen Patriarchen und der Griechen überhaupt am heil. Grabe zu Jerusalem, gab der k. k. Gubernialrath Rußegger schon in seinem Reisewerk III. 92 f. vom Jahr 1839 interessante Notizen. Die Griechen treiben dort argen Unfug, suchen allen Pilgern andrer Bekenntnisse den Besuch des heil. Grabes zu verleiden und entweihen die heil. Stätte durch Betrügerei und Rohheit. So verkaufen sie heil. Feuer. Wer seine Kerze daran anzündet, zahlt 1 Piaster. Während im Gedränge die Männer sich prügeln, die Weiber sich entblößen, sind griechische Buben angestellt, die schon angezündeten Kerzen wieder auszublasen, damit sie noch einmal bezahlt werden. Griechische Priester verkaufen Band nach der Elle, wodurch der Raum bezeichnet wird, den die Käufer künftig im Paradiese bekommen sollen. Während die armenischen, katholischen und protestantischen Pilger Würde und Andacht bewahren, werden sie auf alle erdenkliche Art von den schamlosen Griechen mißhandelt, gestört, betrogen, so daß die türkischen Behörden sich gewöhnlich mit Prügeln helfen müssen, die sie im Angesicht des heil. Grabes auf die Griechen regnen lassen.

ruſſiſchen Gelde zugänglich und unternahmen auf eigene Fauſt einen bewaffneten Einfall in das türkiſche Gebiet, was das erſte Signal zu einem allgemeinen Aufſtande der ſlaviſchen Chriſten ſeyn ſollte. Kurz vorher (1850) waren die chriſtlichen Bosnier gegen die Bedrückung ihrer muhamedaniſchen Herren aufgeſtanden, aber durch Omer Paſcha beſiegt worden. Man zweifelte nicht, die Türken, damals (1852) unter einem ſ. g. alttürkiſch geſinnten Miniſterium, würden auch blutige Rache an den Montenegrinern nehmen und bei dieſem Anlaß Exceſſe begehen, wodurch alle übrigen Chriſten aufgeregt würden. Vorſorglich hatte der Kaiſer von Rußland als Chef der ruſſiſch-griechiſchen Kirche dem geiſtlichen Oberhaupt des montenegriniſchen Gemeinweſens, dem ſ. g. Vladika, Fürſten Danilo, der ſich erſt im vorigen Jahre 1852 perſönlich in St. Petersburg ſeine geheimen Inſtructionen geholt hatte, die Erlaubniß oder den Befehl ertheilt, die geiſtliche Würde von der weltlichen zu trennen. Geſetzt, Danilo unterlag als weltlicher Rebell gegen die Pforte, ſo behielt Rußland immer noch die Hand im Spiel durch die Kirche. Am meiſten mußte auffallen, daß Rußland ganz einfach und als ob es ſich von ſelbſt verſtünde, griechiſche Chriſten, die unter das Patriarchat von Conſtantinopel gehörten, eigenmächtig unter das ſeinige zog und hier factiſch ſich vorausnahm, was es bald darauf de jure von der Pforte verlangte, das Protectorat über die ganze griechiſche Kirche.

Welchen Hoffnungen ſich Rußland gegen Ende des Jahres 1852 hingab, geht aus folgendem Artikel hervor, der in einer ruſſiſch geſchriebenen Zeitung in St. Petersburg zu leſen war: „In den Kämpfen mit allen ihren Gegnern bietet die Türkei ein eigenthümliches Bild eines ſinkenden Staats, dem vielleicht ein kleines Ländchen den letzten Todesſtoß verſetzen dürfte. Die europäiſchen Mächte werden kaum im Stande ſeyn, das Reich vor Zerfall zu ſchützen. Wahrſcheinlich wird ein Bankerott den Ruin vollenden. In Europa dürfte Bosnien, die Herzegowina bald dem Beiſpiele Griechenlands, Serbiens, der Moldau, Walachei und Mon-

tenegro's folgen. Syrien iſt in Aufruhr, Aegypten kommt als Thor nach Indien allmälig in Englands Hände. Die ruſſiſche Flotte auf dem ſchwarzen Meere ſteht nach der Beſichtigung durch den Kaiſer bereit, die engliſche und franzöſiſche kreuzen im Archipel — vielleicht iſt der Tag, an dem das Schickſal des Reichs entſchieden werden ſoll, nicht mehr ferne."

Die Türkei entwickelte ihrerſeits große Energie. Mehrere türkiſche Heere unter den Paſchas der nächſten Provinzen und ein wohldisciplinirtes Hauptheer unter dem genialen Renegaten Omer Paſcha bewegten ſich gegen Montenegro. Omer Paſcha verlegte ſein Hauptquartier am 7. Januar 1853 nach Scutari ganz in die Nähe der Berge. Die Feindſeligkeiten begannen am 12. Januar. Die Türken drangen in die Thäler ein, erlitten aber bedeutenden Verluſt und der Kampf war noch unentſchieden, als er auf diplomatiſchem Wege beigelegt wurde.

Oeſterreich konnte unmöglich ruhig zuſehen, daß an ſeinen Grenzen entweder ein chriſtliches Volk durch den Haß der Türken ausgemordet wurde, oder aber der ruſſiſche Einfluß triumphire. Es mußte dem einen wie dem andern zuvorkommen. Es ſchritt daher mit einer Schnelligkeit und mit einem Nachdruck ein, der die Welt überraſchte, zugleich aber jedem Denkenden zu erkennen gab, welche wichtige Intereſſen hier an einem Momente hingen. Schon im Januar 1853 reiſte Feldmarſchalllieutenant Graf von Leiningen nach Conſtantinopel, um dem Kriege in Montenegro durch Drohungen ein Ende zu machen und zugleich dem ruſſiſchen Einfluß zu begegnen. Aus dem raſchen Eingehen des Divan auf die öſterreichiſchen Forderungen kann man ſchließen, daß er die Hülfe Oeſterreichs gegen das weitere Umſichgreifen Rußlands wohl erwogen und gewürdigt hat. Wie barſch immer das Auftreten Leiningens erſchien, ſo kam er doch nicht als Feind, ſondern als Freund der Pforte. Die engliſche Times deutete damals an, Oeſterreich ſey im Nothfall entſchloſſen geweſen, die Leitung des von Rußland vorbereiteten Aufſtandes der Südſlaven Rußland dadurch

aus der Hand zu winden, daß es sie selber in die Hand nehme, und bezeichnete Jellachich, den Banus von Croatien, als den Vermittler. Dem sey wie ihm wolle, so zog Oesterreich bereits Truppen zusammen, um Montenegro zu schützen und den Forderungen Leiningens Nachdruck zu geben. Die Pforte aber bewilligte ihm alles, was er verlangt hatte, so daß er schon am 16. Februar befriedigt Constantinopel verließ und alle Feindseligkeiten augenblicklich eingestellt wurden.

Der Widerstand, welchen Rußland in der Frage der heil. Orte von Frankreich aus und in dem montenegrinischen Streit von Oesterreich aus erfuhr, namentlich der letztere, beschleunigte seine Entschließungen. Aber es war schon lange vorher gerüstet. Truppen standen längst lauernd hinter dem Pruth und im südlichen Rußland in solchen Stationen, daß sie schnell zusammengezogen werden konnten und im Hafen von Sebastopol war die russische Flotte auf eine Stärke gebracht worden, wie nie zuvor. Unzufrieden mit Frankreich und Oesterreich wandte sich Kaiser Nicolaus an England, um mit ihm die Türkei zu theilen. Englischer Gesandter in St. Petersburg war damals Lord Seymour, ein Diplomat von feinem Verstande. In London war Lord John Russel Minister des auswärtigen Amtes. Am 9. Januar 1853 ergriff Kaiser Nicolaus zum erstenmal das Wort gegen Seymour: „Es ist wesentlich, daß die englische Regierung und ich, ich und die englische Regierung in bestem Einvernehmen seyen. Schreiben Sie das an Lord John Russel. Wenn wir einig sind, bin ich ohne Sorge, was den Westen Europas anlangt. Was Andere denken oder thun, ist im Grunde von wenig Wichtigkeit. Der Türkei droht der Einsturz, es ist wichtig, daß England und Rußland zu einem vollkommenen Einverständniß kommen. Glauben Sie, wir haben einen kranken Mann auf den Armen, einen schwer kranken Mann. Es wäre ein Unglück, wenn er eines Tages hinfallen sollte, ehe alle nothwendigen Vorkehrungen genommen wären.“ Ferner erklärte er: „ich werde nicht erlauben, daß

ein byzantiniſches Reich wiederhergeſtellt oder das griechiſche Königreich zu einem mächtigen Staate ausgedehnt werde. Wenn die Kataſtrophe in der Türkei eintritt, ſollen Rußland und England keiner Macht geſtatten, von irgend einer türkiſchen Provinz Beſitz zu ergreifen, ſie beide allein ſollen das Eigenthum unter ihr Siegel nehmen. Was Frankreich thun werde, kümmere ihn wenig, wenn er mit England einig ſey." Ew. Majeſtät haben Oeſterreich vergeſſen, warf der Lord ein. „O, fuhr der Kaiſer fort, wenn ich von Rußland ſpreche, ſpreche ich auch von Oeſterreich; was dem einen anſteht, ſteht auch dem andern an." Von Preußen war gar nicht die Rede. Endlich gab der Kaiſer (am 21. Februar) noch deutlicher ſeine Meinung kund, indem er dem Lord eröffnete: „Die Donaufürſtenthümer ſind ein unabhängiger Staat unter meinem Schutz. Dies könnte ſo bleiben. Serbien könnte dieſelbe Regierungsform erhalten, auch Bulgarien. Dagegen begreife ich die Wichtigkeit Aegyptens für England. Will es davon Beſitz nehmen, ſo werde ich nichts dagegen einwenden. Ich ſage daſſelbe von Candia."

Lord Seymour erſtattete von allem, was er mit dem Kaiſer geheim verhandelt hatte, ſeiner Regierung Bericht und ein Jahr ſpäter ſind alle dieſe Depeſchen wörtlich veröffentlicht worden. Das engliſche Cabinet lehnte die Anträge Rußlands höflich ab, erklärte, die Türkei ſey noch lebensfähig, noch keineswegs dem Untergange geweiht, im engliſchen Intereſſe liege eine Zerſtückelung derſelben nicht. Oeſterreich und Frankreich müßten jedenfalls erſt gefragt werden, bevor England und Rußland etwas im Orient unternehmen könnten. Endlich bemerkte das engliſche Cabinet in Bezug auf den Schutz der Chriſten im Orient, den der Kaiſer von Rußland als ſo dringend hervorhob, „die Türkei könne manchem Staat, der hoffärtig auf ihre Barbarei herabſehe, in Bezug auf Toleranz zum Muſter dienen," d. h. im ganzen Orient gebe es keine moraliſche und phyſiſche Torturen, um Andersgläubige zu bekehren, wie in Polock, Minsk, Warſchau und Riga.

Von England abgewieſen, machte der Kaiſer durch ſeinen Geſandten v. Kiſſelef einen Verſuch mit dem Cabinet der Tuilerien. Das Nähere darüber iſt nicht bekannt geworden. Nur angedeutet wurde, daß ein ſolcher Statt gefunden habe, daß er ganz dieſelbe ungünſtige Aufnahme in Paris gefunden habe, wie in London, und daß die Lockſpeiſe unter anderm eine Beeinträchtigung der deutſchen Mächte geweſen ſey, daß nicht nur der Orient, ſondern auch Deutſchland die Zeche der neuen Erfurter Allianz hätte zahlen ſollen.*) Bemerkenswerth war das Memoire, welches ein ruſſiſcher Diplomat damals umſetzte mit dem Grundgedanken: „Der Papſt wird nach Paris gehen, das Haupt der griechiſchen Kirche aber in Stambul einziehen.“

Welche Vortheile auch hier England, dort Frankreich von einer Allianz mit Rußland zum Behuf einer Theilung der Türkei erlangt haben würden, immer hätte Rußland den Löwenantheil bekommen und ſeine Macht würde ſo unverhältnißmäßig gewachſen ſeyn, daß alle andern europäiſchen Staaten zuſammengenommen bald nicht mehr vermocht hätten, ihm die Waage zu halten. Daher England und Frankreich nur einer ſehr natürlichen und vernünf-

*) Die Times ſchrieb: „Worin der Köder beſtand, mit welchem er Frankreich zu angeln dachte, möchten wir gerne mit Gewißheit ſagen können. Wenn wir uns nicht irren, ſo war es nicht bloß die Zerſtückelung des türkiſchen Reichs, auf welche Rußland bei der Gelegenheit hinwies: wir argwöhnen, es war auch von einer Vergrößerung Frankreichs auf Koſten jenes ſelben Staates die Rede, den der Czar vorher mit ſo tiefem Schweigen übergangen hatte... Preußen mag es noch erleben, einzuſehen, daß es ſich für ſeine Sicherheit bei der Großmuth Frankreichs zu bedanken hat. Um ſeine eignen Ziele zu gewinnen, hätte Rußland eben ſo gern eine preußiſche Provinz wie eine Inſel im griechiſchen Archipelagus verſchachert, und wäre eine ruſſiſch-franzöſiſche Allianz auf der gemeinſamen Baſis, daß Jeder ſeinen Nachbar plündere, zu Stande gekommen, ſo hätte das zweite Tilſit der Unabhängigkeit Deutſchlands eben ſo gewiß Verderben gebracht, wie das erſte.“

tigen Politik folgten, indem sie sich, statt Rußland zu dienen, seiner Eroberungslust widersetzten.

Unbekümmert jedoch um die Westmächte und in einem allzublinden Vertrauen auf Oesterreich und Preußen, die er eben noch in den geheimen Verhandlungen mit England und Frankreich theils als nicht der Nachfrage werth, theils als Opfer bezeichnet hatte und in denen er gleichwohl auch fernerhin nur ergebene Werkzeuge sah, schritt Kaiser Nicolaus festen Muthes vor und begann den directen Angriff auf die Pforte mit einem Schreckschuß, der ganz Europa in Allarm brachte. Er schickte nämlich seinen Admiral Fürsten Menzikof, nachdem derselbe mit großer Ostentation zu Sebastopol die russische Flotte und ein Landungsheer von 30,000 Mann gemustert hatte, als außerordentlichen Gesandten nach Constantinopel, um für Rußland nichts Geringeres als das Protectorat über alle griechischen Christen zu verlangen. Dabei zeigte er absichtlich solche Verachtung der Türken, daß er am 2. März in dem festlich gekleideten Divan im Paletot und in schmutzigen Stiefeln erschien. Fuad Effendi aber sagte geistreich: „der russische Koloß meint, wenn er Schmutz auf den Füßen habe, werde Europa weniger sehen, daß sie thönern sind." Der Sultan war indeß in großem Gedränge. Der englische Gesandte, Lord Stratford de Redcliffe, befand sich von Constantinopel abwesend, eben so der französische, de la Cour. Stratfords Stellvertreter Oberst Rose rief im ersten Eifer die englische Flotte von Malta herbei, sie nahm aber seinen Befehl nicht an. Inzwischen ließ sich Menzikof hinhalten, bis beide westmächtliche Gesandte (im April) ankamen, und an die Stelle des alttürkisch gesinnten Mehemet Ali der zu Reformen geneigte und europäisch gebildete Redschid Pascha zum Großvezier ernannt wurde. Von nun an widerstand die Pforte den russischen Forderungen und war einer energischen Unterstützung von Seiten der Westmächte versichert. Menzikof stellte vergeblich noch ein Ultimatum und reiste endlich am 21. Mai unverrichteter

Dinge ab, aber mit der Drohung: das erstemal sey er im Paletot erschienen, das zweitemal werde er in voller Uniform kommen.

Hierauf erließ der Sultan im Juni einen Ferman, worin er den Christen seines Reichs alle ihre Rechte auf's feierlichste bestätigte, und sowohl der griechische Patriarch von Constantinopel, als auch der armenische Klerus sagte ihm dafür öffentlich Dank und gab zu verstehen, der russische Schutz sey aufdringlich, gar nicht verlangt worden und sogar bedrohlich, denn die bisher unabhängigen und von der Pforte geduldeten Kirchen konnten, wenn sie unter russischen Schutz kamen, nichts anders erwarten, als von der russischen Kirche verschlungen zu werden, wie die unirte Kirche durch das berüchtigte Concil von Polock. Die Westmächte rüsteten ihrerseits ihre Flotten; die französische unter Admiral Hamelin ging schon am 20. März von Toulon aus unter Segel und legte sich vor Salamis, die englische unter Admiral Dundas kam erst später von Malta und beide ankerten am 14. Juni in der schönen Besikabai unmittelbar am Eingang der Dardanellen.

Sechs Tage später hielt Kaiser Nicolaus in St. Petersburg eine große Militairparade und einen feierlichen Gottesdienst ab, wobei er, als Patriarch der russischen Kirche, mit dem griechischen Kreuze prangend die Isaakskirche betrat, und zehn Tage später überschritten die ersten russischen Truppen den Pruth und begannen den Krieg, den sein Urheber ausdrücklich als einen Glaubenskrieg wollte angesehen wissen. Im August vermehrte er seine Titel, indem er sich selbst den „sehr Gottesfürchtigen", alle Glieder seines Hauses aber „Rechtgläubige" zu nennen befahl. — Der Uebergang der Russen über den Pruth erfolgte am 2. Juli unter dem Oberbefehl des Fürsten Gortschakof in zwei Armeecorps unter Dannenberg und Lüders, jedes von 40,000 Mann. Eine russische Proclamation sicherte den Moldauern und Wallachen Schutz ihrer Rechte und ihres Eigenthums zu, allein nichts davon wurde gehalten; die Russen nahmen alle öffentlichen Cassen, alle Vorräthe, den Bauern das Vieh ꝛc. weg, erhoben unerschwingliche Steuern

und ſteckten die einheimiſche Miliz unter ihre Regimenter, ſo daß die Hoſpodare (Ghyka von der Moldau und Stirbey von der Wallachei) mit vielen Bojaren nach Oeſterreich entflohen. Von einem Widerſtand war nicht die Rede. Die Türken blieben auf dem rechten Donauufer, aber auch die Ruſſen begnügten ſich den Sommer über nur das linke zu beſetzen.

Die Diplomatie war in großer Thätigkeit. Eine ruſſiſche Note motivirte den Einmarſch in die Donaufürſtenthümer lediglich durch den Heranzug der weſtmächtlichen Flotten, wogegen die Weſtmächte erklärten, Rußlands Drohungen und Vorſchreiten gegen die Türkei habe ſie genöthigt, die Flotten zu ſenden, die Initiative ſey notoriſch von Rußland ausgegangen. Zudem ſey der Einmarſch einer Landarmee in ein fremdes Gebiet etwas viel Feindſeligeres, als die Annäherung von Flotten, die auf dem Meere blieben und nicht landeten. Im Uebrigen hofften die Weſtmächte damals noch, die Anſtrengungen eines Krieges zu vermeiden und durch eine große europäiſche Coalition die Ruſſen zu einem freiwilligen Rückzuge zu veranlaſſen, weshalb ſie der Pforte riethen, die Anweſenheit der Ruſſen in den Donaufürſtenthümern noch nicht als casus belli aufzunehmen. Vor allem mußte Oeſterreich befragt werden. Nicht nur von Seiten der Weſtmächte wurde Kaiſer Franz Joſeph um Beitritt zur Coalition gegen Rußland angegangen, ſondern auch der Sultan ſandte Muſtapha Effendi nach Wien, um Hülfe von dort zu erbitten.*) Natürlicherweiſe lag es im Intereſſe

*) Ein unangenehmer Vorfall in Smyrna hatte keine ſchlimme Folgen. Der öſterreichiſche Conſul Weckherlin verhaftete hier am 22. Juni 1853 einen gewiſſen Coſta, früheren Adjutanten Koſſuths, und ließ ihn auf die öſterreichiſche Brigg Huſſar bringen. Da jedoch Coſta von dem Capitain einer nordamerikaniſchen Corvette, als deſſen Schützling, unter Drohungen reclamirt wurde, und zugleich eine wilde Schaar von Flüchtlingen das öſterreichiſche Conſulargebäude ſtürmte, drei öſterreichiſche Seecadetten in einem Wirthshaus überfiel und einen davon erſchlug, der Paſcha aber nichts zur Herſtellung der Ordnung that, überlieferte der Huſſar ſeinen Gefangenen an

Oeſtereichs, um jeden Preis eine Vergrößerung des ruſſiſchen Reichs im Süden der Donau zu verhindern, und es konnte ſich nicht verhehlen, daß es durch die Sendung des Grafen Leiningen die des Fürſten Menzikof veranlaßt und Rußlands ganze Eiferſucht gereizt habe. Es handelte ſich darum, ob Rußland, ob Oeſterreich größeren Einfluß in der Türkei haben ſolle? Wie ſehr man dieſe Hauptfrage zu verſtecken ſuchte, ſo ſtanden ſich in dem großen Streite doch in erſter Linie nur Rußland und Oeſterreich, nicht Rußland und die Weſtmächte gegenüber. Das erwog man in Wien ſehr wohl, aber man war von lange her ſchwer beleidigt durch die bisherige Politik Palmerſtons und konnte gegen Rußland nichts Ernſteres unternehmen, ohne ſich die Flanke durch Preußen zu decken; Preußen aber war der Coalition mit den Weſtmächten abhold und neigte mehr zu Rußland. Oeſterreich verſtand ſich daher zu weiter nichts, als zur Erhaltung des Friedens mitzuwirken, zu welchem Zweck auch Preußen ſeine Stimme erhob. Beide deutſche Großmächte erklärten ſich in der Rechtsfrage mit den Weſtmächten einverſtanden, begnügten ſich aber, Rußland freundſchaftliche Vorſtellungen zu machen, ohne zu drohen. Das Ergebniß der zu Wien von den Geſandten der vier Mächte gepflogenen Unterhandlungen war eine Note vom 31. Juli, worin Rußland eine goldene Brücke zum Rückzug gebaut wurde. Der Sultan ſolle eine ſehr demüthigende Erklärung an den Kaiſer Nicolaus abgeben und alles, was derſelbe zum Schutz der Chriſten verlangte, gewähren, nur daß man das ausſchließliche Protectorat Rußlands über die Chriſten escamotirte. Der Kaiſer ließ ſich dieſen Ausweg gefallen, aber nur, indem er das Actenſtück ſo auslegte, als ſey es weſentlich identiſch mit den Forderungen des Fürſten Menzikof.

Gegen dieſe Auslegung aber erhob ſich in England eine wü-

---

das neutrale franzöſiſche Conſulat. Die türkiſche Regierung leiſtete nachher der öſterreichiſchen Genugthuung und die Sache hatte mehr Lerm gemacht, als nöthig geweſen.

thende Opposition. Layard, der berühmte Entdecker der Alterthümer von Ninivé, griff im Parlament das Ministerium heftig an. Man beschuldigte Lord Aberdeen und sogar den Prinzen Albert, zu sehr im Sinne der deutschen Mächte und Rußlands zu handeln und den Frieden auf Kosten der englischen Interessen erhalten zu wollen. Man hielt antirussische Meetings ab und die Presse war in großer Agitation. Das Ministerium hielt diesen Sturm aus, aber in Constantinopel drohten andere Stürme, die es dem Sultan unmöglich machten, die Erklärung, die man wollte, wörtlich anzunehmen. Die Alttürken nämlich sahen darin eine Unterwerfung unter den Czaren, eine volle Gleichstellung der Christen mit den Türken, die bald zu einem Uebergewicht jener über diese gedeihen würde. Die Ulemas schaarten sich zusammen und verlangten vom Sultan, er solle entweder die Unterzeichnung verweigern oder abdanken, am 8. September. Er that das erstere. Die offizielle Erklärung aber wurde, auf dringenden Rath des österreichischen Internuntius v. Bruck, bis zum 29. verschoben.

Die vermittelnden Mächte wollten immer noch Zeit gewinnen. Kaiser Nicolaus gab sich die größte Mühe, Preußen und Oesterreich für sich zu stimmen. In Preußen war ihm die „kleine, aber mächtige Partei" der Kreuzzeitung bereits blind ergeben. Man suchte hier in sehr auffallender Art den Franzosenhaß von 1813 aufzufrischen, um die Allianz mit Rußland annehmlicher zu machen. In den Septembertagen wurden nicht nur die Jahresfeste der Schlachten von Groß-Beeren und Dennewitz und eine Blücherfeier mit ganz ungewöhnlicher Ostentation, sondern auch eine besondere Feier der Roßbacher Schlacht begangen. Allein die weitaus größte Mehrheit des Volks war und blieb gegen Rußland gestimmt, dessen System sich natürlicherweise in den Grenzländern, die unmittelbar darunter litten, am meisten verhaßt gemacht hatte. In Oesterreich neigte man sich mehr zu Frankreich. Oesterreichische Offiziere besuchten das französische Lager in Satory. Kaiser Franz Joseph war schon im Frühjahr von seiner Wunde vollkommen wieder hergestellt und

verlobte sich an seinem Geburtstage, den 18. August, mit der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian von Bayern. Als gutes Omen für seine Zukunft mußte angesehen werden, daß man bald darauf im Anfang des September die von Kossuth auf seiner Flucht bei Orsowa vergrabene Krone sammt andern Reichskleinodien des Königreichs Ungarn wieder auffand und dem rechtmäßigen Herrn überlieferte. Am 24. September kam Kaiser Nicolaus in Olmütz mit dem Kaiser Franz Joseph zusammen und reiste von da nach Berlin, um auch seinen Schwager, König Friedrich Wilhelm IV. zu begrüßen. Er hoffte eine Tripelallianz gegen die Westmächte zu Stande zu bringen, oder wenigstens sich der Neutralität der beiden Großmächte zu versichern. Nur das letztere gelang ihm, wogegen er damals noch versprach, seine Truppen sollten die Donau nicht überschreiten.

Unterdeß hatte sich der Sultan entschieden und sofern die Russen nicht sofort die Donaufürstenthümer räumten, am 4. October den Krieg erklärt. Das gab dem Kaiser Nicolaus einen erwünschten Vorwand, um vorgeben zu können, Er sey eigentlich der Angegriffene. Er gab die Hoffnung nicht auf, durch Fortsetzung der diplomatischen Verhandlungen die vier Großmächte wechselseitig zu neutralisiren. Zunächst sollten die bereits zur Offensive neigenden Westmächte von den noch mehr zur Neutralität neigenden deutschen Mächten getrennt, womöglich mit einander feindlich verwickelt werden. Sodann sollten auch wieder England und Frankreich unter einander gespannt, wo möglich getrennt werden. Rußland hatte alte Freunde genug in den hohen Regionen. Es bezahlte eine Menge geheimer Diener seiner Politik an den auswärtigen Höfen und auffallend viele Federn, Publicisten, welche die Aufgabe hatten, theils Mißtrauen zwischen den Westmächten und deutschen Mächten zu säen, theils von einem innigen, principiellen und traditionellen Einverständniß der deutschen Mächte mit Rußland zu fabeln, theils immer und immer wieder Rußlands Uneigennützigkeit anzupreisen und einen baldigen Frieden

in Ausſicht zu ſtellen, theils endlich die Thatſachen des Krieges zu entſtellen, Rußlands Macht und Truppenzahl zu vergrößern, ſeine Fehler und Unglücksfälle zu bemänteln. Deutſchland wurde mit einer ruſſenfreundlichen Literatur wahrhaft überſchwemmt. Auch die neue Erfindung der Telegraphen wurde benutzt, um durch falſche Gerüchte Tag für Tag die Wahrheit zu verdunkeln, die öffentliche Meinung irre zu führen. Auch die Börſenſpeculation ſchwellte dieſen Erguß von Zeitungslügen unaufhörlich an.

Das ruſſiſche Kriegsmanifeſt vom 1. Nov. athmete Siegesmuth und die ruſſiſchen Blätter wimmelten von Hymnen, die einen noch nicht verdienten Triumph feierten und ohne viele Umſtände vorausſetzten, ganz Europa ſey zur Ernte reif und beſtimmt, dem ruſſiſchen Czaren unterworfen zu werden.*) Die Türken dagegen

*) Eine ſolche Hymne lautete: „Nicht um des Friedens und der Ruhe Europa's willen geifert eure Bosheit gegen uns, ihr abſcheulichen Knechte des Laſters! (wörtlich) die unbefleckte Jungfräulichkeit Rußlands iſt euch unerträglich; ſeine Macht iſt es, die eure Schmähungen erzeugt; Rußlands Liebe zum Czaren, der Ruſſen Hingebung an den Thron und Gehorſam gegen des Czaren Wort und die Liebe zum heiligen Altar — das iſt es, wovor ihr Widerſacher zittert, was euren Neid rege macht. Ihr ſcheint unſere Soldaten, unſer treffliches, ſcharfſchneidiges Bajonnet vergeſſen zu haben!.... Aber Gott hat euch geblendet! Gott wird ſeine Söhne kräftigen; und wären eures Gleichen zwanzig (Völker) gegen Einen, ſo werden wir doch ſiegen! Mit Stumpf und Stiel werden wir die Sippſchaft der vermeſſenen Feinde vertilgen, ohne Zeit und Worte gegen ſie zu verlieren. Wer das rechte Schwert erhebt, findet kein Hinderniß. Der Zeitungen freches, lügenhaftes Winſeln (wörtlich) wird verſtummen im Donner der Siege. Wir, Rußlands Söhne, wollen den laſterhaften (porocznüj — heißt auch entehrt, geſchändet) Söhnen des Weſtens beweiſen, wie denkwürdig uns der heilige Name Byzanz, und wie er uns teſtamentariſch vorbehalten (verbrieft) iſt. Die furchtbare Fauſt Rußlands wird die Feinde zu Boden werfen, und von Nicolaus wieder aufgepflanzt, wird das heilige Kreuz leuchten über dem byzantiniſchen Lande und durch ſeinen Heiligenſchein die wankenden Throne der Fürſten befeſtigen...."

rüſteten in ſtillem Ingrimm, ohne zu prahlen. Omer Paſcha wurde zu ihrem Oberbefehlshaber an der Donau ernannt. Ihre Zahl war ſtärker als die der Ruſſen, aber es befanden ſich nur 45,000 Reguläre (Nisham) und 57,000 Landwehr (Redif) Albaneſen und Irreguläre (Baſchi-Bozuks) dabei, und wenn auch Omer zu einer kräftigen Offenſive über die Donau hinüber ſtark genug geweſen wäre, banden ihn Befehle, ſich defenſiv zu verhalten, bis es den Diplomaten gelingen würde, Rußlands Willen zu beugen. Fürſt Gortſchakof war nicht ſtark genug, um eine große Operation zu wagen, und gleichfalls durch Befehle gehemmt, denn damals galt noch das Verſprechen, welches Kaiſer Nicolaus den deutſchen Großmächten gegeben hatte, er wolle die Donau nicht überſchreiten. Omer wußte das nicht und hatte guten Grund, zu befürchten, die Ruſſen würden ihren rechten Flügel verſtärken und den Verſuch machen, in der Nähe von Widdin den großen Strom zu überſchreiten, um ſich auf dem kürzeſten Wege mit den Serben und dem ſich vorbereitenden Aufſtand der Chriſten in der Türkei zu verbinden. Er befeſtigte daher Kalafat auf dem linken Donauufer, den Brückenkopf der Feſtung Widdin. Seine Vorſicht erſcheint durchaus gerechtfertigt, und es bleibt immer ein Vorwurf für den Kaiſer Nicolaus, einen Krieg mit ſo großen Drohungen angekündigt zu haben, den er mit ſo kleinen Mitteln und ſo energielos begann. War er einmal entſchloſſen, trotz Europa ſeine Eroberung durchzuſetzen, ſo mußte er auch gleich anfangs alles wagen und mit Uebermacht die noch nicht gerüſteten Türken über Donau und Balkan jagen. Fürchtete er ſich aber vor Oeſterreich, das ihm in den Rücken fallen könnte, ſo durfte er auch nicht einmal die Donaufürſtenthümer beſetzen, denn er kam in den Fall, ſie beim erſten Drohen Oeſterreichs ſchimpflich wieder verlaſſen zu müſſen. Wie es ſcheint, machte er einen Anfang zum Kriege in dem Vertrauen, Oeſterreich noch auf ſeine Seite zu ziehen, und hielt Anfangs noch Maaß, eben um Oeſterreich nicht zu reizen.

Der erſte Kanonenſchuß des Krieges erdröhnte vom türkiſchen

Fort Iſaktſcha aus gegen auf der Donau vorüberfahrende ruſſiſche Schiffe am 23. October 1853, ohne weitere Folgen. Der erſte hitzige Kampf aber entſpann ſich bei Oltenitza. Omer Paſcha ſchickte am 4. November 3000 Mann über die Donau hinüber nach dieſem kleinen Ort, wo ſie ſich verſchanzten und den Angriff von 7000 Ruſſen tapfer zurückſchlugen. Die Freude über dieſen kleinen Sieg der Türken und ſeine Uebertreibung in faſt ganz Europa bewies, wie allgemein die Stimmung gegen Rußland war. Ueber dieſen ſehr geringen Erfolg der Türken vergaß man ihre großen Verluſte in Aſien. Im September hatte Schamyl mit ſeinen tapfern Tſcherkeſſen einen Ausfall aus den Bergen gegen Tiflis gemacht, war aber bald wieder zurückgegangen, weil er allein im Tieflande gegen die Ruſſen nichts ausrichten konnte. Die Türken begannen ihre Operationen erſt im folgenden Monat. Am 27. Oct. überfiel Selim Paſcha das ruſſiſche Fort St. Nicolai am ſchwarzen Meere und Ali Riza Paſcha ſchloß Achalzik ein. Aber Achmed Paſcha ließ ſich am 14. November bei Bajandur und nochmals am 1. December bei Gumri vom ruſſiſchen General Bebutof, und Ali am 24. November bei Achalzik von General Andronikof beſiegen.

Mittlerweile rathſchlagten die Miniſter Englands und Frankreichs, was zu thun ſey? Napoleon III. war für raſches Einſchreiten, Lord Aberdeen aber hielt noch zurück. Es kam alſo vorläufig nur zur Eröffnung einer Conferenz der Großmächte zu Wien (am 20. November), um über die Mittel einer friedlichen Ausgleichung des Conflictes zu berathen, und zu einem Vertrage zwiſchen den beiden Weſtmächten und der Pforte (am 27. November), worin die beiden erſteren der letzteren im Voraus ihren Schutz zuſicherten, falls Rußland billige Friedensbedingungen abweiſen würde. Auch wurden die Flotten der Weſtmächte bereits im September durch die Dardanellen vorgeſchoben und legten ſich im Bosporus vor Anker, ohne jedoch ins ſchwarze Meer hinauszuſegeln, weil ſie vorerſt noch jeden feindlichen Zuſammenſtoß mit ruſſiſchen Schif-

fen vermeiden sollten. Nun überfiel aber Nachimof Admiral der vor Sebastopol liegenden russischen Flotte, die zur Unterstützung Selim Paschas in Asien bestimmte, aus dem Bosporus nach Batum segelnde Flotte unter Osman Pascha unterwegs im Hafen von Sinope unter dem Schutz eines Nebels und zerstörte sie gänzlich. Die meisten Türken fielen, Osman selbst wurde schwerverwundet gefangen. Doch hatten sich die Türken so gut gewehrt, daß auch mehrere russische Schiffe sanken.

Am 5. December brachte die Wiener Conferenz einen neuen Friedensvorschlag zu Stande, welcher der Pforte und Rußland erst mitgetheilt werden mußte. Vorher konnte keine der bei der Conferenz betheiligten Mächte einseitig zu den Waffen greifen. Gerade in diesem Stadium kam die Nachricht von der Vernichtung der türkischen Flotte nach Constantinopel und Lord Redcliffe vermochte daher nicht sofort die Flotte des Admiral Dundas, wie sehr dieselbe auch von Zorn und Kampflust glühte, zum Einlaufen in's schwarze Meer zu ermächtigen, sondern mußte erst in London nachfragen. In London selbst aber mußte man gleichfalls erst den Erfolg der Wiener Note abwarten, daher das Zurückhalten der Regierung, während die Ungeduld in der englischen Presse losbrach. Daß es Rußland gewagt, im Angesicht einer großen englischen Flotte einen Seesieg zu erfechten, war die tiefste Beleidigung, die dem englischen Volke widerfahren konnte. Von nun an war der offene Bruch unvermeidlich. Lord Aberdeen konnte den Zorn Palmerstons, des Parlaments und der Presse nicht mehr mäßigen. Am 15. December trat Lord Palmerston aus dem Ministerium unter dem lauten Beifall der Nation, daher auch nur auf wenige Tage, um von der geängstigten Königin alsbald zurückberufen zu werden und alle die Elemente aus dem Ministerium auszuscheiden, die bisher den Krieg verzögert hatten. Sein Programm aber war: Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich, Einlaufen der verbündeten Flotten in's schwarze Meer und Behauptung desselben, bis die Russen die Donaufürstenthümer würden

geräumt haben, und ſofort Kriegserklärung an Rußland, wenn es nicht nachgebe.

Nach der Schlacht bei Sinope herrſchte in Conſtantinopel große Beſtürzung. Der Kapudan Paſcha (Admiral) wurde abgeſetzt und durch Riza Paſcha erſetzt. Noch während des erſten Sinopeſchreckens kam das Wiener Protocoll an. Die Wünſche der vier Großmächte waren in vier Puncte formulirt: §. 1. die möglichſt raſche Räumung der Donaufürſtenthümer; §. 2. die Erneuerung der alten Verträge; §. 3. eine Erklärung (communication) bezüglich der Fermane zur Verleihung religiöſer Privilegien von Seiten der Pforte an ihre nichtmuſelmänniſche Bevölkerung; dieſe Erklärung an die europäiſchen Mächte ſollte von paſſenden Zuſicherungen für jede einzelne von ihnen begleitet ſeyn; §. 4. das bereits getroffene Uebereinkommen über die heiligen Stätten und geiſtlichen Körperſchaften in Jeruſalem wurde endgültig angenommen. — Der Divan verlangte dagegen die Annullirung ſeiner alten Verträge mit Rußland. Und darauf kam es auch allein an. Wenn die alten Verträge hergeſtellt, wenn die Türkei gezwungen wurde, nach §. 3. auch Rußland noch ſpecielle neue Garantien zu geben, ſo wurde es nur immer tiefer in die Netze Rußlands verſtrickt. Die Bevölkerung von Conſtantinopel war in großer Aufregung und erhob Tumult, doch gelang es dem Sultan, die Gemüther wieder zu beruhigen, „es ſey nichts verloren, er werde nicht nachgeben.“ Zugleich kam entſprechender Befehl aus England an, und trotz des Winterſturmes fuhr Admiral Dundas ſtolz in das ſchwarze Meer hinaus, um den Türken zu beweiſen, daß er ihnen von nun an helfen werde. Doch kehrte er bald wieder um, beſſeres Wetter abwartend.

Kaiſer Nicolaus ſelbſt nahm die Vorſchläge des 5. December nicht an und erklärte, was er mit der Pforte allein abzumachen habe, gehe die übrigen Mächte nichts an. Die Vermittlung war alſo für diesmal fehlgeſchlagen und die Weſtmächte ſchritten vor. Napoleon III. war mit Palmerſton längſt einverſtanden und erließ

am 29. Januar 1854 ein Schreiben an den Kaiser Nicolaus im altnapoleonischen Manifeststyl, abgedruckt im Moniteur, worin er dem Czaren sein Unrecht vorhielt und ihm auf würdige Art die Wahrheit sagte. Nicolaus, von dem man erwartete, er werde stolz oder gar nicht antworten, erwiederte das Schreiben ausführlich, höflich und mit viel Sophistik. Da er aber die ausdrückliche Forderung der Westmächte, die Donaufürstenthümer zu räumen, zurückwies, war der Krieg unvermeidlich. Die diplomatischen Verbindungen zwischen den Westmächten und Rußland wurden im Februar abgebrochen, am 28. März erfolgte die Kriegserklärung der ersteren. Unter diesen Umständen gewann die Neutralität Oesterreichs doppelten Werth für Rußland. Graf Orlow wurde im Januar nach Wien geschickt, sie zu befestigen, aber Oesterreich forderte auch seinerseits den Rückmarsch der russischen Truppen aus den Donaufürstenthümern und stellte, als Orlow nur ausweichende Antworten gab, ein Beobachtungscorps an der serbischen Gränze auf, um nöthigenfalls dem Omer Pascha vor Widdin die Hand zu reichen, wenn Gortschakof Miene machen sollte, sich mit den Serben zu verbinden. Auch Preußen, dem Rußland damals eine enge Allianz antrug, weigerte sich, erkannte an, daß Rußland im Unrecht sey, und ermahnte es zu billigem Nachgeben.

Inzwischen verfolgte Rußland seinen Plan. Gortschakof ließ einen Angriff auf Kalafat machen, den von den Türken verschanzten Brückenkopf von Widdin. Wäre es ihm hier durchzubrechen gelungen, so hätte er in Serbien festen Fuß gefaßt. Hier hatte der russische Consul Trumenski (wie Menzikof in Constantinopel) im März 1853 dem regierenden Fürsten Alexander heftig gedroht, die Absetzung des russenfeindlichen Minister Garaschanin erzwungen und hoffte durch die starke Partei des abgesetzten Fürsten Miloſch den Fürsten Alexander zu stürzen.*) Aber General Anrep, dem

*) Rüstow in seiner Geschichte des Kriegs hält den Angriff der Russen auf Kalafat nur für eine Maske, um Omer Pascha zu täuschen und von

die Einnahme von Kalafat anvertraut war, konnte mit 50,000 Mann doch nicht zum Ziele gelangen, denn der tiefe Koth machte die türkiſchen Verſchanzungen unangreifbar; die Ruſſen hatten in dem menſchenleeren Lande bei der rauhen Jahreszeit unſäglich auszuſtehen und wurden durch Krankheiten decimirt. Zum Ueberfluß empörten ſich die von den alles plündernden Ruſſen zur Verzweiflung gebrachten wallachiſchen Bauern. In Kalafat befehligte Achmed Paſcha 16,000 Mann. Unter ihm aber diente Iskander Bey (der polniſche Graf Jelinski), der ſich in den kühnſten Reitergefechten auszeichnete. Am 6. Januar ließen ſich die Ruſſen bei Cetate (vor Kalafat) von den Türken überfallen und ſchlagen und unternahmen dann nichts mehr, weil die Oeſterreicher ihr Truppencorps an der Grenze, befehligt von Coronini, auf 50,000 Mann verſtärkten.

Der Aufſtand der ſlaviſchen Serben, Bulgaren, Bosnier, der den Ruſſen den Weg nach Conſtantinopel hätte öffnen ſollen, unterblieb nun und nur im Süden brachen die von Rußland beſtochenen griechiſchen Klephtenführer los, hauptſächlich um nach ihrer Gewohnheit Beute zu machen. Zwar ſchmeichelte man ſich am Hofe zu Athen, der Aufſtand könne eine Vergrößerung des Königreichs Griechenland zur Folge haben, und täuſchte ſich desfalls über die Abſichten Rußlands; allein König Otto hatte die Mittel nicht, mit der Pforte Krieg zu führen, und konnte jeden Augenblick durch die Flotten der Weſtmächte gemaßregelt werden. Deshalb blieb der

---

der untern Donau wegzulocken. Allein wenn es den Ruſſen nicht Ernſt geweſen wäre, hätten ſie ſchwerlich gerade dieſen, die Eiferſucht Oeſterreichs herausfordernden Angriff im Weſten der Wallachei gemacht. Es iſt viel wahrſcheinlicher, daß ſie ſich damals wirklich haben mit Serbien in Verbindung ſetzen wollen, und daß nur das Mißlingen ihres Angriffs auf Kalafat, der ſchwache Fortgang der Inſurrection in Bulgarien, die ſichere Haltung des Fürſten Alexander von Serbien und die Drohungen Oeſterreichs ſie von weiteren Operationen in dieſer Richtung, die beim Beginn des Krieges in ihrem Plan lagen, abgeſchreckt haben.

neugriechische Aufstand auf Raub, Mord und Brand beschränkt, um bald wieder erstickt zu werden, und half den Russen nichts. Die erste Erhebung erfolgte am 27. Januar 1854 zu Radowitzi in Epirus mit Verkündigung einer pomphaften Proclamation im Styl des Jahres 1820. Am 7. Februar lief die Besatzung von Athen, trotz der königlichen Abmahnung, den Insurgenten zu, deren vornehmster Anführer Grivas war. Allein vor Arta erlitten sie schon am 10. eine Niederlage und mußten in die Gebirge flüchten. Noch kläglicher liefen die kleinen Insurrectionen in Thessalien und Macedonien ab, die bald unterdrückt wurden. Die Klephten im Süden kamen indeß aus ihren Schlupfwinkeln immer wieder zum Vorschein und Tzavellas stellte sich zu Peta sogar an die Spitze einer provisorischen Regierung des künftigen byzantinischen Reichs. Aber die Klephtenhäuptlinge waren nicht einmal unter sich einig. Grivas klagte seine eigenen Leute des Verrathes an. Im April machten ägyptische Truppen dem Unfug ein Ende. Osman Pascha nahm Peta ein. Am 23. Mai ankerte eine kleine westmächtliche Flotte im Piräus und eine französische Brigade landete, um dem König von Griechenland die Mittel zu gewähren, seine eignen Unterthanen im Zaum zu halten und den Frieden mit der Türkei nicht ferner brechen zu lassen. Es gab dabei schmerzliche Auftritte. Der billige Wunsch der Neugriechen, von den Zeitumständen Vortheil zu ziehen, konnte nicht gewährt werden. Die Westmächte konnten den Aufruhr gegen die Pforte nicht zugeben und Rußland selbst hatte gar nicht die Absicht, den Neugriechen beizustehen oder ihr kleines Reich zu vergrößern, sondern wollte sie nur als Mittel zu seinen eigenen Zwecken ausnutzen. In den Gebirgen hielt sich der Räuber Hadschi Petru noch eine Zeitlang, blieb aber isolirt.

Da nun der große christliche Aufstand in der Türkei, auf den der Kaiser von Rußland anfangs große Hoffnungen gesetzt zu haben scheint, gänzlich mißlang, und er, immer noch im Vertrauen auf die Neutralität Oesterreichs, nicht mehr zurück-, sondern kühn

weiter vorwärts gehen wollte, verfügte er im März eine außerordentliche Rekrutenaushebung von 9 Mann auf je 1000 Seelen. Die Kreuzzeitung hatte schon am 30. December die Armee, welche der Kaiser mit leichter Mühe zusammenbringen könne, auf 2¼ Millionen Mann berechnet. Solche Prahlereien der Russomanen waren aber übel angebracht, weil sie durch den wahren Befund und Erfolg, der nicht verborgen bleiben konnte, beschämt werden mußten. Die russischen Truppen wurden fortwährend kirchlich fanatisirt, den ganzen Krieg sollten sie als Kreuzzug gegen die Ungläubigen auffassen, und der Aufstand der Christen, der nicht vor der russischen Armee hergegangen war, sollte nun wenigstens derselben nachfolgen, indem wallachische, slavische und griechische Freicorps als Kern einer künftigen größeren Insurrectionsarmee dem russischen Heere angereiht wurden. Im Frühjahr kam eine neue große Bewegung in die russischen Lager. Der greise Fürst Paskiewitsch, der niebesiegte, sollte Oberfeldherr werden, schickte aber den Chef seines Generalstabs, Schilder, voran, um einstweilen die geeigneten Dispositionen zu treffen.

Schilder verfuhr nach einem ganz neuen Plane. Der früher beabsichtigte Offensivstoß auf dem rechten Flügel wurde gänzlich aufgegeben und ein anderer auf dem linken Flügel vorbereitet. Die russischen Truppen zogen sich von Kalafat zurück, ein Corps unter Lüders überschritt Mitte März die Donau weit unten in der Nähe des Pruth, besetzte die nicht ernstlich von den Türken vertheidigte Dobrudscha, drang über den Trajanswall vor und vereinigte sich mit dem Gros der Armee unter Schilder, der weiter oben die Donau überschritt, vor Silistria. Die Türken hatten nur in kleinen blutigen Vorpostengefechten Widerstand geleistet, ohne gegen die russische Uebermacht eine offene Feldschlacht zu wagen. Omer Pascha zog sich mit seinem Heere nach Schumla zurück, vor sich die Festungen Varna, Silistria, Rustschuck, mit denen er so lange als möglich die Verbindung unterhielt.

Der Uebergang der Russen über die Donau war nicht nur

Trotz, den sie den Westmächten boten, sondern auch eine Verhöhnung und Herausforderung Oesterreichs, welches bisher sein friedliches Verhalten und seine Versöhnungsversuche durch das Vertrauen, die Russen werden die Donau nicht überschreiten, motivirt hatte.*) Die Westmächte schlossen mit der Türkei am 12. März ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Rußland ab und ließen Landtruppen einschiffen, um den Türken in der Vertheidigung des Balkan und Constantinopels beizustehen, da die Russen offenbar dahin marschirten. England wollte anfangs nur 10,000 Mann abgehen lassen, aber der zu ihrem Befehlshaber ernannte Lord Raglan (der bei Waterloo einen Arm verloren) verlangte die doppelte Zahl und erhielt sie. Auch diese Zahl war äußerst unbedeutend und rechtfertigte die Vermuthung, daß England immer noch erwartet habe, Rußland werde bloßen Demonstrationen nachgeben, oder aber daß England zuerst Frankreich, dann Oesterreich habe vorschieben und seine eigenen Kräfte sparen wollen. Uebrigens machte auch ein englischer Prinz, der Herzog von Cambridge, den Zug in die Levante mit und reiste über Paris und Wien, um die Monarchen daselbst im Namen Englands zu becomplimentiren. Auch einige englische Regimenter wurden zu Lande über Paris spedirt und dort enthusiastisch begrüßt und geliebkost. Napoleon III. machte ein großes Nationalanleihen zum Behuf seiner Rüstungen und man drängte sich dergestalt zu den Unterzeichnungen herbei, daß schon im März 467 Millionen Franken gedeckt waren. Sofort gingen zunächst 40—50,000 Mann unter Marschall von St. Arnaud nach dem Orient ab. Die von Canrobert befehligte erste Division verließ Marseille am 1. April. Ihr gesellte sich

*) Diesem Trotz und Hohn gab die St. Petersburger Zeitung am 25. März den schlagendsten Ausdruck in ein Paar Spottversen:

England und Frankreich.	Rußland.
Räumt die Fürstenthümer gleich,	Gut wir räumen sie noch heute,
Oder wir bekriegen euch.	Aber — nach der andern Seite.

auch Prinz Napoleon, Sohn Jerome's, des ehemaligen Königs von Weſtphalen, bei. Ihr erſter Landungsort war Gallipoli unterhalb der Dardanellen. Da die Landtruppen noch zu ſchwach waren, um etwas Großes unternehmen zu können, die Weſtmächte aber irgend etwas thun mußten, um ihre Stärke zu erproben und Ruſſen und Türken Achtung zu gebieten, machten die Flotten einen Angriff auf Odeſſa, wo ſie am 22. April eine Anzahl Handelsſchiffe und einige Häuſer in Brand ſteckten, ohne die eigentliche Stadt zu bombardiren, die ſie offenbar ſchonen wollten. Es genügte ihnen, den Ruſſen einen erſten Schrecken eingejagt zu haben.

Oeſterreich war durch das Vorgehen der Ruſſen verletzt worden. Zwar entſchuldigte ſich Kaiſer Nicolaus, er habe die Donaulinie überſchreiten müſſen, weil die Weſtmächte in's ſchwarze Meer eingedrungen ſeyen. Allein das konnte Oeſterreich nicht beruhigen. Oeſterreich mußte um jeden Preis den von Kaiſer Nicolaus beabſichtigten Eroberungszug nach Conſtantinopel verhindern. Es war bei Erhaltung des europäiſchen Gleichgewichts in dem gegenwärtigen Falle ſogar noch mehr intereſſirt als England und Frankreich. Auf Oeſterreich zuerſt mußte die ruſſiſche Uebermacht drücken, wenn die Türkei ruſſiſch wurde. Deshalb war Oeſterreich feſt entſchloſſen, die Ruſſen nicht über den Balkan zu laſſen. Es verſtändigte ſich aber mit Preußen. Preußen hatte von Anfang an zugegeben, daß Rußland im Unrecht ſey und daß es im preußiſchen Intereſſe nicht liege, die ungeheure Macht Rußlands durch Einverleibung der Türkei noch mehr anzuſchwellen. Nur den Frieden wollte Preußen erhalten wiſſen. Es ging alſo gern auf das ihm von Oeſterreich angetragene Schutz- und Trutzbündniß vom 20. April ein, worin es ſich verpflichtete, mit Oeſterreich gemeinſam Rußland den Krieg zu erklären, wenn deſſen Heer den Balkan überſchreiten oder auch nur die Donaufürſtenthümer Rußland förmlich incorporirt werden ſollten. Aber Kriegsminiſter von Bonin wurde (5. Mai) entlaſſen, weil er

die bloße Möglichkeit einer Allianz Preußens mit Rußland einem „Vatermorde“ verglichen hatte. Damals entfernte sich der Prinz von Preußen kurze Zeit vom Hofe. Auch der preußische Gesandte in London, Bunsen, empfing seinen Abschied, weil er das englische Interesse zu sehr mit dem preußischen verwechselt haben sollte. Die Wiener Conferenz vereinigte sich in einem neuen Protocoll vom 9. April zu einer entschiedenen Mißbilligung des weiteren Vorschreitens Rußlands.

Kaiser Nicolaus wollte aber noch nicht nachgeben. Die von Seiten der Westmächte ihm entgegengeschickten Streitkräfte waren noch unerheblich, die Drohungen der deutschen Mächte konnten ihm erst Besorgnisse einflößen, wenn er über den Balkan ging. Bis dahin blieb ihm noch ein weiter Spielraum, um glänzende Erfolge zu erringen. Fürst Paskiewitsch, vermöge eines besonderen Privilegiums gleich dem Kaiser selbst mit Läuten aller Glocken in Jassy am 16. April und eben so in Bukarest empfangen, begab sich vor Silistria, dessen Belagerung schon am 14. begonnen hatte. Seine Absicht war, Omer Pascha aus Schumla herauszulocken, um ihn in offener Schlacht zu besiegen, ein Manöver, wie es Diebitsch im Jahr 1829 so wohl gelungen war (Th. IV. S. 191). Deswegen beschleunigte der russische Feldherr die Eroberung Silistria's anfangs nicht und ließ sogar die Cernirung der Stadt unvollendet, immer in der Erwartung, Omer werde ihr zu Hülfe kommen wollen. Aber Omer Pascha war schlau und that es nicht. Endlich sollte wenigstens die Stadt erobert werden, allein sie wurde vom Commandanten Mussa Pascha und von dem preußischen*) Artillerieoffizier Grach auf's einsichtsvollste und tapferste vertheidigt.

*) Schon mehrere Jahre vor dem Kriege waren Artillerieoffiziere auf Bitte des Sultans von Seite des Königs von Preußen nach Constantinopel geschickt worden, um die türkische Artillerie einzuüben. Das war seit dem Beginn des Krieges für die Türken von großem Nutzen. Grach war nicht in die Heimath zurückgekehrt, sondern bei den Türken geblieben. Auch er kam um.

Wüthende Stürme vom 27—29. Mai wurden abgeschlagen, General Schilder beim Rückzug und bei der Verfolgung tödtlich verwundet, eben so aber auch Mussa innerhalb der Stadt von einem Granatsplitter. Am 8. Juni erhielt Fürst Paskiewitsch selbst eine Contusion, die ihn nöthigte das Lager zu verlassen, und am 21. gab er die Belagerung Silistria's auf und befahl den Rückzug der ganzen russischen Armee über die Donau, ja selbst über den Pruth.

Das hatte seinen einfachen Grund in dem energischen Vorgehen Oesterreichs. Am 10. Juni kamen der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen in Tetschen zusammen und Preußen unterstützte eine österreichische Note, worin Rußland aufgefordert wurde, unverzüglich die Donaufürstenthümer zu räumen. Am 14. schloß Oesterreich bereits mit der Pforte selbst einen Vertrag, der ihm gestattete, die Donaufürstenthümer mit österreichischen Truppen zu besetzen. Die zu Bamberg tagenden Vertreter der deutschen Mittelstaaten zögerten zwar bis zum 20. Juli, ehe sie sich an die beiden deutschen Großmächte in der russischen Frage anschlossen, vermochten aber dem russischen Kaiser keinen Rückhalt zu gewähren. Die Ankunft der ersten englischen und französischen Regimenter in Varna, wohin sie damals von Gallipoli aus eingeschifft wurden, konnte, da ihre Zahl noch gering war und es ihnen an Transportmitteln fehlte, die Russen eher zu einem Angriff locken, als sie zum Abzug bewegen. Nur die drohende Stellung der österreichischen Armee unter Coronini in Siebenbürgen zwang die Russen zur Umkehr, denn ein Marsch der Oesterreicher an den Pruth hätte hingereicht, Paskiewitsch und die ganze russische Armee von ihren einzigen Zufuhren abzuschneiden und zur Capitulation zu zwingen. Indem aber Kaiser Nicolaus seiner Armee den Rückzugsbefehl ertheilte, zog er aus dem scheinbaren Nachtheil, in den er gekommen war, wieder den größten Vortheil, denn die deutschen Großmächte fühlten sich durch die Nachgiebigkeit, die er *ihnen* erwiesen hatte, geschmeichelt und beruhigt. Er

konnte von nun an darauf rechnen, daß sie am activen Kriege keinen Theil nehmen würden. Die Oesterreicher zogen in die Wallachei und Moldau ein, sobald die Russen dieselben verließen, und trennten somit die beiden kriegführenden Parteien. Rußland war sicher, daß ihm weder Omer Pascha, noch die Westmächte über den Pruth folgen würden. Ein höchst unkluger Versuch der Alliirten, von Varna aus in die Dobrudscha vorzudringen, endete kläglich, weil das unfruchtbare Land und die Hitze die Leute erschöpfte. Die Cholera raffte in wenigen Tagen 2000 von ihnen hinweg (Ende Juli).

Der Krieg war eigentlich damals schon entschieden. Von dem Augenblick an, in welchem Oesterreich und Preußen sich befriedigt zeigten, und die europäische Türkei, das Balkan- und Donaugebiet aufhörte, Kriegsschauplatz zu seyn, waren die Westmächte theils zu schwach, theils fanden sie wenig angreifbare Grenzen des russischen Reichs, um entscheidende Erfolge erringen zu können. Es war also vorauszusehen, daß mehr oder weniger der status quo ante würde zurückgeführt werden, so zwar, daß Rußland für diesmal seinem türkischen Eroberungsplan entsagen mußte, aber auch keineswegs eine solche Schwächung seiner Macht erlitt, die ihm verwehrt hätte, denselben Plan nächstens wieder aufzunehmen. Es läßt sich nicht läugnen, daß eine Schwächung Rußlands in der bezeichneten Art im Interesse der deutschen Großmächte gelegen haben würde, mehr noch, als in dem der Westmächte, denn Oesterreich und Preußen sind durch die Uebermacht Rußlands noch viel unmittelbarer bedroht, als Frankreich und England. Man konnte wenigstens erwarten, daß damals etwas geschehen werde, um für Holstein und Schleswig günstigere Bedingungen zu erwirken. Sowohl Rußland als England waren damals im Fall, der deutschen Stimme nachgeben zu müssen und desfalls auf Dänemark einzuwirken. Aber der kostbare Augenblick wurde versäumt.

Durch die Neutralität Preußens wurde auch Schweden ver-

hindert, sich den Westmächten anzuschließen. Schweden konnte nichts sehnlicher wünschen, als eine Schwächung Rußlands, denn es lebte nur noch gleichsam durch die Gnade seines übermächtigen russischen Nachbars. Aber eine schwedische Armee hätte nur dann wagen dürfen, Finnland wiederzuerobern, wenn gleichzeitig eine preußische Armee gegen Riga vorgerückt wäre. Die Engländer rüsteten eine große Flotte unter Admiral Charles Napier aus, der auch eine französische sich beigesellte, in der Absicht, durch die Ostsee bis in den finnischen Meerbusen vorzudringen, Kronstadt, die Inselfestung, welche den Zugang zur russischen Hauptstadt St. Petersburg beschützt, zu erobern, und dann diese große Stadt selbst, wenn nicht zu erobern, wozu es an einer Landmacht fehlte, doch zu bombardiren. Je nachdem die Flotten Erfolg haben würden oder noch eine Möglichkeit sich darbot, Preußen zur Action gegen Rußland fortzureißen, hoffte man auch noch auf den Beitritt des mit Recht vorsichtigen Schwedens. Einstweilen aber blieb Schweden neutral und Napier fand auf der ganzen Ostsee nichts Besseres zu thun, als russische Handelsschiffe wegzucapern und an den Küsten Finnlands friedliche Städte und Dörfer, Holz- und Theervorräthe zu verbrennen, was die Finnen, die man hätte gewinnen sollen, nur gegen die Westmächte erbittern mußte. Endlich vor Kronstadt angelangt, erkannte Napier, diese Feste sey unangreifbar. Schiffe konnten nur auf einem schmalen Fahrwasser herankommen und waren der Wirkung unzähliger Geschütze des schwersten Calibers ausgesetzt. Deshalb kehrten die Flotten im Herbst wieder heim, nachdem einige französische Landungstruppen unter Baraguay d'Hilliers am 16. August die kleine Festung Bomarsund auf den russischen Alandsinseln erobert hatten. Einige englische Schiffe waren auch in das weiße Meer eingedrungen, blokirten Archangel und zerstörten den Hafen von Kola.

Damals war eine russische Flotte unter Admiral Putjatine in den chinesischen Gewässern. Von dieser Flotte plötzlich angegriffen, bombardirt und geplündert zu werden, befiel alle englischen

Colonien im ſtillen Ocean eine panſche Furcht. Zu Shanghai und Hongkong in China, ſogar zu Sidney und Melbourne in Neuholland flüchteten die reichen Engländer ihre Schätze. Die nämliche panſche Furcht aber ergriff die Ruſſen, weil ihre Flotte ſich nicht getraute, den Kampf mit einer engliſchen aufzunehmen. Wie gejagte Haſen verſchlupften ſich die ruſſiſchen Handelsſchiffe in die verſteckten Häfen von Kamtſchatka, wo ſie dennoch von den Engländern aufgeſpürt wurden, indeß Putjatine mit der Kriegsflotte in einem neutralen Hafen in Japan ganz unbemerkt blieb und ſich mäuschenſtill hielt, ſo daß der engliſche Admiral Stirling, der an einem andern Küſtenpunct Japans landete, nichts von ſeiner Anweſenheit erfuhr. Der engliſche Admiral Price kam Ende Auguſt 1854 vor Petropaulowsk, konnte aber die kleine Feſtung nicht erobern und ſchoß ſich aus Unmuth mit einer Piſtole todt. Im nächſten Frühjahr kamen die Engländer wieder, fanden aber Petropaulowsk gänzlich verlaſſen, weil die ſchlauen Ruſſen es vorgezogen hatten, ſich mit allen Vorräthen in's Innere des Landes zurückzuziehen. Die Stadt wurde nun von den Engländern zerſtört, aber Sitka, wohin ſie ebenfalls kamen, geſchont.

Aegypten wagte damals keine Sonderpolitik mehr, ſondern leiſtete dem Sultan treue Lehnspflicht durch Zuſendung von Schiffen und Landtruppen. Der alte Mehemet Ali ſtarb geiſtesſchwach 1849, ſein energiſcher Sohn Ibrahim ſchon 1848, des letztern Sohn Abbas blieb dem Sultan ergeben und als er am 14. Juli 1854 ſtarb, that ſein Oheim und Nachfolger Saïd das Gleiche.

Die Landtruppen der Weſtmächte waren größtentheils nach Varna verſetzt worden. Nur ein ſtarkes Depot blieb in Konſtantinopel zurück, wo Kaſernen und Lazarethe für Franzoſen und Engländer mit Bewilligung des Sultans errichtet wurden. Die Truppen litten aber in Varna außerordentlich an ſchlechter Verpflegung, an der Hitze des Clima's, Ruhr und Cholera, und retteten bei einem großen Brande, der die Stadt am 10. Auguſt verzehrte, nur mit äußerſter Noth ihr großes Pulvermagazin.

Auch mit den Türken vereinigt waren ſie nicht ſtark genug, um etwa vom Pruth oder Odeſſa aus in's Herz Rußlands vordringen zu können, weil ſie von Oeſterreich desfalls nicht unterſtützt wurden. In einem großen Kriegsrath zu Varna wurde berathen, was jetzt anzufangen ſey? Ferhat Paſcha (General Stein, der Renegat), von der türkiſchen Armee in Aſien forderte dringend zu einer Unterſtützung dieſer Armee durch die Weſtmächte auf und ſetzte auseinander, wie leicht es ſeyn würde, die Ruſſen aus Transkaukaſien zu vertreiben und welches reiche Pfand dadurch gewonnen werden würde. Auch ein Schwager Schamyls erſchien mit 50 tſcherkeſſiſchen Häuptlingen, ſprach in gleichem Sinn und bot die ganze Macht der Tſcherkeſſen an. In der That wäre es den Ruſſen unendlich ſchwer geworden, ſich gegen die vereinigte Macht der Weſtmächte, der Türken und Schamyls zu behaupten oder in dieſen fernen Gegenden Verſtärkungen an ſich zu ziehen. Sie waren unter dem transkaukaſiſchen Gouverneur, dem alten Fürſten Woronzof (der bald ſein Amt niederlegte) und einigen energiſchen Generalen nur relativ ſtärker, als die zwar zahlreiche, aber faſt nur aus Baſchi Bozuks beſtehende türkiſche Armee in Aſien unter ihren uneinigen und unfähigen Führern. Wenn aber Omer Paſcha mit der regulären türkiſchen Armee, wenn eine franzöſiſch-engliſche Armee gekommen wäre, ſo hätten die Ruſſen unfehlbar unterliegen müſſen. Gerade damals erfochten ſie wieder einige Siege in Aſien, am 9. Juni bei Uſurgeti, am 31. Juli fiel die Feſtung Bajazet in ihre Hände und am 5. Auguſt ſiegten ſie nochmals bei Kuruk Dara. Ihnen hier mit Kraft entgegenzutreten, mußte beſonders im Intereſſe Englands liegen. Waren die Ruſſen einmal aus Transkaukaſien vertrieben, ſo herrſchte Englands Einfluß in Perſien vor, das beſte Mittel, ſein indiſches Reich zu ſchützen und ſein Anſehen in ganz Aſien zu verſtärken. Aber Frankreich lag weniger an dieſer Eroberung, die es nicht für ſich, ſondern mehr für England gemacht haben würde. St. Arnaud entſchied für einen Angriff auf Sebaſtopol, den großen Kriegshafen in der Krimm,

um hier die ruſſiſche Macht raſch und aufs empfindlichſte zu treffen, denn ſeine Soldaten verlangten nach ſo langer tödtlicher Ruhe nach Kampf und Sieg, und er ſelbſt, der franzöſiſche Marſchall, fühlte bereits den Tod in ſeinen Adern und wollte nicht ruhmlos ſterben. Lord Raglan aber billigte den Plan, weil es die Zerſtörung der ruſſiſchen Marine im ſchwarzen Meere galt.

Die Franzoſen und Engländer hatten in Gallipoli, Varna und in der Dobrudſcha, ohne den Feind geſehen zu haben, nur an Krankheiten bereits 15,000 Mann verloren, waren aber nach den Liſten noch 55,000, in der Wirklichkeit vielleicht etwas weniger ſtark, und ſchifften ſich nebſt 6000 Türken nach der Krimm ein, wo ſie am 14. September in der Nähe von Eupatoria landeten, ohne vom Feind aufgehalten zu werden. Der Anblick der vielen hundert größen und kleinen Schiffe, die bei heiterem Himmel hier anlangten, ſoll äußerſt majeſtätiſch geweſen ſeyn. Eupatoria liegt an der Weſtküſte der Krimm auf ebenem Ufer. Die ganze Halbinſel iſt eben, größtentheils unbebaut und waſſerarm, nur den Südrand nimmt ein Gebirge ein. In dieſes Gebirge lauft vom Weſten her eine Meeresbucht hinein und in ſie mündet das Flüßchen Tſchernaja. Auf der Südſeite dieſer Bucht aber liegt die befeſtigte Stadt Sebaſtopol, auf der Nordſeite liegen ſtarke Feſtungswerke. Innerhalb der Bucht befand ſich damals die ruſſiſche Flotte, mit der Admiral Nachimof bei Sinope geſiegt hatte, im Hafen eingeſchloſſen, 54 Segel, die es nicht wagten, auszulaufen und ſich mit den Flotten der Weſtmächte zu meſſen. In der Feſtung waren ungeheure Vorräthe von ſchwerem Geſchütz und Munition gehäuft, die Ausrüſtungsmittel für große Flotten auf lange Zeit. Der commandirende Obergeneral und Gouverneur der Krimm, Admiral Fürſt Menzikof, hatte zwar weniger Truppen bei der Hand, als die Verbündeten, nahm aber jenſeits der Alma auf dem Gebirge mit 33,000 Mann eine ſo feſte Stellung, daß er hoffte, die Macht des Feindes werde ſich hier brechen und erſchöpfen; ja er war ſo zuverſichtlich, daß er die Damen von Sebaſtopol einlud, nach ſei-

nem Lager zu fahren und die Vernichtung des Feindes mit anzuſehen. Als aber die Verbündeten am 20. September an die Alma heranrückten, erſtieg General Bosquet mit den tapfern Zuaven*) die beinah ſteilrechten Uferfelſen in der linken Flanke der Ruſſen und brachte ſogar Kanonen in ſolcher Schnelligkeit hinauf, daß Menzikof, obgleich er in der Front durch ſein wohlgezieltes Feuer den Engländern und Franzoſen ſchwere Verluſte zufügte, dennoch durch jenen Angriff in der Flanke zum Rückzug gezwungen wurde, ja er wäre vernichtet worden, wenn die Verbündeten Reiterei zum Verfolgen gehabt hätten. Da er ſich oſtwärts in die Gebirge zurückgezogen und Sebaſtopol mit einer nur ſchwachen Beſatzung weſtwärts liegen ließ, hätte dieſe Feſtung überrumpelt und genommen werden können. Aber eine Recognoscirung der nördlichen Forts ergab, daß dieſelben zu ſtark ſeyen, um, ohne vorher Belagerungsgeſchütz anzuwenden, erſtürmt werden zu können. In einem Kriegsrath, dem Marſchall St. Arnaud zum letztenmal anwohnte, indem ihn die Cholera nur noch wenige Tage leben ließ, wurde nun beſchloſſen, eine neue Stellung ſüdwärts von Sebaſtopol zu nehmen, auf einer Hochebene, die durch das enge Thal der Tſchernaja gegen einen Angriff von Oſten her geſchützt wird und im Süden durch die Bucht von Balaklava, im Weſten durch die Bucht von Kamieſch die Verbindung mit den Flotten offen ließ. In dieſer Stellung gegen einen etwaigen Angriff einer Entſatzarmee gedeckt, konnten die Verbündeten hoffen, Sebaſtopol eher zu erobern, ſofern es gerade auf dieſer Seite damals noch viel weniger befeſtigt war. Ein raſcher Sturm wäre hier, wie die Ruſſen ſelbſt ſpäter eingeſtanden haben, wahrſcheinlich gelungen, aber St. Arnauds tödtliche Krankheit brachte Stocken

*) Urſprünglich eingeborne Afrikaner, die von den Franzoſen in Algier angeworben wurden, nach und nach aber erſetzt durch Franzoſen, welche nur die muhamedaniſche Tracht beibehielten. Cavaignac war eine Zeitlang ihr Chef geweſen. Sie galten als die feurigſten und unbeſieglichſten Truppen der Armee.

in die Unternehmungen der Franzoſen, während die Engländer überhaupt immer langſamer und methodiſcher handelten. Der Sturm wurde nicht gewagt.

Ganz Europa aber durchlief die angeblich von einem Tartaren an die türkiſche Grenze gebrachte Nachricht, Sebaſtopol ſey unmittelbar nach der Schlacht an der Alma gefallen, und ein vorzeitiges Jubelgeſchrei folgte ihr als lange nachhallendes Echo.

In der Wirklichkeit hatten die ſiegreichen Armeen nichts gewonnen, ſondern ihre Noth ging jetzt erſt an. Sie hatten die erſte koſtbare Zeit verſäumt und Menzikof konnte die Beſatzung der Feſtung verſtärken. Das Glück gab ihm in dem Artilleriehauptmann Todtleben einen Gehülfen, wie er ihn brauchte, denn dieſer geniale Officier, der während der nachfolgenden Belagerung bis zum General emporſtieg, ſchuf in wunderbarer Schnelligkeit rings um die Südſeite der Stadt her neue, zahlreiche und auf's vortrefflichſte angelegte Redouten, Gräben, Minen ꝛc. und machte den Zugang faſt unmöglich. Gleich nach der Schlacht an der Alma hatte Menzikof ſchon den Eingang vom Meer zum Hafen durch Verſenkung ſieben großer Schiffe auch für die Flotten der Weſtmächte unnahbar gemacht.

St. Arnaud konnte noch auf ein Schiff gebracht werden, ſtarb aber am 29. September auf dem Meere, in tiefem Schmerz und hoher Freude zugleich, denn bis auf den letzten Augenblick überwog bei ihm das ſtolze Gefühl des Siegers die körperlichen Leiden und die beängſtigende Gewißheit eines frühen Todes. Dieſer Marſchall hatte für die franzöſiſche Armee noch eine andere Bedeutung. Er war nämlich ſehr fromm und pflegte unter den Truppen jene hohe Achtung für die Religion, durch die ſich die Franzoſen in der Krimm ſo auffallend auszeichneten. Die unzertrennlichen Gefährten und Lieblinge der franzöſiſchen Armee waren die barmherzigen Schweſtern, welche die Lazarethe beſorgten, und die Feldprieſter. General Canrobert übernahm an St. Arnauds Stelle den Oberbefehl.

Die Engländer ſetzten ſich an der Bucht von Balaklava, die Franzoſen an der von Kamieſch feſt und begannen auf dem Plateau die regelmäßige, ſehr langweilige Belagerung der Südſeite von Sebaſtopol. Die Eröffnung von Laufgräben war wegen des felſigen, nur von einer dünnen Erdſchicht bedeckten Terrains äußerſt ſchwierig. Am 17. October verſuchten die Verbündeten die erſte großartige Beſchießung des Platzes zugleich vom Lande und von der Flotte aus, aber die Ruſſen beſaßen viel mehr ſchweres Geſchütz und erwiderten das Feuer mit ſolcher Ueberlegenheit, daß die Verbündeten einen Sturm, den ſie anfangs im Sinn gehabt, nicht wagten. Am unzureichendſten hatten ſich die Flotten erwieſen, deren Kanonen an den Mauern der Feſtung nur ſchwache Verheerungen angerichtet, aber ſelbſt vom feindlichen Feuer ziemlich empfindlich gelitten hatten. Seitdem wagten die Flotten gar keinen Angriff mehr und dienten nur noch, Lebensmittel, Munition und Verſtärkungen nach der Krimm und Verwundete von dort zurückzubringen. Die Ruſſen in der Feſtung verloren aber am 17. an Todten 500 Mann, worunter ihr tapferer Viceadmiral Kornilof. Nach dieſem mißlungenen Angriff ließ der ruſſiſche Gegenſtoß nicht auf ſich warten. Am 25. October befahl Menzikof, nachdem ihm eben Verſtärkungen zugekommen waren, dem General Liprandi, die Stellung der Engländer bei Balaklava anzugreifen. Die engliſche Reiterei ſtürzte ſich allzu blind in den Kampf und erlitt ungeheuren Verluſt. Die Ruſſen behaupteten das Schlachtfeld und unternahmen am 5. November einen noch weit energiſcheren Angriff. Denn die Großfürſten Nicolaus und Michael waren gekommen und von dem Heere, welches früher unter Gortſchakof an der Donau operirt hatte, neue Verſtärkungen angelangt. Mit 51,000 Mann wurde nun die engliſche Stellung abermals forcirt, bei Inkerman. Allein die ruſſiſchen Corps waren ungeſchickt geführt und ſo gelang es dem ſchnellblickenden Bosquet, ihnen in die Flanke zu kommen und durch ſeine Kühnheit die Engländer zu retten. Die Ruſſen mußten mit ſchwerem Verluſt umkehren. Nun aber fiel der Herbſtregen

in Strömen nieder, setzte die ganze Gegend unter Wasser, füllte die Gräben aus und machte die von den verbündeten Truppen sehnlichst gewünschte Erstürmung der Stadt um so unmöglicher, als die Russen sich immer mehr verstärkten, die Verbündeten aber sich durch Schlachten und Krankheiten schwächten.

Es war nicht mehr möglich, die Stadt zu gewinnen. Die westmächtlichen Truppen mußten sich auf ein langes Winterlager einrichten und, wenn sie nicht von der überlegenen russischen Macht wollten ins Meer geworfen werden, sich verstärken. Als sie von Varna nach der Krimm absegelten, hatten sie gehofft, mit einem raschen Handstreich Sebastopol zu nehmen. Auf ein Ueberwintern im freien Felde waren sie nicht vorbereitet. Die warmen Kleider, Pelze, Holzvorräthe ꝛc. langten alle erst an, als die rauhe Jahreszeit schon begonnen hatte. Die elenden Ortschaften in der Nähe von Sebastopol boten keine Quartiere, kaum Räume genug zu Lazarethen dar. Man mußte also unter Zelten oder in Baraken wohnen, welch letztere jedoch wegen Holzmangels nicht leicht herzustellen waren. Die Franzosen standen sich besser, theils weil die Regierung mehr für sie sorgte, theils weil sie, erfinderisch in Auffindung von Auskunftsmitteln, immer rasch und in unverwüstlicher guter Laune sich selbst zu helfen wußten. Die Engländer aber litten unsäglich, weil die Generale sich nicht um die Armeeverwaltung bekümmerten, die Verwaltung selbst unglaublich pedantisch und gewissenlos handelte und die gemeinen Soldaten apathisch ihr Elend trugen, ohne zu murren oder zu energischer Selbsthülfe zu greifen. Aus England langten ganze Schiffe mit Lebensmitteln, warmen Kleidern, Lagerutensilien aller Art an, blieben aber am Ufer Balaklava's unausgepackt liegen, ja wurden zum Theil zurückgeschickt, weil die Ausweispapiere in Unordnung gekommen waren und kein Beamter etwas ablieferte, wozu er nicht beordert war, den Officieren und Soldaten aber nicht einmal einfiel, sich die Sachen selber zu holen. Hunderte starben in dünner Kleidung unter schlechten Zelten in stolzer Resignation, während eine Stunde

davon Pelze, warme Wollenkleider, Nahrungs- und Arzneimittel in Fülle lagen, die aber niemand aus den Kisten und Ballen herauszunehmen wagte. Im November wurde das schwarze Meer von schrecklichen Stürmen gepeitscht und viele Schiffe gingen dabei zu Grunde, auch solche, welche reiche Vorräthe nach der Krimm bringen sollten, hauptsächlich am 14. die großen Schiffe Heinrich VI., Prince *) und Pluto. Auch die Russen unterließen nicht, fort und fort das Lager der Verbündeten, besonders nächtlicher Weile, zu allarmiren und gönnten ihrem Feinde keine Ruhe. Die Folge davon war eine außerordentliche Sterblichkeit im Lager. Alle Lazarethe waren überfüllt und immerwährend gingen Schiffe voll Kranker nach Konstantinopel ab. Hier und in der Krimm selbst leisteten die barmherzigen Schwestern und eine Gesellschaft englischer Jungfrauen, die berühmte Miß Nightingale an der Spitze, die treuesten Dienste, vermochten aber bei weitem nicht alle Leiden zu lindern, weil die Zahl der Kranken zu groß und die Anstalten mangelhaft waren. Der Sultan selbst erwies den barmherzigen Schwestern eine großherzige Theilnahme, nannte sie „Engel des Friedens“ und erlaubte ihnen, sich in jeder Bedrängniß unmittelbar an ihn zu wenden.

Trotz aller Noth aber hielten die Franzosen in der Krimm mit frohem Muthe aus und ergötzten sich sogar an einem rasch im Lager improvisirten Theater, bei welchem die Soldaten selbst Schauspieler und Zuhörer abgaben. Nur eine kurze Zeit, im ersten Unmuth, murrten die Zuaven und verlangten nach ihrem Lieblingsgeneral von Afrika her, dem feurigen Lamoricière, von dem sie glaubten, er werde sie rascher zum Ziele führen. Die stoischen Engländer, wenn gleich durch Schlachten und Krankheiten bis zu einer „französischen Division“ herabgesunken, ließen sich

*) Dieses Schiff war ausschließlich mit Pelzen für die Armee beladen. Man hatte nicht einmal die Vorsicht gehabt, solche nothwendige Vorräthe auf mehrere Schiffe zu vertheilen.

doch durch nichts aus der Faſſung bringen. Beide Truppen achteten ſich hoch und hielten gute Kameradſchaft.

Mittlerweile herrſchte immerfort noch die lebhafteſte Bewegung in den europäiſchen Cabinetten, um den Streit wo möglich bald auf diplomatiſchem Wege zu ſchlichten. Denn der Krieg koſtete den Mächten, die ihn führten, unermeßliche Opfer und ein großes Ergebniß, ein namhafter Vortheil ließ ſich für keinen Theil mehr erwarten, ſeitdem die deutſchen Großmächte durch den Rückzug der Ruſſen über den Pruth in der Hauptſache befriedigt waren. Die Grundlage, auf welcher die beiden Weſtmächte allein ferner unterhandeln wollten, ſollten nach ihrer Erklärung vom 22. Juli 1854 vier Puncte bilden: 1) die Aufhebung des bisherigen ruſſiſchen Protectorats in der Moldau, Wallachei und Serbien, 2) die vollkommene Freiheit der Donauſchifffahrt, 3) die Reviſion der älteren Verträge, damit das Gleichgewicht eine Wahrheit werde und das bisherige Uebergewicht Rußlands im ſchwarzen Meere ein Ende nehme, 4) die Verwerfung jedes Separatprotectorats einer einzelnen Macht über die Chriſten in der Türkei, unter der Vorausſetzung, daß nur ſämmtliche Großmächte gemeinſchaftlich von der Türkei desfalls Garantien fordern dürften. Auch Oeſterreich und Preußen unterſtützten dieſe Forderungen in ihren Noten vom 10. und 13. Auguſt. Aber Rußland ging nicht darauf ein (Note vom 26. Auguſt). Preußen interpretirte ſeinen Vertrag mit Oeſterreich vom 20. April dahin, daß die Hauptbedingung deſſelben durch den Rückmarſch der Ruſſen über den Pruth erledigt ſey. (Note vom 3. September.)

Durch die ſtolze Haltung Rußlands und durch das abſolute Neutralbleiben Preußens ſah ſich Oeſterreich gezwungen, was es bisher mit Demonſtrationen und Aufſtellung einer mäßigen Heeresmacht erreicht, durch energiſchere Mittel aufrecht zu erhalten. Es ſtellte ein großes Heer in Siebenbürgen, ein zweites in Galizien auf und ſchloß ſich den Weſtmächten näher an. Preußen, welches aufrichtig neutral bleiben und den Frieden Mitteleuropa's erhalten

wollte, mahnte Rußland nun dringender, ſeinerſeits mehr nachzugeben. Da erließ Graf Neſſelrode am 6. November eine Note, die mit den Worten begann: „Um Deutſchland vor den Uebeln zu bewahren, von welchen es durch eine Spaltung zwiſchen den beiden deutſchen Großſtaaten bedroht ſeyn würde, iſt der Kaiſer geneigt, an Friedensverhandlungen Theil zu nehmen.“ Man konnte von der Stellung Deutſchlands nicht verächtlicher und übermüthiger reden. Dennoch war hinter dieſer Frechheit Furcht verſteckt. Sie wurde von beiden deutſchen Mächten mit Würde beantwortet. Preußen unterzeichnete bereits am 26. November einen Zuſatzartikel zum Bündniß vom 20. April und erklärte ſich nunmehr für die vier Puncte. Oeſterreich aber ging am 2. December ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich und England ein. Dieſe Energie war für Oeſterreich mit nicht geringen Opfern verbunden. Es mußte, um hinreichende Streitkräfte aufſtellen zu können, ſeine Staatseiſenbahnen auf 90 Jahre für 77 Millionen Gulden verpachten und ein Nationalanleihen von 350—500 Mill. aufnehmen, das mit eben ſo viel Patriotismus und eben ſo ſchnell zu Stande kam, wie das franzöſiſche. Faſt allgemein erwartete und hoffte man damals, Oeſterreich werde gegen Rußland das Schwert ziehen und es nicht eher wieder in die Scheide ſtecken, als bis es im Bunde mit den Weſtmächten ſich das „materielle Pfand“ zugeeignet haben würde, ohne welches es Europa nicht möglich war, ſich die Gewißheit zu verſchaffen, daß Rußland die Eroberung der Türkei nicht immer und immer wieder von neuem verſuchen würde. Das war der feurigſte Moment der Allianz. Palmerſton reiste nach Paris, um mit Napoleon III. die kräftigſte Unterſtützung der Krimmarmee zu verabreden.

Da gab Rußland nach und ließ durch ſeinen Geſandten, Fürſten Gortſchakof, in Wien am 28. November erklären, es laſſe ſich die vier Puncte als Ausgangspuncte bei den Friedensunterhandlungen gefallen. Dieſe Verhandlungen begannen in Wien und wurden eifrig fortgeſetzt, aber ohne Ergebniß, weil es Rußland

mit dem Nachgeben und Friedenmachen nicht Ernſt war, es vielmehr nur Zeit zu gewinnen ſuchte, um die Verbündeten wieder zu trennen. Vor allem lag ihm daran, das Gegengewicht gegen Oeſterreich in Deutſchland ſelbſt zu verſtärken. Indem es durch ſeine ſcheinbare Nachgiebigkeit Preußen wieder umſtimmte, verſicherte es ſich auch der Bamberger Coalition. Dieſelben deutſchen Mittelſtaaten, die noch vor wenigen Jahren für Oeſterreich gegen Preußen ſtanden, wendeten ſich jetzt auf einmal von Oeſterreich ab und ſchloſſen ſich der ruſſenfreundlichen Neutralitätspolitik in Berlin an, zuerſt Sachſen, dann Bayern. Ein großes ruſſiſches Heer ſtand in Polen, um Gallizien zu bedrohen. Dieſes Heer konnte möglichenfalls eher vor Wien ſtehen, als die öſterreichiſche Hauptarmee unter Heß in Siebenbürgen dahin zurückzukehren im Stande war, weil Kronſtadt viel weiter von Wien entfernt iſt als Krakau. Kam es zum Kriege, ſo mußte ſich Oeſterreich die rechte Flanke decken durch Preußen und den deutſchen Bund. Es verlangte daher in Frankfurt ſofortiges Aufgebot der deutſchen Bundescontingente, aber Preußen und die Mittelſtaaten ließen ſich am 30. Januar 1855 nur zu einer „Kriegsbereitſchaft“ herbei, wobei an wirkliches Mobilmachen noch nicht gedacht wurde und man es abſichtlich im Ungewiſſen ließ, gegen wen Krieg geführt werden ſollte.*)

Unter dieſen Umſtänden konnte Oeſterreich nicht offenſiv gegen Rußland vorgehen. Napoleon III. hatte ſich ſchon bereit erklärt, Oeſterreich die Ruhe in Italien zu garantiren, wenn es das Schwert gegen Rußland ziehen wolle. Das letztere unterblieb nun, folglich auch die Garantie, und neue, für Oeſterreich ſehr bedenkliche Combinationen traten ein. Sardinien nämlich ſchloß ein enges Bündniß mit den beiden Weſtmächten, rüſtete 15,000 Mann unter

*) Preußen äußerte gegen Oeſterreich, die Rüſtungen in Frankreich kommen ihm bedrohlich vor; Oeſterreich antwortete, für Oeſterreich ſeyen ſie ſo wenig bedenklich, wie die ruſſiſchen Rüſtungen es für Preußen zu ſeyn ſchienen. Note vom 12. Februar.

General La Marmora gegen die Krimm aus und erkaufte sich dadurch die Duldung, ja Förderung seiner italienischen, in ihrem letzten, noch verborgenen Ziele Oesterreich verderblichen Politik, wie nach wenigen Jahren offenbar wurde. Diese Combination wurde maskirt durch ein allgemeines Werben der Westmächte, als ob sie um jeden Preis Hülfstruppen brauchten. England warb eine deutsche Legion, Frankreich eine schweizerische, unter Ochsenbein, der in französische Dienste trat. Indeß untersagte der deutsche Bund die Werbungen auf seinem Gebiet und auch in der Schweiz fanden sich nur wenige Freiwillige ein.

In England erklärte sich die Opposition im Parlament und in der Presse mit großer Entrüstung über die schlechte Armeeverwaltung und im Unterhause stellte Roebuck den Antrag auf eine gerichtliche Untersuchung dieser Angelegenheit. In Folge dessen mußte (am 29. Januar) Lord Aberdeen, der alte Freund Rußlands und der vormärzlichen Metternich'schen Friedenspolitik, aus dem Ministerium austreten, in welchem fortan Palmerston allein Meister wurde. Aber die Untersuchung zog sich in die Länge und führte zu keinem Ergebniß, denn es waren zu viele compromittirt! Es handelte sich nicht bloß um die schlechte Verwaltung, sondern auch um die schlechte Führung. Eine durchgreifende Reform des Heeres ließ sich unter den ganz eigenthümlichen Verhältnissen Englands nicht bewirken. Die Söhne der Aristokratie, welche sämmtliche Offiziersstellen kauften, bildeten, auch wenn sie unfähig waren, für die englische Verfassung eine sicherere Garantie, als wenn das Verdienst allein zu höheren Stellen befördert, aber auch einen gefährlichen Ehrgeiz genährt haben würde. Man half sich durch Wechsel der Personen. Napier wurde, weil er in der Ostsee nichts ausgerichtet, von der Flotte entfernt und der alte Dundas an seine Stelle gesetzt, um eben so wenig auszurichten. Um in der Krimm die Verbindung zwischen dem Hafen von Balaklava und dem englischen Lager durch eine kleine Eisenbahn zu erleichtern, wurden Schienen, Locomotive und Arbeiter dahin geschickt, die im Februa

ankamen, um die ſich aber der engliſche Generalſtab gar nicht bekümmerte, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. So pedantiſch war jeder Dienſtzweig vom andern getrennt.

In Frankreich machte eine Brochüre großes Aufſehen, die der eben aus der Krimm heimgekehrte Prinz Napoleon geſchrieben haben ſollte. Darin war die ganze Expedition und ſelbſt das Bündniß mit England und Oeſterreich ſcharf getadelt. Der Kaiſer ließ ſich jedoch nicht irre machen und that wohl, denn ſofern er ſich aus der Krimm nicht ohne die ſchwerſten Verluſte zurückziehen konnte, mußte man die Eroberung von Sebaſtopol um jeden Preis durchſetzen.

Kaiſer Nicolaus befahl am 10. Februar eine allgemeine Bewaffnung des ruſſiſchen Volkes und ſchickte Truppen über Truppen nach der Krimm. Aber der Weg war weit, der Winter kalt. In der ſüdruſſiſchen Steppe wurden ganze Compagnien im Schnee begraben oder ſtarben vor Hunger und Kälte. Große Hoffnungen ſetzte der Kaiſer auf eine Expedition gegen Eupatoria. Hierhin hatte Omer Paſcha einen Theil ſeines Heeres gezogen, um die Alliirten, die vor Sebaſtopol lagen, zu unterſtützen. Nun ſollte General Wrangel mit einem ſtarken ruſſiſchen Corps Eupatoria überfallen und wegnehmen. Der Angriff erfolgte am 16. Februar, wurde jedoch abgeſchlagen. General Chrulef, den Wrangel vorausſchickte, fand die Verſchanzungen der Türken zu ſtark. Die Türken fielen aus und ſchlugen ihn zurück. Hierauf rückte Omer Paſcha mit ſeiner ganzen Armee aus und hatte das Vergnügen, ſich einbilden zu können, ſein bloßer Anblick habe die Ruſſen vertrieben, weil dieſe ſich freiwillig zurückzogen. Sie mußten ſich zurückziehen, da ein Handſtreich auf die Stadt nicht ausführbar war, eine längere Belagerung aber Zufuhren erfordert hätte, die ſie in dem öden Lande nicht unterhalten konnten. Aus demſelben Grunde war es den Alliirten unmöglich, von Eupatoria aus eine Diverſion im Rücken Menzikofs zu machen. Sie hätten auf Wagen alle ihre Lebensmittel einſchleppen müſſen und hatten zu wenig

Pferde. Wie natürlich nun auch alles bei Eupatoria zugegangen war und von wie geringem Nutzen selbst eine Eroberung dieser Stadt für die Russen gewesen wäre, so scheint doch Kaiser Nicolaus eine andere Ansicht von der Wichtigkeit der Wrangel'schen Operation gehegt zu haben. Ihr Mißlingen soll ihn stark alterirt haben. Er war schon etwas kränklich und starb unerwartet schnell am 2. März.

Sein Sohn und Nachfolger Alexander II. war friedlicher gesinnt und weil er an den früheren Uebergriffen Rußlands keine Schuld trug, auch leichter als sein Vater im Stande, ohne sich zu compromittiren, Frieden schließen zu können, aber er durfte der Ehre des Vaters nichts vergeben und die Rüstungen zur Vertheidigung Sebastopols nicht unterbrechen. Sein erstes Manifest erklärte, er werde ganz im System seines Vaters, der großen Katharina und Peters I. handeln, lautete mithin unerwartet kriegerisch und drohend. Allein der Verlust der russischen Truppen seit dem Beginn des Feldzugs wurde bereits zu 250,000 Mann berechnet; auch die Westmächte hatten schon beträchtliche Opfer an Menschen und Geld gebracht, selbst Oesterreich litt unter seinen finanziellen Anstrengungen und auch in seinen Lagern an den Grenzen grassirten Seuchen, die viele Mannschaft wegrafften. Man durfte von allen Seiten Neigung zum Frieden voraussetzen, es handelte sich nur noch um ein geringes Maaß von Bürgschaften, welche die Westmächte und Oesterreich von Rußland verlangten und verlangen mußten, weil sonst der ganze Krieg zwecklos gewesen wäre. Schon am 15. März wurde daher die Friedensconferenz zu Wien abermals eröffnet. Unmittelbar vorher machte der neue russische Kaiser Europa eine Concession, indem er den Fürsten Menzikof aus der Krimm abrief und dem Fürsten Gortschakof den Oberbefehl daselbst übertrug. Hatte Menzikof auch wegen Kränklichkeit seine Entfernung selbst verlangt, so sah man doch gern in der Beseitigung dessen, der als übermüthiger Urheber des Kriegs betrachtet wurde, eine Sühne.

Inzwiſchen war es für die Weſtmächte zur moraliſchen Unmöglichkeit geworden, ſich, ohne Sebaſtopol erobert zu haben, aus der Krimm zurückzuziehen. Ein ſolcher Rückzug wäre einer Niederlage gleichgekommen, hätte namentlich die Ehre der franzöſiſchen Fahne befleckt, die Stellung Napoleons III. tief erſchüttert und den Ruſſen zugleich das Recht verſchafft, ſo wenig als möglich nachzugeben. Der Kaiſer der Franzoſen war daher feſt entſchloſſen, Sebaſtopol zu erobern und ſchickte im Januar den General Niell, einen der tüchtigſten Ingenieure, nach der Krim, um von den begangenen Fehlern Einſicht zu nehmen und eine wirkſamere Methode der Belagerung einzuleiten. Nach ſeinem Rathe wurde nun der Hauptangriff auf die Vorſtadt Karabelnaja gerichtet, in der rechten Flanke der Belagerer. Aber Niell fand einen würdigen Gegner in Tottleben, der die Verſchanzungen auf dieſer Seite vervielfältigte und beſonders den ſ. g. Malakofthurm zu einem kaum einnehmbaren Bollwerk umformte. Obgleich nun noch lange Zeit größere Kämpfe unterblieben, weder von den Weſtmächten ein Hauptſturm noch von den Ruſſen ein Entſatzverſuch gemacht wurde, ſo entbrannte doch täglich und nächtlich ein kleiner mörderiſcher Krieg zwiſchen den allmählig immer weiter vordringenden Laufgräben der Belagerer und den Belagerten. Scharfſchützen von beiden Parteien gruben ſich in Erdlöcher und ſchoſſen die Artilleriſten von den feindlichen Kanonen weg. Die Arbeiter in den Gräben wurden von Zeit zu Zeit überfallen und es gab gräßliche Handgemenge über und unter der Erde.

Während aber Fürſt Gortſchakof, der Feldherr, Sebaſtopol vertheidigte, wußte ſein jüngerer Bruder, der Geſandte in Wien, die Conferenz geſchickt hinzuhalten, immer in der Abſicht, Zeit zu gewinnen und die Alliirten wo möglich von einander zu trennen. Dies gelang ihm auch inſoweit, daß Oeſterreich am 12. April den Weſtmächten erklärte, die Beſchränkung der ruſſiſchen Seemacht auf dem ſchwarzen Meere, auf welche ſie ſo großen Werth legten, ſey nicht die Hauptſache, wenigſtens nicht für Oeſterreich, der casus

belli werde für Oesterreich nur dann eintreten, wenn Rußland die Integrität der Türkei nicht garantiren wolle. Die Westmächte konnten sich nun auf das Bündniß des 2. December nur noch bedingungsweise verlassen und durften nicht hoffen, ihre maritime Politik durch eine österreichische Landarmee unterstützt zu sehen; es blieb ihnen mithin nichts übrig, als selbst und allein solche Anstrengungen zu machen, die ihnen den Erfolg in der Krimm sichern mußten. Zu diesem Behuf machte Kaiser Napoleon am 16. April mit seiner Gemahlin einen Besuch in London und desavouirte seinen auswärtigen Minister, Drouyn de Lhuys, der in Wien falschen Hoffnungen getraut hatte. Am 28. machte ein gewisser Pianori einen Mordversuch auf Napoleon, ward jedoch ergriffen und hingerichtet. Napoleon schickte immer neue Verstärkungen, sogar seine neue Garde, nach der Krimm, ließ aber zugleich, wie im tiefsten Frieden, am 15. Mai die große Weltindustrieausstellung in Paris durch seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, eröffnen. Er selbst wollte nach der Krimm gehen und die Operationen leiten, durfte es jedoch nicht wagen, Frankreich auf unbestimmt lange Zeit zu verlassen. Am 4. Juni formulirte Oesterreich sein Ultimatum dahin, daß es die Beschränkung der russischen Flotte im schwarzen Meere ausschließlich abhängig machen wollte von einem freien Uebereinkommen zwischen Rußland und der Türkei. Dadurch werde Rußlands Ehre gerettet und es könne im Uebrigen allen andern Forderungen der December-Verbündeten nachgeben. Oesterreich sey erbötig, die Annahme dieses Ultimatums von Seiten Rußlands mit den Waffen zu erzwingen, wenn sich die Westmächte damit begnügen wollten. Wollten sie nicht, so werde es eine abwartende Stellung einnehmen. Sie waren, man weiß nicht soll man sagen so unvorsichtig, oder so vorsichtig, dieses Ultimatum nicht anzunehmen, worauf Oesterreich sogleich einen Theil seiner Truppen entließ und Rußland auch seinerseits starke Heertheile, die es bisher in Polen stehen hatte, nach der Krimm schicken konnte. Damals eröffnete Napoleon III. ein Nationalanleihen von

750 Millionen Franken, aber die Scheinunterzeichnungen beliefen sich bald auf 3,200 Millionen, weil nicht bloß der Patriotismus, sondern auch die Speculation sich dabei betheiligte.

Ganz auf sich selbst angewiesen, hatten die Westmächte ihre Krimmarmee ansehnlich verstärkt. Trotz der großen Verluste, durch die Cholera und Ruhr mehr noch als durch Schlachten, zählte die französische Armee vor Sebastopol 100,000 Streiter, die englische wieder 32,000, die sardinische 14,500, die türkische 28,000. Die russische Armee war 150,000 stark, erhielt aber immer neue Zuzüge. Nach langer Vorbereitung eröffneten die Verbündeten vor Sebastopol am 6. April ein 14 Tage lang andauerndes furchtbares Feuer auf die Stadt aus mehr als 500 schweren Geschützen, worunter Bomben von 1 bis 2 Centner Gewicht. Aber noch war das Geschütz der Russen in der Festung zahlreicher, antwortete auf's lebhafteste und ließ den Belagerern keine Hoffnung auf Erfolg. Alle zerstörten Verschanzungen wurden durch Todtlebens Genie immer in wenigen Stunden wieder hergestellt. Die Franzosen verloren ihren talentvollen Geniegeneral Bizot durch eine Kugel. Canrobert und Raglan vereinigten sich nun, um auf andern Puncten bessere Erfolge zu erringen, die ohnehin müßigen Flotten zu beschäftigen, und schickten eine Expedition nach dem Asow'schen Meere, um die russischen Hafenstädte und Vorräthe an denselben zu zerstören und die Zufuhr von dort nach Sebastopol abzuschneiden. Die Flotten, unter dem englischen Admiral Lyons und dem französischen Bruat, nahmen am 24. Mai Kertsch ein, leider mit so wenig Sorgfalt, daß die kostbare Sammlung von Alterthümern daselbst geplündert und zerstört oder verschleppt wurde. Die Russen leisteten fast nirgends Widerstand, noch hatten sie die Vorräthe vom Ufer weggebracht, so daß die Engländer und Franzosen rasch nach einander eine Menge Hafenplätze mit reichen Korn-, Heu- und andern Vorräthen in Brand stecken konnten. So Jenikale, Mariopol, Taganrog, Anapa. Doch war es ihnen nicht möglich, in die labyrinthischen Lagunen des s. g. faulen Meeres, in wel-

ches die östlichen Ufer der Krimm auslaufen, einzudringen, um auch hier alle Verbindung des innern Rußland mit Sebastopol abzuschneiden.

Diese Expedition war noch von Canrobert eingeleitet worden, den aber das Mißlingen seines letzten Angriffs auf Sebastopol eingeschüchtert hatte und der zu gewissenhaft war, um einen Sturm auf die Festung zu wagen, weil derselbe ungeheure Menschenopfer kosten mußte, ohne daß der Sieg gewiß war. Canrobert bot daher seine Entlassung an und Kaiser Napoleon ernannte an seine Stelle den General Pelissier, welcher bisher unter Canrobert gedient hatte und dem man den rücksichtslosesten Muth zutraute.*) Aber Canrobert war großherzig genug, in der Krimm zu bleiben und unter Pelissier zu dienen. Dieser Wechsel erfolgte am 16. Mai, der neue Feldherr zeigte wirklich große Energie und begnügte sich nicht mehr mit Kanoniren, sondern versuchte sogleich Erstürmungen der nächsten Werke und verfolgte den Plan, mit seinen Laufgräben bis dicht an die feindlichen Schanzen zu rücken und die ganze Festung „wie in einen Schraubstock" zu fassen. Schon am 22. Mai ließ er durch General de Salles ein neues Faschinenwerk erstürmen, wobei der russische General Adlerberg fiel, und am 7. Juni ein noch größeres Werk, den s. g. grünen Mamelon, wo der französische Oberst Brancion in dem Augenblicke fiel, in dem er die dreifarbige Fahne auf dem dort eroberten Werke aufpflanzte. Aber ein Hauptsturm, den die vereinigten Heere am 18. Juni**) unternahmen, mißglückte gänzlich, trotz aller Anstrengungen und Menschenopfer. Die Franzosen verloren zwei treffliche Generale, Brunet und Mayran, durch den Tod, und im Ganzen, Todte, Ver-

*) Er hatte früher einmal in Algerien einen Stamm einheimischer Insurgenten in einer Höhle, weil sie sich nicht ergaben, mit Rauch erstickt.

**) Am Jahrestage der Schlacht von Waterloo, den man absichtlich wählte, um durch einen gemeinschaftlichen großen Sieg der Franzosen und Engländer die Erinnerung ihres ehemaligen Hasses auszulöschen.

wundete und Gefangene zusammen, schwerlich weniger als 5000 Mann, die Engländer 1570. Der alte Lord Raglan nahm sich die Fortdauer der Unfälle zu Herzen, litt schon einige Zeit an der Cholera und starb am 28. An seine Stelle trat General Simpson. Ein schwerer Verlust traf aber auch die Russen, indem am 11. Juli ihr tapferer Admiral Nachimof auf den Mauern der Festung von einer feindlichen Kugel tödtlich verwundet wurde.*) Damals wüthete die Cholera mit erneuter Gewalt innerhalb und außerhalb der Festung und forderte wieder viele Opfer, unter andern einen Bruder des General La Marmora. Aber die Verbündeten ließen sich durch nichts abhalten, mit ihren Gräben und Batterien der Stadt immer näher zu rücken. Den schrecklichsten Menschenverlust hatte der Sturm am 18. deshalb gekostet, weil die Stürmenden noch einen zu weiten Zwischenraum zwischen den sie deckenden Laufgräben und Schanzen und den feindlichen Redouten zu durchlaufen hatten, so daß sie vom Kreuzfeuer der Russen zerschmettert wurden, ehe sie am Fuß der Schanzen ankamen. Pelissier erkannte daraus, er müsse den „Schraubstock" noch viel näher rücken, bis nur noch wenige Schritte zwischen seinen und den russischen Schanzen liegen würden, und auf dieses Ziel hin wurde nun Tag und Nacht unter immerwährenden Gefechten gearbeitet. Der Hauptangriff aber galt dem Malakofthurm, der die ganze Stadt beherrschte.**)

Gleichzeitig waren auch die alliirten Flotten wieder in die

---

*) Nachimof pflegte, eine Flasche Branntwein in der Hand, mit größter Sorglosigkeit die Festungswerke zu inspiciren und, ohne die Nähe feindlicher Scharfschützen zu fürchten, über die Wälle hinauszusehen. Diesmal traf ihn eine Kugel in den Kopf.

**) Unter den Depeschen, die für die französische Gesandtschaft in Berlin gestohlen wurden, soll sich eine russische Notiz befunden haben, nach welcher die Russen in Sebastopol selbst erklärt hatten, das Schicksal dieser Stadt hinge am Besitz jenes Thurmes. Napoleon III. soll nun diese Notiz sogleich an Pelissier haben telegraphiren lassen. Vgl. Allg. Zeitung von 1859, 18. Dec.

Ostsee eingedrungen, allein Dundas konnte eben so wenig ausrichten, als im vorigen Jahre Napier. Auch er legte sich vor Kronstadt, nur, um sich zu überzeugen, es sey unangreifbar. Auch er steckte einige kleine russische Häfen in Brand. Ein Angriff auf das reiche Riga, das nordische Odessa, den man fürchtete, erfolgte nicht. Die Tödtung eines englischen Parlamentärs mit seinen Leuten bei Hagö-Udd am 5. Juni machte in England ungeheures Aufsehen, weil man es für einen barbarischen Bruch des Kriegsrechts erklärte. Die Russen aber entschuldigten sich mit gutem Grunde, die Engländer hätten schon zu oft das Recht des Parlamentärs mißbraucht, um bequem die feindlichen Stellungen zu recognosciren.

Vom 7. August an ließ Dundas den uneinnehmbaren Hafen von Sweaborg bombardiren und verbrannte einige am Ufer liegende Magazine und Häuser, ohne den eigentlichen auf Felseninseln vertheilten Festungswerken den mindesten Schaden zufügen zu können. In demselben Jahr suchte (s. oben S. 29) die englische Flottille die Russen in der Stadt Petropaulowsk in Kamtschatka zu fassen, aber die vorsichtigen Russen hatten sie freiwillig geräumt. Somit richteten die prächtigen Flotten der Westmächte im Grunde wenig oder nichts aus, allein es war für ihren Ruhm genug, daß während dieses ganzen Krieges kein russisches Schiff einen Kampf mit englisch-französischen wagte, und Vortheil genug, daß den Russen alle Zufuhr zur See gehemmt blieb.

Fürst Gortschakof hatte den Erfolg des 18. Juni nicht benutzt, um durch starke Ausfälle die geschlagene Armee des Feindes noch mehr zu zerrütten. Erst nachdem die französischen Soldaten sich unter der Erde immer näher an Sebastopols Schanzen heranwühlten, wurde der Versuch, ihnen von der Tschernaja her in die rechte Flanke zu fallen (wie früher bei Balaklava und Inkerman) erneuert. General Read, der zuerst dem Fürsten Woronzof in Transkaukasien gefolgt war, den Oberbefehl daselbst aber an den General Murawiew abgetreten hatte und in die Krimm gekommen war, leitete

dieſen Offenſivſtoß, in Verbindung mit Lipranbi unter Gortſchakofs Oberbefehl, am 16. Auguſt. Man hatte dieſen Tag gewählt, weil man vermuthete, die Franzoſen würden von der Feier des Napoleonstages (am 15.) noch trunken oder verſchlafen ſeyn. Ein dichter Morgennebel begünſtigte den Angriff der Ruſſen. Sie entriſſen den ſardiniſchen Vorpoſten die Tſchernajabrücke und drangen in hellen Haufen herüber. Aber obgleich ſie anfangs einige Stellungen der Sarden und ſelbſt der Franzoſen wegnahmen, verſäumten ſie doch unbegreiflicherweiſe die Hut der hinter ihnen liegenden Brücke und einer gleichfalls zum Flußübergange dienenden Waſſerleitung. Der franzöſiſche General Faucheur bemerkte das augenblicklich, gab allen ſeinen Truppen die Richtung nach jenen Uebergängen und richtete durch ſeine ſchweren Geſchütze unter den ſich ſtopfenden Ruſſen ein furchtbares Blutbad an. Read ſelber fiel im Gedränge. Man hat ihn nachher beſchuldigt, zu früh angegriffen und das ganze Unglück verſchuldet zu haben. Gortſchakof hatte genug zu thun, um noch in den Rückzug der Ruſſen einige Ordnung zu bringen, worauf er hinter dem Fluß eine feſte Stellung einnahm, um wo möglich Peliſſier herauszulocken und zu einem Kampf auf ungünſtigerem Terrain zu verführen. Aber Peliſſier begnügte ſich mit ſeiner ſiegreichen Defenſive und folgte den Ruſſen nicht. Die letztern hatten über 3000 Todte und 5000 Verwundete verloren, die Alliirten nur 1800 im Ganzen.

Damals gab die Königin Victoria dem Kaiſer Napoleon ſeinen Beſuch heim und erſchien mit dem Prinzen Albert in Paris, am 19. Auguſt, wo ſie mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus empfangen wurde und ſo berechnend den nationalen Antipathien entſagte, daß ſie ſogar mit dem Kaiſer das Grab Napoleons I. beſuchte. Aber niemals hatte England auch Frankreichs nöthiger bedurft.

Peliſſier verfolgte ſeinen Sieg ungleich raſcher, als Gortſchakof den ſeinigen am 18. Juni verfolgt hatte. Schon am Morgen des 17. Auguſt begann aus allen Batterien der Belagerer das fürchterliche Feuer, welches von nun an ununterbrochen bis zum

letzten Sturm auf die Festung anhielt. Es hatte zum Zweck, die Batterien und Schanzen der Russen zu zerstören, ihren Wiederaufbau zu hindern oder das Wiederaufgebaute immer wieder zu zerstören, die zähen Russen endlich zu ermüden, Todtlebens Ausdauer zu überbieten und zugleich durch den unaufhörlichen dichten Kugelregen die zahlreichen Mannschaften der Belagerten, die unmöglich immer in bombendichten Räumen verschlossen bleiben konnten, zu tödten. Die Mannschaft einiger russischen Batterien wurde an einem Tage dreimal weggerafft. Obgleich 20,000 Seesoldaten und Matrosen von der Flotte die Artilleristen ersetzten, gingen doch auch sie nach und nach zu Grunde. Am 17. August fielen in Sebastopol 1500 Russen durch in die Stadt geschleuderte Kanonenkugeln und Bomben, vom 18.—21. täglich 1000, von da bis zum 4. September täglich 5—600 Mann. Der Gesammtverlust der Franzosen und Engländer betrug täglich nur gegen 300 Mann. Zugleich wurde rastlos gegraben, minirt und contreminirt. Als die französischen Gräber den russischen Schanzen am Malakofthurm bis auf 35 Schritte nahe gekommen waren, erkannte Gortschakof die ganze Schwierigkeit, jetzt noch einen neuen Sturm abzuschlagen, und ließ eine große Schiffbrücke über den Meerbusen legen, der die beiden Hälften der Stadt trennt, um rasch die Südseite der Stadt räumen zu können, wenn es Noth thäte. Auch ließ er alle Forts auf der Südseite untermiren, um sie in die Luft zu sprengen, ehe der Feind hineindränge.

Die Ausdauer der Russen war eben so ruhmwürdig, wie die unermüdliche Angriffswuth der Franzosen und der kalte Muth der Engländer. Obgleich die hier wider einander kämpfenden Truppen nicht zu einer welthistorisch entscheidenden That bestimmt, sondern mehr nur Opfer eines diplomatischen Schachspiels waren; obgleich es wegen der neutralen Haltung Deutschlands den Westmächten unmöglich war, weder das unermeßliche Rußland zu erobern, noch auch nur nachhaltig zu schwächen, und Rußland nichts für seine Existenz und die wesentlichen Bedingungen seiner bisherigen Macht-

ſtellung zu fürchten hatte, ſondern beide kämpfenden Theile nur darauf dachten, ſich mit Ehren aus der Verlegenheit zu ziehen, ſo bezeugten doch ſämmtliche Truppen einen Feuereifer, der eines ruhmwürdigern und erfolgreichern Ausgangs würdig geweſen wäre. Wie man auch die Staatskunſt anſehen mag, die einen ſo blutigen Krieg nur in Halbheit ausgehen ließ, die Truppen waren über alles Lob erhaben.

Vom 5. September an verdoppelten die Alliirten aus 800 Geſchützen des ſchwerſten Calibers das Feuer ihrer Batterien und überſchütteten vier Tage und Nächte lang die ſchon ſo lange geängſtigte Stadt Sebaſtopol mit einem Hagel von Kugeln, wie er ſo dicht und ſchwer noch niemals auf Erden gefallen war. Die Bomben flogen über die Stadt hinweg in den Hafen und entzündeten mehrere Schiffe, die in Flammen aufgingen. In der Stadt ſelbſt war kein Menſch mehr, der die bombenfeſten Kaſematten verließ, weder in noch außer den Häuſern ſicher und innerhalb der vier Tage wurden gegen 5000 Ruſſen auf den Wällen und in den Straßen und Häuſern durch feindliche Kugeln oder herabſtürzende Steine und wegfliegende Splitter zerſchmettert. Eine Menge Kanonen der Ruſſen wurden im Schutt ihrer eigenen Schanzen begraben; es war nicht mehr möglich, die zerſtörten Mauern wieder aufzurichten, die in die Gräben gefallene Erde wieder wegzuräumen.

Am 8. September Schlag 12 Uhr ſchwieg der wochenlange Donner der Kanonen plötzlich rings um die Stadt her, in dieſem Augenblick aber begann der Sturm. Den Hauptangriff richteten die Franzoſen gegen den Malakofthurm, den zweiten die Engländer gegen den ſ. g. Redan; alle übrigen Angriffe ſollten nur jene maskiren und die Aufmerkſamkeit des Feindes theilen. Dem tapfern General Bosquet war die Eroberung des Malakof vertraut, unter ihm führte die erſte Sturmcolonne General Mac Mahon, deſſen tapfere Soldaten todtverachtend den Schanzen zurannten, ſie wie kecke Turner trotz aller Hinderniſſe hinaufkletterten und binnen wenigen Minuten in den Malakofthurm eindrangen. Aber im Innern deſſelben leiſteten

ihnen die in einem Labyrinth von bedeckten Gängen verſteckten Ruſſen einen verzweifelten Widerſtand. Immer neue Schaaren derſelben brachen mit dem Bajonnet hervor, aber die Franzoſen ließen ſich um keinen Preis die koſtbare Eroberung wieder entreißen und erhielten auch ihrerſeits immer neue Verſtärkungen. Vier ruſſiſche Generale, Chruleſ, Liſſenko, Jufferof, Martineau, ſtürzten ſich nach einander an der Spitze ihrer Tapfern in den Kampf, alle fielen ruhmvoll in einem fünfſtundenlangen ununterbrochenen Gemetzel. Da um 5 Uhr erſchütterte eine furchtbare Exploſion die Erde. Alles war mit Staub und Rauch bedeckt. Eine kurze Zeitlang glaubten die Truppen der Alliirten, die noch auswärts der Feſtung ſtanden, der Malakofthurm ſey durch eine Mine zuſammengeſtürzt. Bald aber ſah man aus dem ſich vertheilenden Nebel die franzöſiſche Fahne wieder auf der Spitze des Thurmes flattern. Es war nur eine Batterie an der Seite des Thurmes in die Luft geflogen, aber unter ihren Trümmern waren viele ſtürmende Franzoſen mit ihrem General Matterouge begraben. Der Malakof ſelbſt war gerettet und blieb in den Händen der Franzoſen. Aber eine ungeheure Pulvermenge war unter ſeinen Mauern gehäuft und auch er wäre wahrſcheinlich mit Tauſenden der Sieger in die Luft geflogen, wenn die rührigen Franzoſen nicht augenblicklich einen Graben rings um ihn gezogen und die Drähte, die aus der Stadt zum Pulver führten, abgeſchnitten hätten. Die Ruſſen, aus dem Thurm verjagt, griffen denſelben immer von neuem an und deckten dadurch ihre Bewegungen und Maßregeln im Innern der Stadt. Die Franzoſen aber verſuchten nicht, mit Macht in die Stadt vorzudringen, weil ſie überall Minen fürchteten, die unter ihren Füßen ſpringen könnten.

Unterdeß war Bosquet ſelbſt, indem er den Kampf aus der Nähe beobachtete und Befehle ertheilte, durch einen Bombenſplitter ſchwer an der Schulter verwundet worden, hielt noch eine Weile aus, mußte aber endlich, weil ſeine Kräfte ſchwanden, weggetragen werden. Der Kampf war noch lange nicht beendigt. Alle Bollwerke der Ruſſen, außer dem Malakof, hielten ſich und beim Sturm

derſelben litten die Alliirten noch ungeheure Verluſte. Vor dem ſ. g. Sägewerk fielen die franzöſiſchen Generale Salt-Pol, Marolles und Pontevès und General Biſſon wurde verwundet. Vor der Centralbaſtion fielen die Generale Rivet und Breton und General Truchu wurde verwundet. Der Geſammtverluſt der Franzoſen wurde zu 7300 Mann berechnet. Sehr unglücklich kämpften die Engländer; ſie drangen zwar in den Redan ein, geriethen aber vor verſteckte Batterien und wurden, je länger ſie aushielten, in um ſo größerer Menge zuſammengeſchoſſen, bis ſie endlich weichen mußten. Sie verloren 2400 Mann an Todten und Verwundeten. Die Sarden hatten ſich beim Sturm am wenigſten betheiligt und verloren nur 40 Mann.

Da der hochgelegene Malakof die ganze Stadt beherrſcht, konnten die Ruſſen ſich nicht länger in derſelben halten und Fürſt Gortſchakof ließ mit Einbruch der Nacht ſchleunig die lange vorbereiteten Maßregeln treffen, um den Rückzug ſeiner Truppen über die Brücke zu decken. Die Bollwerke, vor denen ſich die Alliirten ein Jahr lang vergebens abgemüht, vor denen ſie heute noch mit den ſchwerſten Verluſten waren zurückgeſchlagen worden, der furchtbare Redan, die ſtolzen Baſtionen alle waren unterminirt und ſtürzten nach einander unter furchtbarem Krachen, von den Ruſſen ſelbſt angezündet, in Trümmer, während zugleich unter dem Schutze der Nacht die ganze große ruſſiſche Flotte, ein einziges Dampfſchiff ausgenommen, innerhalb des Hafens in's Meer verſenkt wurde und die ruſſiſchen Truppen über die Brücke, welche ſie hinter ſich ſogleich abbrachen, auf die Nordſeite des Meerbuſens flüchteten. Ihr Verluſt war groß, während des Sturmes und der Flucht verloren ſie noch 13,000 Mann, ungerechnet die zahlreichen Todten während des Bombardements. Sie ließen nur eine Anzahl Schwerverwundeter in einer Kaſematte zurück, deren Anblick herzzerreißend geweſen ſeyn ſoll.

Peliſſier ſtörte den Rückzug Gortſchakofs nicht, weil er mit Recht beſorgt war, ſeine Truppen würden, wenn ſie vordrängen,

durch Minen in die Luft geſprengt werden. Auch noch am folgenden Morgen und an den nächſten Tagen wagte er nur mit großer Vorſicht, die leere Stadt unterſuchen zu laſſen. Sie war entſetzlich zerſchoſſen, unter dem Schutt aber grub man doch noch gegen 400 ſchwere Geſchütze, über 400,000 Kanonenkugeln und über 500 Ctr. Pulver heraus, die von den Ruſſen waren zurückgelaſſen worden, ungerechnet eine faſt unerſchöpfliche Menge von Metall und Holz für den Schiffbau und ſogar noch Vorräthe von Lebensmitteln. Aber man hatte nur einen halben Sieg gewonnen, die Nordſeite Sebaſtopols blieb noch in den Händen der Ruſſen und dieſe verfehlten nicht, auf die Truppen der Alliirten zu feuern, wo ſie ſich in der Stadt blicken ließen. Gortſchakof ſelbſt behauptete ſeine unangreifbare Stellung in den Gebirgen oſtwärts von der Stadt und die Zufuhr über Perekop und über das faule Meer war ihm immer noch offen. Mit Sebaſtopol war alſo keineswegs die Krimm erobert. Der ruſſiſche Doppeladler hielt die Halbinſel noch mit ſtarken und ſcharfen Klauen feſt.

Trotzdem war der Fall Sebaſtopols ein glänzender Sieg und die Ehre der franzöſiſchen Waffen war vollſtändig gerettet. Von dieſem Augenblick an konnte Napoleon III. ſich einen Friedensſchluß gefallen laſſen und mußte ihn wünſchen, weil längeres Kriegführen Frankreich nur erſchöpft hätte, ohne ferneren Zweck. Denn was Anfangs die Abſicht geweſen war, das Wegnehmen eines materiellen Pfandes von Rußland, als Bürgſchaft, daß es die Türkei künftig nicht mehr angreifen werde, dann eine totale Schwächung Rußlands, ein Losreißen der polniſchen Provinzen, Transkaukaſiens und der Ufer des ſchwarzen Meeres, war jetzt nicht mehr ausführbar. Dazu hätte es des Beiſtandes von Oeſterreich, Preußen und Schweden bedurft, die Weſtmächte allein waren zu ſchwach. Sie mußten alſo Frieden ſchließen, ſobald ſie es mit Ehren thun konnten. Nur Rußland war noch nicht ſo nachgiebig geſtimmt. Es hoffte nämlich noch, einen Gegenſchlag zu führen, um das Unglück von Sebaſtopol auszugleichen und zwar in Aſien, wo es ſchon im vo-

rigen Jahre immer geſiegt hatte. Das nöthigte auch die Weſtmächte, immer noch kriegeriſch vorzuſchreiten, obgleich es nur noch Demonſtrationen waren und ſie ernſtlich baldigen Frieden wünſchten. Hauptſächlich auf Betrieb der Engländer wurde endlich Omer Paſcha mit einer türkiſchen Armee nach Aſien übergeſchifft. Napoleon III. aber machte eine Demonſtration im Norden, indem er Canrobert, den er ſchon vor dem Fall Sebaſtopols aus der Krimm zurückgerufen hatte, nach Stockholm ſchickte und durch denſelben einen Vertrag (21. November) abſchließen ließ, wonach ſich Schweden verpflichtete, ohne Wiſſen und Willen Englands und Frankreichs den Ruſſen keinen Hafen abzutreten. Die Ruſſen wünſchten nämlich einen Küſtenſtrich im höchſten Norden von Norwegen zu gewinnen, welcher durch den ſo weit hinauf gehenden warmen Golfſtrom vom Eiſe befreit, treffliche Häfen darbietet. Von hieraus würden ruſſiſche Flotten bequem in die Nordſee fahren können. Dieſes Project wurde noch lebhafter aufgegriffen, als die ruſſiſche Marine im ſchwarzen Meere vernichtet, in der Oſtſee gefeſſelt war. Unter dem Vorwand, am Waranger Fjord den unter ruſſiſcher Hoheit ſtehenden Lappländern nur das Aufſchlagen von Hütten zum Behuf ihrer Fiſcherei zu geſtatten, forderte die ruſſiſche Regierung von der ſchwediſch-norwegiſchen nichts Geringeres, als die Erlaubniß, einen wichtigen Kriegshafen anlegen zu dürfen. Aber der Vertrag mit Canrobert vereitelte dieſen Plan. Canrobert wurde in Stockholm vom Volke, in dem tiefer Haß gegen die Ruſſen lebte, mit dem lauteſten Jubel begrüßt.

Kaiſer Alexander II. kam ſelbſt nach Nikolajew, einem Hafen am ſchwarzen Meere nahe bei Odeſſa und der Krimm, um von hier aus zu beobachten und Befehle zu geben. Peliſſier ließ zwei Bewegungen ausführen, die eine von Sebaſtopol aus durch das Baidarthal gegen die feſte Stellung Gortſchakoffs, die ihren Mittelpunct in Simpheropol hatte, die andere durch Reiterei von Eupatoria aus. Aber beide Colonnen kehrten wieder um, weil ſie das Terrain zu ſchwierig, die Opfer bei einem ernſten Angriff zu groß

fanden. Auch die Flotten machten zwei Bewegungen, die eine wieder in's Aſow'ſche Meer, wo ſie die kleinen ruſſiſchen Feſtungen Fanagoria und Taman zerſtörten, die andre gegen das Fort Kinburn im Nordweſten der Krimm. Sie nahmen daſſelbe nach kurzer Beſchießung, worauf die Ruſſen auch eine gegenüber bei der Feſtung Oczakaw aufgeſtellte Strandbatterie freiwillig in die Luft ſprengten. Bis nach Nikolajew vermochten aber die Schiffe der Alliirten nicht hinaufzukommen; die Zufuhren über Perekop abzuſchneiden und dadurch Gortſchakof zum Rückzug aus der Krimm zu zwingen, war eben ſo unmöglich, weil Perekop auf der Landenge, welche die Krimm mit dem Feſtland verbindet, ringsum durch Sümpfe und Lagunen geſchützt iſt. Im Lager der Alliirten vor Sebaſtopol flogen am 15. November 600 Centner Pulver im franzöſiſchen Magazin in die Luft, wodurch der engliſche Artilleriepark in Brand geſteckt und 50 Mann getödtet, über 200 verwundet wurden.

In Transkaukaſien hatte General Murawiew den Oberbefehl erhalten, dem es nicht ſchwer wurde, mit dem elenden Reſt der türkiſchen Armee fertig zu werden, nachdem ſie bisher immer ſchlecht commandirt und geſchlagen worden war. Erſt in der Mitte des Sommers gelang es dem Engländer Williams, der hier helfen ſollte, die Paſchas Schukri und Sarif, die nur ſich bereichert und die Armee vernachläßigt hatten, zu entfernen und Waſſif Paſcha an ihre Stelle zu bringen; aber es war zu ſpät, die türkiſche Armee ſchon zu ſehr geſchwächt, und noch viel zu wenig disciplinirt. Zwar thaten Waſſif, Williams und der ungariſche General Kmety Wunder in der Vertheidigung der Feſtung Kars, als Murawiew ſie zu belagern begann, und ſchlugen die Angriffe der Ruſſen wiederholt, am 29. September mit einem Verluſt von 8—900 Todten auf ruſſiſcher Seite zurück; aber der Hunger nöthigte die Stadt doch am 27. November zur Uebergabe. Murawiew handelte edel an den Beſiegten, nicht nur an Williams, ſondern auch an den gemeinen Türken. Zwar hatte Omer Paſcha bereits mit 30,000 Mann die anatoliſche Küſte betreten und am

7. November ſogar einen kleinen Sieg am Fluß Ingur über die Ruſſen erfochten, aber er kam zu ſpät, um Kars zu retten.

Die Eroberung von Kars war ein hinreichendes Aequivalent für den Verluſt von Sebaſtopol. Auch Rußland konnte nun mit Ehren den Frieden annehmen, welcher daher bald zu Stande kam. Napoleon III. ließ bereits am 29. December 1855 einen großen Theil der Krimmarmee, den er hatte zurückrufen laſſen, ohne ihn vollſtändig wieder zu erſetzen, einen Triumpheinzug in Paris abhalten, ein ſicheres Zeichen, daß er ſelbſt den Krieg für ſo gut als beendigt anſah und angeſehen wiſſen wollte. Bei dieſem Schauſpiel fiel auf, daß die Verſtümmelten und leicht Verwundeten, die aus den Spitälern kamen, den Vortritt vor den Combattanten hatten, ein Anblick, welcher den Pariſern den Heldenmuth und die Gefahren der Truppen veranſchaulichen ſollte, aber wohl bei ſehr vielen im Volk vielmehr niederſchlagend wirkte. Und wie ſollte man ſich der im Kampf mit Rußland gebrachten Opfer rühmen, da bald darauf den Franzoſen befohlen wurde, daſſelbe Rußland als intimſten Alliirten zu ehren und zu lieben? Rußland hatte eingeſehen, es ſey dem übrigen Europa gegenüber doch noch zu ſchwach, um die Eroberung der Türkei durchführen zu können; der geſunde Menſchenverſtand rieth ihm daher, einſtweilen Frieden zu machen, wenn das ohne weſentliche Einbuße an Macht und Ehre geſchehen konnte, und zu warten, bis wieder einmal Weſt- und Mitteleuropa gegen einander in Waffen ſtehen würden, um alsdann unbehinderter nach der türkiſchen Beute greifen zu können. England hatte ſich von der Unzulänglichkeit ſeiner Landmacht überzeugen müſſen und nicht einmal mit ſeiner mächtigen Flotte etwas Entſcheidendes ausgerichtet, konnte nicht mehr leiſten und war mithin ebenfalls nachgiebig geworden. Napoleon III. hatte durch die Tapferkeit ſeiner Truppen den größten Antheil am Siege und übernahm auch die erſte Rolle als Friedensſtifter. Ihm ſchmeichelte Rußland, um ihn von England zu trennen, ihm England, um ſeine wichtige Allianz nicht zu verlieren, ihm

auch Oeſterreich, weil es ohne ihn ſeine Zwecke beim Frieden, ſofern es ſelber das Schwert nicht mitgezogen hatte, kaum würde haben erreichen können.

Oeſterreich, das wegen ſeiner Nachbarſchaft mit Rußland am meiſten betheiligt war, würde immer noch zuletzt mit den Weſtmächten im Bunde das Schwert gezogen haben, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die Abtretung der Donaumündungen von Rußland durch dieſelben Demonſtrationen auch ohne Schwertſtreich zu erlangen, durch die es früher ſchon den Rückmarſch der Ruſſen über den Pruth erzwungen hatte. Es ergriff alſo in dem Moment, in welchem Rußland „mit Ehren“ Frieden machen konnte und ſich darüber bereits mit Frankreich*) verſtändigt hatte, die Initiative der Friedensanträge, indem es gleich nach der Eroberung von Kars den Fürſten Eſterhazy nach St. Petersburg ſandte. Nach eifrigen Verhandlungen faßte dieſer Botſchafter mit dem Grafen Neſſelrode am 16. Januar ein Protocoll ab, welches als Friedensbaſis dienen konnte. Zehn Tage ſpäter genehmigte der Sultan 21 Puncte, die ihm von den Weſtmächten und Oeſterreich vorgelegt worden waren und worin theils die Gleichſtellung der Chriſten mit den Muhamedanern im türkiſchen Reich, theils Reformen des Gerichtsweſens, der Polizei, des Steuerſyſtems, der Straßen, des Münz- und Creditweſens zugeſichert wurden. Dieſer Vertrag hatte zum Zweck, die Emancipation der Chriſten und die europäiſche Civiliſation in der Türkei auf friedlichem Wege durchzuſetzen und dadurch Rußland den Vorwand zu nehmen, deſſen es ſich bisher immer bedient hatte, daß ſich der Chriſten in der Türkei niemand annehme als Rußland. Wie aber die Gleichſtellung der verachteten Griechen, der ſklaviſch

*) Durch Vermittlung des ſächſiſchen Geſandten in Paris, Baron Seebach, Eidam des ruſſiſchen Kanzlers Grafen Neſſelrode, und durch einen befreundeten ſüddeutſchen Hof.

gehaltenen Bulgaren und Bosnier ꝛc. mit den stolzen Türken ausführbar seyn wird, das steht in Gottes Hand.

Nach diesen Vorbereitungen wurde am 25. Februar ein Friedenscongreß in Paris eröffnet. Napoleon III. hatte ausdrücklich verlangt, daß in seiner Hauptstadt unterhandelt werde, um der Welt und namentlich seinen Franzosen zu beweisen, daß er der Herr der Situation geworden sey, und niemand hatte ihm das streitig zu machen vermocht. Die Russen selbst waren es, die ihm ihre Zustimmung, ihre Schmeicheleien aufdrangen. Graf Orlow, Rußlands außerordentlicher Gesandter, empfahl Rußland seiner „Großmuth". Man schien bereits mehr die Zukunft als die Vergangenheit im Auge zu haben. Jedermann hatte des blutigen und kostspieligen Krieges genug, und sobald Rußland sich entschlossen hatte, sich mit einem kleinen Opfer aus der Affaire zu ziehen, um günstigere Zeiten abzuwarten, begann auch augenblicklich das Buhlen um neue Allianzen in Verbindung mit den Listen und Kniffen, durch welche die älteren getrennt werden sollten. Nie aber bewährte Napoleon III. seinen überlegenen Geist mehr, als diesmal. Indem er sich keiner ihn lockenden Macht hingab, bewahrte er seinen Einfluß über alle. Das Präsidium des Congresses führte Graf Walewski, französischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ihm zur Seite stand Bourquenay, französischer Gesandter in Wien. Von englischer Seite waren Clarendon und Cowley, von österreichischer Buol und Hübner, von sardinischer Cavour und Villamarina, von türkischer der Großvezier Ali Pascha und Mehemed Dschemil Bey geschickt worden. Ihnen gegenüber standen Rußlands Botschafter Orlow und Brunnow. Da Preußen an dem Kriege gar keinen Theil genommen hatte, wurde es auch von den Unterhandlungen ausgeschlossen, bestand jedoch auf seinem Recht, als Großmacht bei jeder Verhandlung betheiligt zu werden, welche die Aenderung von Verträgen herbeiführen könne, die es früher im Verein mit den übrigen Großmächten unterzeichnet habe. Diese Forderung wurde endlich auch als gerecht anerkannt und am 11. März

Preußen zur Beſchickung des Congreſſes eingeladen, worauf der Miniſterpräſident von Manteuffel ſelbſt ſich nach Paris begab. Am 16. gebar die ſchöne Kaiſerin Eugenia einen Prinzen und Graf Orlow war der erſte, der in Galla-Uniform ſchon am frühſten Morgen im Palaſt der Tuilerien erſchien, um der hohen Wöchnerin Rußlands Glückwünſche darzubringen. Der Papſt ſandte ihr die goldene Roſe. Das Kind erhielt die Namen Napoleon Ludwig Eugen Johann Joſeph. In dieſem Augenblick ſtand Napoleon III. auf der Höhe ſeiner Macht, geſucht und geehrt von ganz Europa, im Ruhm des Sieges, erfreut durch ſeinen erſten geſunden und wohlgebildeten Sohn.

Der Frieden wurde am 30. März 1856 zu Paris abgeſchloſſen. Rußland bequemte ſich, die Donaumündungen mit einem ſehr kleinen Landſtrich am linken Ufer zunächſt dem ſchwarzen Meere an die Türkei abzutreten, dem einſeitigen Protectorat über die Chriſten in der Türkei, ſowie über die beiden Donaufürſtenthümer zu entſagen und auch Kars wieder herauszugeben. Dagegen lieferten die Weſtmächte auch Sebaſtopol (nach Zerſtörung der Dogs und Hafenbauten daſelbſt) und alle andern von ihnen beſetzten Puncte wieder aus. Die Emancipation der Chriſten in der Türkei war bereits garantirt und ſollte von allen chriſtlichen Großmächten gemeinſam überwacht werden; die beiden Donaufürſtenthümer ſollten von öſterreichiſchen Truppen beſetzt bleiben bis über ihre Zukunft durch die ſämmtlichen Großmächte würde Beſchluß gefaßt ſeyn. Es frug ſich nämlich noch, ob ſie wie bisher, jedes unter einem eignen Hoſpodar, getrennt oder ob ſie vereinigt werden ſollten? Kriegskoſten wurden niemand auferlegt. Rußland verpflichtete ſich, am ſchwarzen Meere keine Seearſenale mehr zu errichten und künftig nur ſo viele Schiffe auf dieſem Meer zu halten, wie die Pforte. Die Donauſchifffahrt wurde unbedingt frei erklärt. Nur für die Zukunft wollte ſich Rußland durch Anerkennung der Integrität der Türkei nicht binden laſſen, weshalb Oeſterreich mit den beiden Weſtmächten nachträglich am

15. April einen Separatvertrag zum künftigen Schutz der Türkei gegen Rußland, wenn es nöthig werden sollte, geschlossen. Preußen betheiligte sich nicht dabei, sondern stellte sich zu Rußland.

Ging nun auch dieser menschenfressende Krieg durchaus nicht so aus, wie Kaiser Nicolaus gewünscht und erwartet hatte, sondern mußte sich Rußland einer kleinen Demüthigung unterziehen, so änderte doch dieselbe in der Machtstellung Rußlands gar nichts. Der Friedensschluß, der ihm die Donaumündungen abgesprochen hat, ist kein Hinderniß, daß nicht ein großes russisches Heer abermals den Pruth überschreiten könnte, wenn irgend einmal Oesterreich, im Westen beschäftigt, jene Mündungen nicht mehr hüten kann. Rußland hat große Verluste erlitten, die sich aber bald wieder ersetzen lassen. Selbst unter Niederlagen hat es seine Stärke bewährt. Daß seine Truppen auf einigen Puncten geschlagen wurden, hat seinen Ruhm weniger beeinträchtigt, als derselbe gewonnen hat durch den Beweis, es sey auf andern, noch ungleich wichtigern Puncten schlechterdings unangreifbar. England hätte ohne Frankreich gar nichts ausgerichtet. Seine Prahlerei ist mehr noch als die russische beschämt worden. Oesterreich hat sich schwach gezeigt, indem es das Schwert nicht ziehen und Erfolge erringen wollte, ohne Opfer zu bringen. Preußen noch schwächer, indem es die einzige Gelegenheit versäumte, seine Ostseeprovinzen von der russischen Umgreifung und Schleswig-Holstein von schwerem Druck des russischen Einflusses frei zu machen.

Nur Frankreich war glorreich aus dem Krimmkriege hervorgegangen, aber auch Frankreich hatte außer dem Ruhm nichts erreicht. Die orientalische Frage ist unentschieden geblieben.

Zweites Buch.

Deutſchlands Selbſtſchwächung.

Bevor wir den Siegeslauf der franzöſiſchen Armee weiter verfolgen und die Verwirklichung der napoleoniſchen Ideen im Angeſicht des ſtaunenden Europa vor ſich gehn ſehen, müſſen wir den Blick auf unſer deutſches Vaterland richten und hier die Urſachen kennen lernen, die Napoleon III. das Gelingen ſeines kühnen Wagniſſes ermöglichten. In der Uneinigkeit und dadurch bedingten Selbſtſchwächung Deutſchlands lag die Stärke Rußlands vor dem Krimmkriege und wieder die Stärke Frankreichs nach dem Krimmkriege.

Zwiſchen den mächtigen und einigen Reichen der Slaven und Romanen ſollte das germaniſche Reich eben ſo mächtig und einig ſtehen, nach beiden Seiten hin nicht paſſiv, ſondern activ, offenſiv, wie es das alte Wappen unſeres Reichs, der doppelte Adler, vorbildet. Die große deutſche Nation hat nun auch wirklich ein Bewußtſeyn dieſes ihres Berufs, aber man bilde ſich ja nicht ein, daß die Trennung der Nation unter verſchiedene Dynaſtien, welche einſeitig ihr Sonderintereſſe verfolgen, das einzige Hinderniß der Vereinigung ſey; die Schwierigkeit dieſer Vereinigung iſt vielmehr durch den confeſſionellen Gegenſatz ſeit der Reformation und durch

Digitized by Google

einen noch älteren Gegensatz der ober- und niederdeutschen Stämme bedingt.

Die seltene, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit für Deutschland, mit seinem germanischen Bruder (England) und mit der Hauptmacht der romanischen Welt (Frankreich) vereinigt, den slavischen Coloß (Rußland) zu überwältigen und Mittel- und Westeuropa vom Drucke dieses Alps zu befreien, war von den deutschen Mächten während des Krimmkriegs versäumt worden. Das Ergebniß war eine Verständigung Frankreichs mit Rußland auf Kosten der deutschen Mächte. Es handelte sich jetzt nur noch darum, Preußen und die Mittelstaaten von Oesterreich zu trennen, und dann über das vereinzelte Oesterreich herzufallen und es zu verkleinern, Preußen und den Mittelstaaten aber den traurigen Trost zu lassen, daß ihnen ein gleicher Ueberfall erst später zugedacht ist, und daß sie dann, von Oesterreich verlassen, ihre und die Geschicke des gesammten deutschen Volks von der Gnade Frankreichs und Rußlands erbitten können.

In der Mitte eingekeilt zwischen den russischen Coloß und das mit unwiderstehlicher Elasticität sich durch neue Eroberungen ausdehnende Frankreich bietet die deutsche Nation, obgleich der französischen in der Seelenzahl, der russischen in der Bildung und jeder von beiden sogar in der Zahl ihrer Bajonette überlegen, doch nur ein lockeres Conglomerat dar, wie gemacht, um vollends zerstoßen und zertheilt zu werden. Denn der tapfere Deutsche steht in Metz und Straßburg, in Rendsburg und Riga gegen sich selber Schildwacht, und die deutschen Heere, welche noch nicht ausländische Uniformen tragen, bewachen sich eifersüchtig eins das andere, schon mehr als einmal bereit, grimmig über einander herzufallen (zum letztenmal bei Bronzell). Lothringen und Straßburg haben wir an die Franzosen, Schleswig und Holstein an die Dänen, die deutschen Ordenslande an Rußland verloren. In Belgien will man sich gar nicht mehr besinnen, daß man deutsch sey. In Holland und der Schweiz, kerndeutschen Staaten, besteht eine affectirte Verachtung

des „Muff“ und „Tütſchländers,“ und man macht dort gern mit England und Frankreich oder mit Rußland Politik gegen Deutſchland. Der noch übrige Rumpf der deutſchen Nation, der noch nicht an's Ausland verloren und verkauft iſt, ſondern noch einheimiſche Herrn hat, iſt in drei Gruppen vertheilt, welche beſtändig gegen einander gravitiren, Oeſterreich, Preußen und die Mittelſtaatengruppe. Oeſterreich und Preußen ſind die feindlichſten Länder von der Welt, weil hier alle Gegenſätze des dynaſtiſchen Intereſſes, der Confeſſion, des Stammcharakters, des bisherigen Syſtems und ein tiefeingewurzelter und traditioneller Haß zuſammenwirken. Die Mittelſtaatengruppe aber hat ſich immer gegen Oeſterreich und Preußen geſtemmt und ſich dabei des franzöſiſchen oder ruſſiſchen Schutzes erfreut. Sie verdient am meiſten Mitleid, weil in dieſer Gruppe gerade die ächtgermaniſchen Stämme (nicht mit Slaven vermiſcht, wie in Oeſterreich und Preußen) enthalten ſind, die am wenigſten mit dem Ausland buhlen ſollten. Welche unglückſelige Spaltung deutſcher Nation in die drei Gruppen, ungeſchickter und unnatürlicher, als man ſich denken könnte, wenn es nicht wirklich wäre! Jede patriotiſche oder Nationalpartei aber, welche zwiſchen dieſen drei Gruppen bisher ſich hervorarbeitete und an die Stelle des ſpecifiſch öſterreichiſchen, preußiſchen oder mittelſtaatlichen Intereſſes endlich einmal ein deutſches ſetzen wollte, verfehlte ihr Ziel und wurde als revolutionär oder unpraktiſch wieder beſeitigt. Ein Zuſtand nun, wie der im noch immer ſogenannten deutſchen Bunde, forderte die Intrigue und Anmaßung ausländiſcher Mächte ohne Zweifel heraus und entſchuldigte ſie. Wir haben uns über keinen böſen Nachbar zu beklagen, da wir, wenn wir ferner unterliegen, ferner beraubt, ferner verachtet und verſpottet werden, ganz allein ſelber Schuld ſind, denn wenn wir unſere Kräfte zuſammenhalten wollten, wären wir ſtark genug, um alle unſere böſen Nachbarn zu ſchrecken und zu ſchlagen.

In Oeſterreich lebte man nach dem Krimmkriege in einem gewiſſen Behagen, als habe man in der auswärtigen Politik einen

großen Sieg und zwar ohne Opfer erfochten. Sich auf neue schwere Kämpfe gefaßt zu machen, sich der deutschen Sympathien zu versichern, Preußen auf seine Seite zu ziehen und zugleich im Innern eine bessere Ordnung herzustellen und den verderblichen Unterschleifen zu steuern, die früher oder später zum Staatsbankerott führen mußten, dachte man nicht. In Frankfurt am Main lebte der österreichische Präsidialgesandte, Graf Rechberg, mit dem preußischen Bundestagsgesandten von Bismark auf dem gespanntesten Fuß und wenn einer ja sagte, dann sagte der andere gewiß nein. Am 18. Juni 1857 wurde das Stiftungsfest des Maria Theresienordens (die Schlacht bei Collin) mit großer Pracht gefeiert. Von der Kirche scheint damals der Staat Oesterreich eine namhafte Aushülfe erwartet zu haben. In Folge des Concordats trat am 6. April 1856 zu Wien ein österreichisches Nationalconcil zusammen, um über die Inslebenführung des Concordats nach allen Modalitäten zu berathen; 51 Bischöfe fanden sich ein, der Kaiser hatte den Erzbischof von Wien zum Vorsitzenden bestimmt, der Papst kam ihm aber zuvor und bestimmte seinen Nuntius, den Cardinal Viale Prela, für den Vorsitz. Das Concordat machte Oesterreich, je eifriger es sich desselben annahm, um so mehr und erbittertere Feinde nicht allein unter den Protestanten, sondern auch unter den religiös Indifferenten und insbesondere unter den Bureaukraten. Die Gehässigkeit steigerte sich, als in demselben Frühjahr in Oesterreich verboten wurde, Protestanten auf katholischen Kirchhöfen zu begraben,*) und als die Bischöfe in Mailand und Venedig die Verbreitung schlechter Bücher verboten. Wie sehr auch dieses bischöfliche Vorgehen gerechtfertigt, ja pflichtmäßig er-

*) Gleiche Intoleranz von Seiten der herrschenden Protestanten kam zu Fürstenwalde in Preußen und zu Great Torrington in England vor, wo die Leichen von Katholiken und Dissenters auf den Kirchhof nicht zugelassen wurden. Keine Partei hat sich darin von der andern beschämen lassen.

ſcheint, wenn man erwägt, mit welcher Gattung von gottloſen und unſittlichen Büchern die romaniſche Welt von Frankreich aus überſchwemmt wird, ſo faßten die Feinde Oeſterreichs die biſchöfliche Cenſur doch nur als Eingriff in die heilige Preßfreiheit auf. Mit mehr Recht hätte man den Eiferern für das Concordat zum Vorwurf machen können, daß ſie den Thron, ehe ſie ihn ſo nahe an den Altar rückten, nicht zuvor reinigten von dem Schmutz der ihn in nächſter Nähe umdrängenden Börſenſchwindler, Unterſchleifgeber und Staatsbetrüger, wie auch der Juden, welche trotz des Concordats noch immer vorzugsweiſe die offizielle Preſſe beſorgten und die Vermittler des Staatsgedankens blieben. Auch die Hauptgläubiger des Staats waren und blieben Juden. Um auch noch die letzte Schranke ihrer Gier niederzureißen, erſchöpften ſie ſich in ſcheinheiliger Winſelei um Gewiſſensfreiheit und Humanitätsrückſichten, d. h. um das Recht, liegende Güter erwerben zu dürfen, welches ſie in den Stand ſetzen würde, die vom Staat entäußerten Domainen von 150 Mill. Gulden Werth in ihren Rachen hineinzuziehen. Dem mit eiſerner Fauſt entgegenzutreten, wäre die Aufgabe eines neuen chriſtlichen Staatsthums geweſen. Endlich ſetzte das Concordat auch eine Durchdringung des niederen Klerus und des Volkes mit Begeiſterung und überhaupt mit Geiſt voraus, welcher aber ausblieb. Oeſterreich hatte auch damals noch keinen Montalembert unter ſeinem Adel und noch keinen Görres unter ſeinen Profeſſoren, nicht einmal einen Lacordaire unter ſeinen Predigern.

Als die Luft in Italien ſchwül zu werden begann und die ausländiſche Intrigue auch bereits auf Ungarn ihr Auge warf, hielt es Kaiſer Franz Joſeph für gerathen, die Treue der Unterthanen durch große Gnadenaustheilungen auf einer Rundreiſe zu befeſtigen. Begleitet von ſeiner Gemahlin und ſeiner jungen Tochter Sophie beſuchte er im Winter auf 1857 die Lombardei und dann im Frühjahr Ungarn, von wo er aber raſch zurückkehrte, als die kleine Erzherzogin erkrankte und in Ofen ſtarb. Alle politiſchen

Verbrecher sowohl in Italien als Ungarn erhielten damals eine unbedingte Amnestie. Und doch dauerte die Unzufriedenheit und die Neigung zum Aufruhr fort, weil durch alle Gnaden des Kaisers die unnatürliche Lage und der verfassungslose Zustand unter einer dem Finanzschwindel verfallenen Administration nicht gebessert wurden.

Der alte Feldmarschall Radetzki schloß seine müden Augen zu rechter Zeit am 5. Jan. 1858 zu Mailand, nachdem er vorher wegen eines Beinbruchs noch ein langes Siechthum überstanden hatte, im 91. Jahre seines Alters. In demselben Jahre (22. August) wurde dem Kaiser sein erster Sohn geboren, den er Rudolf nannte, mahnend an den ersten Habsburger.

In Preußen zeigten sich nach dem Krimmkriege die ersten Symptome einer langsam zunehmenden Schwäche des edeln Königs, ohne daß noch jemand geahnt hätte, welche schwere körperliche und geistigen Leiden denselben erwarteten. Ministerpräsident von Manteuffel hatte sich während des Krieges mit vieler Klugheit und zuweilen auch mit Energie gegen die russische Partei behauptet. Die Spannung aber dauerte fort. Im Winter von 1855 zu 1856 kamen schlimme Gerüchte in die Presse. Dem zur Camarilla des Königs gehörigen, ihm engvertrauten General von Gerlach und dem Geheimsecretair des Königs, Niebuhr, kamen wichtige Depeschen abhanden, die ein gewisser Testen gestohlen und theils dem Ministerpräsidenten mitgetheilt, theils aber auch in Abschriften einem Angehörigen der französischen Gesandtschaft verkauft haben sollte. Ein gewisser Lindenberg stattete in einem aufgefangenen Briefe dem General Gerlach geheimen Bericht über den Prinzen von Preußen ab ꝛc. Diese Enthüllungen führten übrigens zu nichts, als zur Verurtheilung des Diebes. Das Publikum sah nicht klar in der Sache. Noch im Jahre 1856 fiel Niebuhr in Irrsinn.

Die Zügel der Regierung waren sichtbar schlaffer geworden. Der Polizeidirector v. Hinkeldey in Berlin war 1855 genöthigt gewesen, eine adelige Spielhölle im Hotel du Nord daselbst, an

welcher beſonders Mitglieder des ſ. g. Jockeiklubs thätig geweſen, kraft ſeiner Amtspflicht, im Intereſſe der öffentlichen Sittlichkeit und im ſpeciellen Auftrage des Königs, der das ſyſtematiſche Sichſelbſtruiniren der jungen Edelleute ſtreng mißbilligte, aufzulöſen. Bei dieſer Auflöſung ſoll ſich ein ſubalterner Polizeibeamter, Namens Damm, nicht höflich genug gegen die vornehmen Sünder benommen haben. Das mußte nun Hinkeldey entgelten, den man durch wiederholte Beleidigungen zwang, den jungen Lieutenant a. D. v. Rochow-Pleſſow zu fordern. Ein Vater von ſieben Kindern, und hochgeachteter Beamter, welcher nur gegenüber einem geſetzwidrigen Spielerklub ſeine Pflicht gethan hatte, konnte deshalb, (ſo tief demoraliſirt war man) für ehrlos erklärt werden und ſah ſich wirklich im Mittelpunkt eines conſtitutionellen Rechtsſtaates genöthigt, ſeine Ehre mit der Piſtole in der Hand gegen einen jungen Menſchen zu vertheidigen, der ihm in der Kunſt zu ſchießen weit überlegen war und ihn am 10. März 1856 niederſchoß. Der König, der das Duell hatte verhindern wollen, deſſen Beauftragte aber zu ſpät kamen, war ſehr traurig. Rochow erhielt ein paar Jahre Feſtungsarreſt.

Der Sittenzuſtand der niedern Claſſen in Preußen, zunächſt in Berlin, konnte ſich nicht verbeſſern, ſofern das Fabrikweſen und das damit unzertrennlich verbundene Elend immer noch im Zunehmen war. Aus ſtatiſtiſchen Tabellen ergab ſich, daß bei der Recrutirung von 100 Webern im Durchſchnitt nur 28 dienſtfähig befunden wurden, von 100 Maſchinenſpinnern gar nur 20. Das Fabrikweſen erzeugte hier dieſelben Uebelſtände wie in England, klägliche Abſchwächung der Race, Sterblichkeit in jungen Jahren, Proſtitution und Demoraliſirung aller Art. *)

In der früheren Aufklärungsperiode war in den Eheſcheidungs-

*) In Dr. Helwings trefflicher Flugſchrift über die Abnahme der Kriegstüchtigkeit heißt es: „Es fällt uns nicht ein, der vorzugsweiſe induſtriellen Entwicklung der Neuzeit den Krieg zu erklären, aber wir wollen warnen vor den Gefahren, welche dieſe Entwicklung begleiten.“

maximen in Preußen eine solch laxe Observanz eingerissen, daß sie der schmählichsten Lüderlichkeit Vorschub leistete. Ehebrecherinnen konnten ohne Anstand, wenn sie sich kaum vom rechtmäßigen Mann getrennt hatten, den Verführer heirathen. Leichtsinnige Eheverbindungen wurden geknüpft und gelöst, wie man Kleider wechselt. In einem Salon zu Berlin sah man einen Herrn Whist spielen mit drei Damen, die alle drei von ihm geschieden waren. Den ärgsten Mißbrauch bezeichneten die s. g. Louisheirathen. Um nämlich in Berlin bürgerliche Rechte zu erhalten und nicht mehr ausgewiesen werden zu können, heiratheten öffentliche Dirnen einen s. g. Louis, irgend einen Berliner Gamin oder Bruder Lüderlich, um sich nachher gleich wieder von ihm scheiden zu lassen. Manche Louis machten ein Geschäft daraus, heiratheten immerfort und schieden sich immerfort. Als nun das Ministerium Raumer ein strengeres Ehegesetz an die Kammer brachte, brach ein heftiger Meinungskampf aus, den die Presse fortsetzte. Die rationalistische und liberale Mehrheit schrie über pfäffische Reaction und nahm die Lüderlichkeit in Schutz. Der gute König trat nun nach seiner Art wieder mildernd dazwischen und decretirte am 8. Juli 1857, es solle Paaren, die sich scheiden und sich mit einem andern verheirathen wollten, frei stehen, von dem die Scheidung oder Wiedertrauung verweigernden Geistlichen an das Consistorium zu appelliren. Sehr viele Geschiedene fanden es jedoch bequemer, indeß auf der Eisenbahn nach Gotha zu reisen, wo der aufgeklärte Hofprediger Schwarz sie nach der alten laxen Observanz, die in dem thüringischen Fürstenthum fortbesteht, gerne traute.

Die evangelical alliance hielt am 12. September 1857 eine große „Versammlung evangelischer Christen aus allen Ländern" ab, welcher auch der König beiwohnte. Es fehlte jedoch auch nicht an Protesten der Strenggläubigen, welche die feste Krystallisation des kirchlichen Dogma's nicht in den christianismus vagus zerfließen lassen wollten. Die evangelische Allianz hatte noch weit unbestimmtere Umrisse wie die Union. Die Versammlung konnte den

bestehenden Kirchen gegenüber keine eingreifenden Beschlüsse fassen und führte zu nichts, als zu einem lächerlichen Bruderkuß zwischen einem französischen Pietisten und einem deutschen Freigemeindler.

In der Metropole der Intelligenz bekämpfte sich der unkirchliche und frivole Geist immer noch mit dem streng lutherischen. Die Regulative, durch welche der Cultminister von Raumer 1854 dem Diesterweg'schen System, der Volksschule alle mögliche unnütze und verderbliche Halbwisserei aufzudrängen, ein Ende machte und den Volksunterricht auf das Nothwendige zurückführte, fand eine fanatische, jedoch nicht mehr ausreichende Opposition. Die Hegelsche Philosophie war fast vergessen, nur der Humboldtcultus *) noch in voller Blüthe. Alexander von Humboldt, der hochgefeierte Greis, der tägliche Umgang der königlichen Familie, von ihr mit Gnaden aller Art überhäuft, spottete damals über den König hinter dessen Rücken. **) Die Intelligenz, welche Humboldt vertrat, hatte eben so wenig sittlichen Gehalt, wie die, welche Hegel vertreten hatte, und gehörte nur mit zu dem Rost, der die eiserne Monarchie anfraß.

Eine politische Verwicklung der unangenehmsten Art wurde

---

*) Humboldts „Kosmos" wurde von der Diesterweg'schen Schulpartei ausdrücklich der Bibel entgegengesetzt als das Buch der Bücher. In dieser Darstellung des Naturganzen wird der Schöpfer nicht geehrt, noch erwähnt, sondern die Natur erscheint als eine gleichgültige Substanz, die erst Bedeutung gewinnt, indem der Mensch sie erkennt und benutzt. Auf den Schöpfer und das Wesen der Dinge kommt es Humboldt nie an, immer nur auf die Entdecker, Erklärer und Erfinder und nur den forschenden Menschengeist preist er, ganz im Sinne der Philosophie Hegels, welcher Gott selbst nur so weit existiren läßt, als er vom Menschen gedacht wird. Unter Humboldts Einfluß machte die deutsche Naturwissenschaft mit wenigen Ausnahmen Front gegen das Christenthum.

**) Humboldt starb 1859. Bald nach seinem Tode erschienen seine Briefe an Varnhagen von Ense im Druck, von einer Jüdin herausgegeben. Sie wimmeln von undankbaren Spöttereien.

für Preußen der mißlungene Aufstand seiner Anhänger in Neuenburg (Neufchatel) im Herbst 1856. Wir werden in der Schweizergeschichte, in die er eigentlich gehört, ausführlich auf ihn zurückkommen und bemerken hier nur, daß die Krone Preußen, deren Recht auf Neufchatel mit so brutaler Gewalt von Seiten des Schweizer Radicalismus verletzt worden war, jetzt sich gar noch verleumden lassen mußte, als habe sie jenen mißlungenen Aufstand gegen die factisch bestehende Regierung in Neuenburg angezettelt. Preußen wollte sich mit den Waffen in der Hand Genugthuung verschaffen, da sie ihm von der Schweiz verweigert wurde. Die Schweiz konnte aber ganz sicher nicht blos auf Frankreichs, sondern auch auf Oesterreichs Schutz rechnen. Oesterreich wollte den Durchzug preußischer Truppen durch Süddeutschland nicht dulden. Von dieser Seite aber so gar wenig unterstützt, wandte sich der König von Preußen an Frankreich und nahm dessen Vermittlung an, welche darin bestand, daß den Schweizern gesagt wurde: ihr seyd völlig im Unrecht, ihr habt gegen die Verträge von 1815 Neuenburg dem König geraubt, aber — ihr sollt Neufchatel behalten und der König wird so großmüthig seyn, darauf zu verzichten.

Nachdem Friedrich Wilhelm IV. noch diese fatale Auseinandersetzung mit der Schweiz gegen Neufchatel hatte durchmachen müssen, nahm seine Abmagerung zu, und von Marienbad in Böhmen heimkehrend bekam er plötzlich am 8. October 1857 Congestionen gegen das Gehirn, die ihn von dieser Zeit an Leib und Geist dergestalt schwächten, daß schon am 24. sein königlicher Bruder, Wilhelm, Prinz von Preußen, als Stellvertreter die Regierung für ihn übernehmen mußte. Der Prinz that es mit der größten Pietät, ohne am bisherigen Regierungssystem etwas zu ändern, und begnügte sich auch, daß ihm die königliche Vollmacht nur auf drei Monate, und später wieder auf drei und so nach und nach viermal auf drei Monate ausgestellt wurde. Man hoffte nämlich einerseits, der König könne vielleicht wieder genesen, und die bisherige Camarilla fühlte andrerseits, das System könne sich

ändern und ihr Einfluß aufhören, wenn der Prinz erst definitiv die Regentschaft übernähme. In dieser Interimszeit vermählte sich des Prinzen Sohn, Friedrich Wilhelm, bei der Kinderlosigkeit des Königs Preußens Thronerbe, mit Victoria, der ältesten Tochter der Königin von England, 25. Januar 1858. Da sich inzwischen der Zustand des Königs nicht verbesserte und der Pietät ausreichend Genüge geschehen war, erforderte nach Ablauf eines vollen Jahres die Staatsrücksicht gebieterisch eine definitive Regelung der Regentschaft. Am 8. October 1858 übertrug der kranke Monarch dem Prinzen von Preußen die Rechte eines unumschränkten Regenten und die Kammern stimmten ihm am 20. zu.

Der Prinzregent, weniger in geistreicher Rede übersprudelnd als sein Bruder, der König, übertraf ihn dagegen in ruhigem Nachdenken und männlicher Festigkeit und folgte einem anderen, mehr liberalen, dem strengen Lutherthum nicht mehr so warm ergebenen System. Allein er wollte keinen allzuraschen und auffallenden Wechsel. Die alten Minister wurden nach und nach entlassen und an ihre Stelle trat der (katholische) Fürst Anton von Sigmaringen als Ministerpräsident, Auerswald als Staatsminister, der früher wegen seiner antirussischen Politik entlassene General von Bonin als Kriegsminister, v. Schleinitz eben so wieder als Minister des Auswärtigen, der gelehrte und auf den evangelischen Kirchentagen populär gewordene v. Bethmann-Hollweg als Cultminister, Flottwell (später der liberale Graf Schwerin) als Minister des Innern. In seiner Anrede an die Minister am 8. November erklärte der Regent, er wolle 1) keine liberale Ueberstürzung, 2) die Rechte der katholischen Kirche wahren, aber keinen Uebergriff derselben dulden, 3) in der evangelischen Kirche der bisherigen Orthodoxie und Heuchelei entgegentreten und die Union, die dadurch gefährdet worden sey, aufrecht erhalten, 4) Schule und Wissenschaft in größter Freiheit pflegen, damit Preußen an der Spitze der Bildung bleibe, und 5) das preußische Heerwesen in gutem Stand erhalten.

Der kranke König reiste vier Tage nach Einsetzung der Regentschaft, am 12. October mit seiner ihn in aufopfernder Treue überall begleitenden Gemahlin nach Italien, um hier in milderer Luft zu genesen, fand aber die Gesundheit nicht wieder und mußte im folgenden Jahre dem Kriege dort ausweichen und zurückkehren. Am 27. Januar 1858 wurde dem Sohne des Prinzen Regenten, dem Prinzen Thronfolger Friedrich Wilhelm, von seiner englischen Gemahlin der erste Sohn geboren.

Das neue Ministerium und die Mehrheit in der zweiten Kammer hielten zusammen und folgten dem Programm des Regenten. Die Hauptopposition concentrirte sich im Herrenhause. Die katholische Fraction in der zweiten Kammer nahm häufig eine neutrale Stellung ein. Mehrere Häupter der Kreuzzeitungspartei (Stahl, Hengstenberg) schieden aus den höhern geistlichen Verwaltungsämtern, Bethmann-Hollweg hielt jedoch die Raumer'schen Schulregulative gegen die Anstürmungen Diesterwegs aufrecht, der in die Kammer gewählt worden war. Dagegen wurden den Juden immer mehr Rechte eingeräumt. Der kerndeutsche und Gott sey Dank auch noch christliche Adel sträubte sich, güterbesitzende Juden in seine Mitte aufzunehmen, was aus einem richtigen Gefühl entsprang und ihm von liberaler Seite nicht so sehr hätte verübelt werden sollen in einem Staate, in welchem eine reiche Judenschaft schon zu lange und zu üppig vom Arbeitsschweiße der christlichen Bevölkerung schwelgt. Im Uebrigen hatte man mit eben so viel Recht dem Adel vorgeworfen, er habe zu viel Branntweinhelme unter seine Helme aufgenommen und Industrien begünstigt, die den Kern der ländlichen Bevölkerung eben so schädlich angreifen, wie die jüdische Speculation. Auch schadete dem Adel, daß er während des Krimmkrieges zu sehr zu Rußland hingeneigt hatte. Indem nun die confessionellen, ständischen und politischen Gegensätze im Innern Preußens keineswegs ausgeglichen waren, behauptete der preußische Staat doch den unschätzbaren Vorzug einer gewissenhaften Verwaltung, eines blühenden Finanzzustandes und

noch sehr zahlreicher und tüchtiger Ackerbauer, in denen die Racenkraft und Wehrhaftigkeit trotz alles Verkommens der Industriebevölkerung erhalten blieb, und hatte überdem sowohl in seinen evangelischen als katholischen Gebieten an Religiosität offenbar wieder gewonnen und stand in dieser Beziehung nicht mehr auf einem so niedrigen Niveau, wie im Anfang des Jahrhunderts.

Die tiefe Kluft zwischen der österreichischen und preußischen Cabinetspolitik konnte der Bundestag in Frankfurt a. M. nicht ausfüllen. Hier trat überall nur die Uneinigkeit zu Tage und die Bundesverfassung nöthigte sogar zu Erklärungen, die besser unterblieben wären, weil sie immer nur gegenseitige Negationen enthielten. Ueber die Organisation des Bundeskriegsheeres, über die Wahl eines Bundesfeldherrn herrschte unversöhnlicher Streit. Die Bundesfestungen waren zum Theil vernachläßigt, in Mainz,*) wo die österreichische und preußische Besatzung fast immer mit einander haderten, fehlte manches, in Kehl das Fort, von Germersheim nach Bruchsal eine Eisenbahn, wogegen durch Bau einer Rheinbrücke bei Kehl den Franzosen der Uebergang von Straßburg her möglichst erleichtert wurde. Auch Rastadt und Ulm waren noch immer nicht in völligem Stande.

Um die Mittel- und Kleinstaaten zu einem einigermaßen compacten Ganzen neben Oesterreich und Preußen zusammenzugießen, waren von Bayern und Sachsen durch die Minister von der Pfordten und Beust schon mannigfache Anläufe genommen worden. Wir kennen schon die Bamberger, Darmstädter, Münchener Tage. Sie wiederholten sich noch später, blieben aber immer nur Collectivproteste in einer Tagesfrage, ohne dauernde Verbindlichkeit.

---

*) Am 18. Nov. 1857 flog hier ein Pulvermagazin in die Luft und zerstörte einen Theil der oberen Stadt. Der österreichische Unteroffizier Wimmer wollte aus Haß die in der Nähe versammelten Offiziere umbringen, verfehlte aber den Zeitpunct und flog selbst mit in die Luft, während sie verschont blieben.

In Bayern bestand ein perennirender Kampf zwischen dem Ministerium von der Pfordten und den theils liberalen theils klerikalen Elementen der Kammern. Als Dr. Weis von der Kammer wieder zu ihrem Vicepräsidenten gewählt wurde, erfolgte die Auflösung der Kammer, Dr. Weis wurde jedoch wieder in die Kammer und auch wieder zum Vicepräsidenten gewählt, 1858. Noch tiefer griff der Gegensatz zwischen den vom König unmittelbar begünstigten norddeutschen und protestantischen Professoren (den s. g. Nordlichtern) und den katholischen Altbayern. Ein Versuch des evangelischen Consistoriums in Bayern, die Privatbeichte einzuführen und die Kirchenzucht zu verschärfen, scheiterte am Widerstand der Gemeinden, des Ministeriums und des Königs, 1856.

In Württemberg war der Streit über das neue Concordat von 1857, wobei in Betreff einiger Puncte die ständische Competenz vorbehalten wurde, bei weitem nicht so heftig als der in Baden, wo sich die Parteien viel länger und viel schroffer gegenüberstanden. Als auch hier am 28. Juni 1859 ein Concordat geschlossen wurde, protestirten dagegen die Stände und eine in Durlach improvisirte Versammlung, und der Großherzog sah sich veranlaßt, deshalb sein Ministerium zu ändern. Die neuen Minister legten der Kammer einen Gesetzesentwurf vor, welcher der Kirche dort alle die Rechte wieder nahm, die ihr das Concordat gegeben hatte. Der Erzbischof und der Landesklerus aber protestirten, 1860. Wenn einerseits die der Kirche überhaupt feindseligen Tendenzen hier nicht stimmfähig sind und die Regierung eines Volkes, dessen Mehrheit katholisch ist, die Pflicht hat, auch den Katholiken gerecht zu werden, so ist andererseits die protestantische Partei im Nachtheil, so lange die evangelische Kirche Deutschlands nicht als corpus evangelicorum, wie ehemals im Reich, eine compacte Einheit darstellt, um als solche mit der katholischen Kirche zu tractiren. Einzelne protestantische Staaten können immer nur zum Nachtheile der protestantischen Sache mit Rom unterhandeln, und schaden sich noch mehr, wenn sie in ihren Concessionen nicht

einmal übereinstimmen. Deshalb ist das Mißtrauen der Protestanten, die ihre gemeinsame Sache ohne gemeinsame Vertretung sahen, gerechtfertigt. Die Protestanten können aber nicht gemeinsam handeln, weil sie nicht einmal im eigenen Glauben einig sind, weil die ärgsten Schreier gegen Rom den Glauben Luthers und Calvins eben so hassen, wie den katholischen. Wenn die Protestanten ihre eigene Kirche zu zerstören so rührig sind, kann ihnen dieselbe auch nicht mehr zum Bollwerk gegen Rom dienen. — Die Hauptagitation gegen das badische Concordat ging von Heidelberg aus, wo man sich des ungeheuersten Fortschritts*) rühmte.

Der Prinzregent Friedrich von Baden vermählte sich am 6. September 1856 mit der Prinzeß Louise, Tochter des Prinzen von Preußen, und nahm bei diesem Anlaß den Titel Großherzog an. Sein älterer Bruder Ludwig starb an seiner Geisteskrankheit den 22. Januar des folgenden Jahres.

Die kurhessische Verfassung von 1831 gewährte den Ständen so sichere Rechte, daß sie im Sturm von 1848 keiner etwa noch liberaleren Umgestaltung bedurfte, eben deshalb aber von Hassenpflug, als derselbe 1850 wieder hessischer Minister wurde, aufs lebhafteste

---

*) Auf dieser Universität, die wegen einiger berühmter Rechtslehrer und wegen ihrer schönen Lage besonders von reichen und adeligen Studenten besucht wurde, blühten damals die Corpsverbindungen, verwilderten aber arg. Bei einem Ausflug nach Ladenburg am 11. Juli 1856 brachen die betrunkenen Corpsburschen in die Häuser ein, mißhandelten die amtlichen Personen und wer sich ihnen in den Weg stellte und übten Brutalitäten an unbescholtenen Frauen und Mädchen, so daß Sturm geläutet werden mußte und die von der Feldarbeit herbeilaufenden Bürger die vornehmen Buben endlich hinausprügelten. Die Corps benahmen sich hinfort auch noch in Heidelberg selbst so trotzig gegen die akademische Autorität, daß Militair einrücken mußte. Der engere Senat hob die Corps auf, aber es fehlte auch unter den Professoren nicht an Stimmen, welche wegen der Frequenz Heidelbergs (d. h. wegen der Collegiengelder) eine so tiefe Demoralisirung entschuldigten.

angefochten wurde, wobei ihm die Niederlage der preußischen Politik in Olmütz und die Reaction in Oesterreich sehr zu Statten kam. Der Bundestag erklärte am 27. März 1852 die kurhessische Verfassung von 1831 für nicht vereinbar mit den Bundesgesetzen und beauftragte den Kurfürsten, eine neue Verfassung zur ständischen Verabschiedung zu bringen. Dies geschah, Hassenpflug berief nur eine Rittercurie und keine zweite Kammer, aber auch diese Ritter verwarfen seine Verfassung. Er versuchte 1855 noch einmal eine Vereinbarung, aber eben so vergeblich. Die Verfassung von 1852 blieb eine einseitig octroyirte. Auch nach Hassenpflugs Entfernung änderte sich hierin nichts. Als beide Kammern 1857 die Verfassung von 1831 reclamirten, wurden sie wieder abschlägig beschieden und als die Frage 1859 beim Bundestag zur Berathung kam, erklärte sich zwar Preußen energisch für die Rechte des hessischen Volks und die Verfassung von 1831, Oesterreich und die Mehrheit aber entschied für den Kurfürsten.

In Hannover änderte der blinde König Georg 1855 einseitig die Verfassung von 1848 ab und führte auch die alte Wahlordnung wieder ein, was Reclamationen veranlaßte, die den alten kurhessischen sehr ähnlich sahen. Sehr zum Nachtheil des monarchischen Princips, welches sich zu befestigen meint, indem es sich dem Herzen des Volkes entfremdet.

Im Nov. 1857 brach in Hamburg eine schwere Handelskrisis aus. Die durch ihre Solidität berühmte Kaufmannschaft hatte sich vom Schwindelgeist der Zeit fortreißen lassen und ihren Credit überspannt, während sie ungeheure Waarenmassen (ein einziges Haus z. B. 400,000 Kisten Kaffee) aufhäufte, um den Preis desselben hoch halten zu können. Man half indeß schnell durch Anleihen zur Discontirung guter Wechsel. Senat und Bürgerschaft von Hamburg liehen 5 und 10 Mill. Mark. Auch von außen kamen große Summen, um den wichtigen Platz zu halten, der österreichische Kaiserstaat schickte 10 Mill. Ein Gesuch Hamburgs an die preußische Regierung wurde jedoch abschlägig beschieden mit Hinweisung auf

die Immoralität und Verschuldung der betreffenden Schwindler. Sehr mit Recht. Alles dachte damals nur an den Verlust, nicht an die Schuld, und anstatt die Schuldigen zu brandmarken, hätschelte man sie vielmehr. Dem Unglück in Hamburg ging ein Fall der Curse vorher, der es veranlaßte, weil es den Hamburger Waarenbesitzern die Anschaffung des Geldes erschwerte. Große Bankbrüche in Nordamerika machten den Anfang, Paris gab die Fortsetzung, denn hier sanken die Actien des Credit mobilier von 1980 auf 680. Die deutschen Börsen folgten nach und so ging den Hamburgern das Geld plötzlich aus.*) — Das große Postdampfschiff Austria,

*) „Zahllose Vermögensleichen lagen schon auf dem Rückweg der eigentlichen Börsenspeculation, als das Ungewitter über die Handelskreise hereinbrach. Das Strafgericht für die Waarenspeculation war verdient. Wenn man die Preiscourante von Anfang 1856 bis Herbst 1857 verfolgt, so bemerkt man unausgesetztes gleichmäßiges Steigen aller Preise im Durchschnittsbetrag von wenigstens 30—40 Procent. Keine gute Ernte wollte helfen, es schien, als wäre der Naturfegen für die Speicher und Zolllager statt für die Menschen beschеert. Der kaufmännische Waarenstapel, dessen Eigenthümlichkeit eben die Störung der natürlichen Preisbewegung durch künstliche Verminderuug des Angebots der Nachfrage gegenüber ist, ging in's Ungemessene. In den Entrepots und Zollspeichern der Seestädte läßt er sich am deutlichsten verfolgen. In New-York kamen in den ersten zehn Monaten 1857 für etliche 70 Mill. Dollars Waaren auf Entrepot gegen 20 Mill. Doll. im Jahr 1855, in Hamburg lagen Ende December 34 Mill. Pfund Kaffee gegen 12—18 Mill. in den Vorjahren, von Wildhäuten lagen 120,000 Stück gegen 6000 im vorigen Jahr auf Speicher. Zur Preisbeherrschung aber durch Waarenlagerung gehört wie zum Kriege dreierlei; Geld und Geld und abermals Geld. Eigenes Vermögen nun läßt sich nicht aus den Fingern saugen, das bereite Mittel aber, um Geld zu machen, ist der Credit in allen Formen. An der Maschine des Credits hat sich die Ueberspeculation des Kaufmanns fortbewegt. Die endlose Schraube, an welcher diese Fortbewegung erfolgte, war vor Allem der Wechselcredit. So lange nur mit Grund oder Ungrund das Publikum glaubt, ein Kaufmann sey zahlungsfähig, und

welches von Hamburg nach New-York fährt, gerieth am 12. Sept. 1858 auf offener See in Brand und von 538 Personen, die sich darauf befanden, konnten sich nur 89 retten.

In den deutschen Herzogthümern Schleswig und Holstein blutete die offene Wunde fort und fort. Schleswig wurde mit dänischen Beamten überschwemmt, sollte den Gebrauch der deutschen Sprache verlieren ꝛc. und konnte nicht einmal, wie Holstein und Lauenburg, den Schutz des deutschen Bundes anrufen, weil es nicht zum deutschen Bunde gehörte. Der Minister Oersted genügte den Danomanen mit einem neuen Verfassungsentwurf für den dänischen Gesammstaat (1854) nicht und erst durch einen zweiten von 1855, mußte aber doch dem noch viel fanatischeren Dänen von Scheele

---

nichts ist zäher und wird weniger revidirt, als der einmal begründete Credit einer Firma, so kann es gelingen, Capital aus dem Stegreif fast in's Unendliche zu machen durch Wechsel, deren gesetzlich formelle Executionsstrenge dem sie als Geld annehmenden Publikum als letzter Rückhalt erscheint. Wenn der eine Wechsel verfallen ist, wird es nicht schwer, ihn durch Ausstellung neuer Wechsel zu decken. Diese Schaffung und Forterhaltung fiktiver Capitalien durch den Gebrauch der Wechselform, die Wechselreiterei im weiteren Begriff aller ihrer Arten, ist unglaublich stark betrieben worden. Alte und große Firmen, namentlich in Hamburg mit seinem auf langjährige Solidität und seinen Welthandel begründeten Platzcredit, fügten mittelst Creditgebrauchs in Wechselform ihrem eigenen Vermögen das fünf- bis sechsfache hinzu und steckten Alles in Waaren und setzten es oft auf die Karte eines einzigen Artikels. Andere machten aus dem Credit ihrer Firma, deren Unterschrift jedem Wechsel Cours durch den ganzen Norden gab, eine feilgebotene Waare, welche sie mitunter durch eigene Voyageurs bereisen ließen. Andere trieben die Wechselreiterei complottmäßig, complottmäßig wurden die Unterschriften (Indossemente) insolventer Leute auf die Wechsel gebracht, um ihnen scheinbare Bürgschaften hinzuzufügen, provisionsweise wurden ausgestellte Zahlungsversprechen acceptirt, wie man den Fall in den Zeitungen las, daß ein Zwickauer Kistenmacher ohne Vermögen für 1 Million Mark Banco Wechsel acceptirte, Stück für Stück 6 Schilling Banco Provision!"

weichen, der sofort sämmtliche Domainen der deutschen Herzogthümer als Staatseigenthum Dänemarks verkaufte, um dänische Staatsschulden damit zu tilgen. Die schleswig-holsteinischen hatten den Werth von 11,600,000, die von Lauenburg den von 4,500,000 Thlrn. Die Stände der Herzogthümer legten vergebens Protest ein, die dänische Regierung vertraute auf die Zustimmung Frankreichs und Rußlands und sah daher auch nur mit ironischer Miene den neuen Demonstrationen des deutschen Bundes entgegen. Um dem deutschen Rechte und der öffentlichen Meinung in Deutschland zu genügen, nahmen sich sowohl Oesterreich als Preußen, jedes aber für sich und ohne Zuziehung des deutschen Bundes, der Herzogthümer an und verlangten von Dänemark Einstellung des Domainenverkaufs und Ungültigkeit der Verfassung von 1855, bis sie den holsteinlauenburgischen Ständen zur ständischen Verabschiedung werde vorgelegt und berathen worden seyn, so daß diese Stände Gelegenheit fänden „sich über den damaligen Verfassungszustand in so weit zu äußern, als die früheren ständischen Rechte durch denselben Modificationen erlitten hätten". Die dänische Regierung entgegnete, Oesterreich und Preußen hätten den dänischen Gesammtstaat anerkannt und gegen dessen Verfassung nicht protestirt; jetzt hinterdrein könne die Gesammtverfassung Dänemarks durch den Widerspruch der Provinziallandtage nicht mehr ungültig gemacht werden. Oesterreich und Preußen brachte die Sache endlich am 22. Oct. 1857 an den deutschen Bund.*) Dieser ließ sich nun in einen weitläufigen Notenwechsel mit Dänemark ein, welches am 15. Juli 1858 zugab, die Gesammtverfassung solle einstweilen für Holstein unverbindlich seyn, bis die Schwierigkeiten, die der Vereinbarung entgegenständen, commissarisch ausgeglichen seyn würden. Der Bund mußte nun erst

*) Damals tagten die holsteinischen Stände zu Itzehoe und der Abg. Bargum von Kiel sagte: der deutsche Bund und die Großmächte werden uns nicht helfen. Sie haben uns auch früher nicht geholfen, sondern nur entwaffnet.

wieder fragen, wie weit die Grenzen jener Unverbindlichkeit zu ziehen seyen, namentlich in Bezug auf das Ministerium ꝛc. Endlich hörte Dänemark die Vorschläge der holsteinischen Stände in der Versammlung (seit 3. Jan. 1859) an, worüber aber wieder Beseler in einer eigenen Schrift sich ereiferte, weil sie dadurch die Gesammtverfassung doch anerkannt hätten, was sie auch nicht bedingungsweise hätten thun sollen. Im Frühling 1859 reclamirte der Erbprinz von Augustenburg in einer öffentlichen Erklärung sein Recht auf das schleswig-holsteinische Erbe, welches seinem Vater widerrechtlich durch die Londoner Beschlüsse von 1852 entrissen worden sey. Am 18. Febr. 1860 beschloß der Bundestag nachträglich, Dänemark solle ohne Zustimmung der Stände von Holstein und Lauenburg keine Gesetze für diese Länder geben. Die schleswig'sche Ständeversammlung wurde am 19. März 1860 plötzlich und willkürlich durch den dänischen Minister geschlossen. Im Juni reclamirte Preußen noch einmal energisch die Rechte Schleswigs, sofern die alte Verbindung dieses Herzogthums mit Holstein wenigstens 1) seine Nichteinverleibung in den Gesammtstaat Dänemark und 2) die Gleichstellung der deutschen mit der dänischen Sprache bedinge.

Scheele mußte 1857 dem äußern Sturm weichen und der s. g. eiderdänischen Politik Platz machen, welche gemäßigter war und darauf hinarbeitete, zwar Schleswig im dänischen Gesammtstaat festzuhalten, aber Holstein und Lauenburg ihre Selbständigkeit zu lassen und dieselben nur durch eine Personalunion mit Dänemark zu verbinden. Inzwischen blieb Scheele, der sich um so größeren Haß zuzog, als er ein geborner Holsteiner war, immer noch sehr einflußreich, da er beim König und bei der Gräfin Danner wohlgelitten war. Dem Thronfolger und Oheim des kinderlosen Königs, Erbprinzen Ferdinand, wurde 1857 hohes Spiel, Schuldenmachen und feile Abhängigkeit von fremden Geldzuflüssen vorgeworfen (vom Faedrelandet, wogegen ihn Flyveposten nicht genügend vertheidigte).

Als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit ist die Ablösung des Sundzolls zu erachten. Dänemark hatte bisher einen hohen Zoll von allen Schiffen erhoben, welche den Sund passirten. Die vereinigten Staaten von Nordamerika protestirten zuerst dagegen im Interesse des freien Verkehrs. Andere Staaten folgten nach und Dänemark sah sich gemüßigt, am 14. März 1857 den Sundzoll aufzuheben gegen eine Vergütung von 30,570,698 Reichsthalern, welche die Handelsstaaten unter einander vertheilten und in 14 Jahren abzuzahlen versprachen. Auf England fiel der jährliche Betrag von 750,000, auf Preußen der von 400,000 Thalern.

Auf der großen Insel Island erklärte sich das Althing gegen den dänischen Regierungscommissair, Grafen Trampe, und verlangte eine schiedsrichterliche Entscheidung des norwegischen Storthing, 1851.

Auch mit Schweden kam die dänische Regierung in einigen Conflict. Dort nämlich wurde der s. g. Scandinavismus, die Idee einer künftigen Union der drei nordischen Reiche Schweden, Norwegen und Dänemark, gepflegt. Besonders die Studenten waren dafür begeistert, wie die deutschen Studenten es immer wieder und wieder waren für die deutsche Einheit. Die zweifelhafte Thronfolge in Dänemark, über die so viel gestritten und diplomatisirt wurde, schien den Plan, nach welchem die schwedische Königsfamilie alle drei Kronen vereinigen sollte, zu begünstigen. Deutschland hätte sich dabei zufrieden geben können, denn um den Preis Dänemarks würde der Schwede die deutschen Herzogthümer uns wohl ausliefern, und ein starkes Scandinavien wäre ein sehr achtbarer Bundesgenosse Deutschlands gegen Rußland. Allein das kleine Dänemark will sich Schweden nicht unterordnen lassen und fußt auf die mögliche Hülfe Rußlands und Frankreichs. Daher die Drohnote Scheele's vom 20. Februar 1857 an Schweden, wegen des dort begünstigten Scandinavismus, eine Note, welche König Oskar am 4. April noch schärfer erwidern ließ, wobei jedoch die Sache einstweilen ihr Bewenden hatte.

Schweden war Deutschland nie so feindlich gesinnt, wie

Dänemark, hätte sich vielmehr immer gern auf Deutschland gegen Rußland gestützt. Während des großen russischen Krieges konnte es nicht feindlich gegen Rußland auftreten, weil es Preußen nicht zur Seite hatte, benutzte indessen die Gunst der Umstände, und vereitelte, von Frankreich und England unterstützt, den russischen Plan, sich eines Hafens im Norden von Norwegen zu bemächtigen.

Sehr merkwürdig ist die beginnende Auflösung der Staatskirchen in den scandinavischen Reichen. In Schweden behauptete sich die altlutherische Staatskirche mit orthodoxer Form, bei rationalistischer Entleerung. Dagegen erhob sich der fromme Volksgeist seit Anfang des Jahrhunderts in der Secte der Läsar (Leser). Bauern lasen eifrig die Bibel und hielten Conventikel, um die reine Lehre der h. Schrift zu wahren, zumal als 1809 Agende, Katechismus und Gesangbuch eine mehr rationalistische Neuerung erlitten. Die Staatskirche verfuhr hart gegen die Leser, ohne sie unterdrücken zu können. Eben so hart wurden die wenigen Katholiken in Schweden verfolgt, im Jahr 1856 sechs katholische Frauen des Landes verwiesen. Dagegen kamen Baptisten und seit 1851 auch Mormonen auf. Im Herbst 1857 trug der König selbst auf Religionsfreiheit an, aber der Reichstag verwarf dieselbe am 3. Februar 1858 und Bischof Reuterdahl von Lund hielt die Orthodoxie aufrecht. — In Norwegen trat der Bauer Hauge gegen die Staatskirche auf und bildete 1842 eine freie Kirche mit zum Theil herumwandernden Laienpredigern, während der Prediger Lammers, gleichfalls der Staatskirche entgegentretend, eine strengere Kirchenzucht mit Ohrenbeichte ꝛc. forderte. — In Dänemark kämpfte Grundwig seit 1834 gegen die Staatskirche und weil das Lutherthum nach Dänemark nur von Deutschland aus gekommen war, wirkte der Haß der Dänen gegen die Deutschen wesentlich mit zu dem Gesetz vom 17. März 1857, welches für ganz Dänemark die Erbkirche oder Zwangstaufe aufhob und den Eltern gestattete, ihre Kinder taufen zu lassen oder nicht und zu welcher Religion sie wollten, erziehen zu lassen. Um den gefährlichen Wirkungen eines

ſolchen Independentismus vorzubeugen, zog Grundwig der auf der tabula rasa erſt zu erbauenden neuen Kirche mehr ſittliche und intellectuelle Grenzen und ging ſo weit, die Erlaubniß, Sacramente verwalten zu dürfen, von der würdigen Perſönlichkeit des Prieſters abhängig machen zu wollen. Allein auch hier drängten ſich die practiſcheren Baptiſten und Mormonen ein. Uebrigens hoffte Grundwig noch eine kirchliche Union mit Schweden und Norwegen erzielen zu können, die aber noch in weiter Ferne liegt.

König Oskar fiel in eine unheilbare Krankheit, welche ihm Leib und Geiſt zugleich zerſtörte, und ſtarb am 8. Juli 1859. Ihm folgte ſein Sohn Karl XV., der ſchon im Frühjahr 1860 mit Norwegen Diſſidien hatte. Der norwegiſche Storthing nämlich beſchloß, nie wieder einen Schweden als Statthalter zu dulden, wogegen der König das Recht, einen Schweden als Statthalter in Norwegen einzuſetzen, ſich vorbehielt. Im Sommer 1860 trugen Schweden und Dänemark eine gewiſſe Intimität zur Schau. Der Dänenkönig kam herüber, um den Schwedenkönig in ſeinem Lager bei Bonarp zu beſuchen.

Holland oder das Königreich der Niederlande machte ſich in den letzten Jahrzehenten nicht mehr ſehr bemerklich. Nachdem 1840 Wilhelm I. noch in hohen Jahren die morganatiſche Ehe mit der Gräfin d'Outremont eingegangen war und die Krone ſeinem Sohne Wilhelm II. abgetreten hatte, wollte dieſer die Angelegenheiten der Katholiken in Holland zum Beſſeren wenden, was aber viel Aufregung unter den fanatiſchen Reformirten hervorrief. Erſt die große Revolution von 1848 führte auch in Holland zu der Erkenntniß, die Kirchen ſollten frei für ſich und vom Staate möglichſt unabhängig ſeyn. In dieſem Sinn erklärte nach Wilhelms II. Tode (1849) unter deſſen Nachfolger Wilhelm III. das liberale Miniſterium Thorbeke 1852, die Katholiken Hollands dürften für ſich ſelbſt ſorgen, und überließ dem Papſt, die Biſchöfe zu ernennen. Das regte auf's neue die Strengreformirten auf, der König wich dem Sturme und Thorbeke fiel. Einem Uebergangs-

ministerium (van Halls) folgte ein streng reformirtes unter Groen van Prinsterer, welcher, ohne die Freiheit der Kirchen im Principe zu verläugnen, doch die Staatscontrole über dieselben stark betonte. Kraft des Freiheitsprincipes wurde damals auch Heycamp Bischof der jansenistisch-katholischen Kirche zu Deventer, was der Papst nicht anerkannte und mit der Excommunication Heycamps bestrafte.

In Belgien regierte König Leopold mit gewohnter Klugheit und Milde fort, ohne jedoch weder die innere Parteiung noch die äußere Gefahr beschwören zu können. Ja nach den Kammermehrheiten und dem schwächern oder stärkern Druck der öffentlichen Meinung oder eines Ereignisses wählte er seine Minister bald mehr links, bald mehr rechts. Aus dem Sturm des Jahres 1848 war das liberale Ministerium Frere-Rogier hervorgegangen, im Jahre 1852 folgte das noch liberalere Ministerium Brouckere, welches 1855 wieder dem mehr klericalen Ministerium Dedecker wich. Dieses brachte 1857 das s. g. Wohlthätigkeitsgesetz vor die Kammer, welches die Verwaltung der milden Stiftungen betraf und den Geistlichen ihren Antheil an der Verwaltung neben den Laien sicherte. Dagegen erhob sich nun die liberale Partei, hauptsächlich unter dem Einfluß der zahlreichen Freimaurer, nannte das Gesetz la loi des capucins und gab vor, dem Klerus werde dadurch eine ungemessene Gewalt verliehen. Dennoch nahm die Mehrheit der Kammer am 27. Mai das Gesetz mit 61 gegen 41 Stimmen an. Nun erhob sich wüthendes Geschrei und am Abend des folgenden Tages, am 28., großer Tumult in den Straßen von Brüssel. Der Pöbel, untermischt mit vielen wohlgekleideten Herren, stürmten die Druckerei der „Emancipation", das Hotel des Justizministers und die Klöster. Mönche und Nonnen flohen aus der Stadt. Der päpstliche Nuntius, den man für den Abbé de Haeren nahm, wurde insultirt. Auch in Gent, Lüttich, Mons gab es großen Tumult. Desgleichen in Antwerpen, am 29. Hier sang man die Barbançonne, schrie: weg de vetbruers! (Fettbrüder,

Mönche), warf in allen Klöstern die Fenster ein, und eben so in den Palästen und Wohnungen der Conservativen. Aber „die Blouse war nur schwach vertreten", die Tumultuanten waren auch hier aus den mittleren und höheren, vorzugsweise aufgeklärten Ständen. — In Jemappes wurde das Gebäude der „kleinen Brüder von der christlichen Lehre" demolirt; eine wilde Rotte mißhandelte die Brüder, die ihr Haus zu vertheidigen wagten, und schleppte die Blutenden zum Feuer, um sie zu verbrennen, was durch Besonnenere jedoch verhindert wurde.

Man macht sich einen Begriff von der unedeln Gesinnung der „Emeutiers in Glacehandschuhen", wenn man erfährt, daß eines ihrer Häupter, Verhaegen, öffentlich vorschlug, Eugen Sue in Brüssel ein Denkmal zu errichten.

Inzwischen war die Regierung schwach genug, den Stürmen nachzugeben und die Kammern sogleich zu vertagen, zwei Wochen später aber, am 14. Juni, das ganze Wohlthätigkeitsgesetz zurückzuziehen. Im ministeriellen Bericht hieß es: „wir sehen ein, daß eine kluge Regierung der öffentlichen Meinung Rechnung tragen muß, selbst wenn diese sich durch Leidenschaft oder Vorurtheil hat verführen lassen," und in einem königlichen Briefe vom 13. Juni las man: „Wir müssen uns der Behandlung einer jeden Frage enthalten, welche der Krieg in den Gemüthern entzünden kann." Im November wurde wieder der liberale Rogier an die Spitze des Ministeriums gestellt und eine neue, überwiegend liberale Kammer gewählt.

In der Schweiz wirkte die radicale Gewöhnung noch lange nach. Von England gehätschelt, waren die Radicalen hier auch von Frankreich geschont und je mehr die italienische Revolution vorschritt, um so kecker durften sie auf den Haß der Italiener gegen Oesterreich bauen und trotzen. Immer noch herrschten in den geistigen Mittelpuncten der Schweiz die radicalsten Personen und Tendenzen, in Genf, Bern, Zürich, nur Basel wahrte noch sein rein wissenschaftliches Streben und sein Christenthum. In Bern

spielte der aus Deutschland geflüchtete weiland Reichsagent, Carl Vogt, die Rolle des frechsten Religionsspötters und empfing die Ehre, in den eidgenössischen Nationalrath gewählt zu werden, um in dessen Schooße die gemeinsten Schmähungen gegen Deutschland auszustoßen. Mit ihm wetteiferte Moleschott, ein aus Deutschland berufener Professor, den Materialismus zu predigen, die Lehre, daß es keinen Gott und nicht einmal einen Geist in der Welt gebe, sondern alles nur Materie mit Stoff und Kraft, der Gedanke selbst nur das Product des Gehirns sey, wie der Urin das Product der Nieren.

Als die Wahlen zum Nationalrath im Canton Tessin 1855 zu conservativ ausfielen, annullirte sie der Nationalrath selbst unter dem nichtigen Vorwande, es seyen bei den Wahlen Formfehler begangen worden. Es sollten eben nur Radicale gewählt werden dürfen. Um aber die Neuwahlen terrorisiren zu können, bedurfte es eines Ausnahmszustandes. Einer der verrufensten radicalen Schweizer, Degiorgi, drang am 20. Februar 1855 bewaffnet mit einigen Gesellen in ein Local der Conservativen ein, wo dieselben friedlich mit Frauen und Kindern beisammen saßen, griff sie an und verwundete mehrere. Sie wehrten sich, er wurde aus dem Zimmer gedrängt und im Tumult auf einer dunkeln Treppe getödtet. Draußen war aber schon alles vorbereitet, und eine bewaffnete radicale Bande gedungen, welche die überraschten Conservativen sogleich einkerkerte und einen provisorischen Regierungsausschuß niedersetzte, der bei den Conservativen ein Zwangsanlehen von 300,000 Schweizerfranken erhob. Gegen dieses turbulente Verfahren ihrer radicalen Gesinnungsgenossen hatte die Bundesregierung nichts einzuwenden. Der scheußliche Degiorgi wurde als Märtyrer proclamirt, die Conservativen als „Assassinen" verschrien und im Kerker auf's schlechteste behandelt. Die Democrazia, das Organ des Tessiner Radicalismus, überhäufte sie mit Schmähungn. Durch grausame Drohungen suchte man den Gefangenen die Lge abzupressen, Degiorgi sey unbewaffnet gewesen und das

Parteigericht von Locarno verurtheilte wirklich den rechtschaffenen und hochgebildeten Albert Franzoni als angeblichen Mörder zu lebenslänglicher, seinen Bruder, einen Arzt und zwei andere zu 15jähriger Kettenstrafe mit Zwangsarbeit, alle aber vorher zum Pranger und zur Zahlung großer Summen als Entschädigung für Degiorgi's Wittwe und als Prozeßkosten. Die Verurtheilten appellirten und die sieben Appellationsrichter konnten es, obgleich vom demokratischen Pöbel schwer bedroht, doch nicht über ihr Gewissen bringen, den Justizmord gut zu heißen. Sie sprachen alle Angeschuldigten frei, am 30. April 1856. Nun aber wurden sie beschuldigt, sie hätten sich bestechen lassen, und ein solcher Tumult gegen sie erregt, daß mehrere von ihnen, so wie die eben freigelassenen Gefangenen eiligst aus dem Canton entflohen. Der Richter Berla wurde unterwegs überfallen und entging kaum dem Tode. Der große Rath aber setzte für die geflohenen oder ausgetretenen Richter neue ein und bestätigte das Urtheil erster Instanz. Das war doch zu arg und erregte allgemeine Indignation. Der eidgenössische Bundesrath schickte daher einen Commissair nach Tessin, um zum Rechten zu sehen, dieser aber, dem die Demokraten ein glänzendes Festmahl gaben, berichtete nach Bern: „en Tessin l'ordre continue à règner."

In demselben Jahr trachtete die radicale Regierung von Tessin, im innigen Bunde mit dem sardinischen Minister Cavour, den Diöcesanverband mit dem Bischof von Como zu zerreißen, wogegen sich der Klerus heftig sträubte.

In der Nacht vom 2. zum 3. Sept. 1856 wurde in Neuenburg plötzlich das Schloß überfallen und die radicale Regierung verhaftet durch eine bewaffnete Schaar von Conservativen, an deren Spitze sich Graf Friederich von Pourtalés und ein Oberstlieutenant de Meuron befanden. Sofern gerade damals ein großes eidgenössisches Uebungslager in der Nähe abgehalten wurde, aus welchem sogleich zahlreiche Bataillone den Radicalen zu Hülfe kommen konnten, schien der Zeitpunct von den Verschworenen ungeschickt gewählt;

allein sie hatten diesen Umstand wohl in Anschlag gebracht und nur darauf gerechnet, einen oder ein paar Tage lang in ihrem Canton Herr zu seyn, um den Beweis liefern zu können, daß der Canton conservativ und preußisch gesinnt und das radicale Regiment ihm wider seinen Willen und nur durch Gewalt aufgedrungen sey. Mochten dann auch die Eidgenossen kommen und die radicale Regierung wieder einsetzen, die Gesinnung des Cantons war dann doch constatirt und konnte zu einem Protest vor ganz Europa benützt werden. Allein in den hintern Thälern des Cantons, insbesondere in dem großen Uhrenfabrikort la Chaux de Fonds war das Volk radical, waffnete und sammelte sich und zog rasch gegen Neuenburg, wohin auch schon am 3. September zwei eidgenössische Commissaire kamen. Nun schwankten die Conservativen, ob sie sich vertheidigen sollten, oder nicht. Am 4. rückte der eidgenössische Oberst Denzler mit starker Mannschaft vor das Schloß und die Commissaire verwarfen jede Capitulation, die man ihnen vom Schlosse aus anbot. Die Rebellen, hieß es, sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Während sie aber zu keinem Entschlusse kommen konnten, ließ Denzler das Schloß stürmen und bekam es auch augenblicklich in seine Gewalt, da die Verschworenen es für gerathener hielten, es nicht auf's Aeußerste ankommen zu lassen, und nur sehr wenige einen ohnmächtigen Widerstand versuchten.

Der preußische Gesandte in der Schweiz, Herr von Sydow, legte eine Rechtsverwahrung ein und seine Regierung wies zwar jeden Verdacht von sich, als habe sie von dem mißrathenen Complott etwas gewußt oder dasselbe gar veranlaßt, glaubte jedoch, neuerdings ihr Recht auf den Canton Neuenburg (dessen sie ja auch nur durch eine Gewaltthat der Radicalen beraubt worden war) geltend machen zu müssen und verlangte die Freilassung der Gefangenen als Vorbedingung aller weiteren Unterhandlungen. Der schweizerische Bundesrath ging darauf nicht ein, entließ zwar 634 Gefangene, behielt aber Pourtalés mit 34 andern Hauptschuldigen zurück und ließ ihnen den Proceß machen. Am 22. Oct. erklärten

ſich Frankreich, Oeſterreich und Rußland mit der preußiſchen Forderung einer unbedingten Freilaſſung der Gefangenen einverſtanden, der Bundesrath wollte aber dies Zugeſtändniß nicht eher machen, bis die Mächte ihm auch die völlige Lostrennung Neuenburgs von Preußen garantirt haben würden. Preußen ſelbſt wollte ſeinem Recht auf Neufchatel, das ihm nur Nachtheil brachte, gern entſagen, konnte ſich aber unmöglich als vorgeſchriebene Bedingung gefallen laſſen, was die Schweiz nur als eine Großmuth von ihm anzunehmen hatte. Damit waren auch die Mächte vollkommen einverſtanden. Die Schweiz, das wußte man, ſollte in dieſem Handel wieder einen reellen Vortheil davon tragen, deshalb aber ſollte auch der Unverſchämtheit ihrer radicalen Führer einmal eine Grenze geſetzt werden. Preußen erklärte am 8. Nov., es werde ſein Recht mit Gewalt verfechten, da die Schweiz nicht nachgebe; der König ſelbſt ſprach in der Thronrede vom 29. Nov.: „Ich darf nicht zugeben, daß meine Langmuth in eine Waffe gegen mein Recht ſelbſt umgewandelt werde.“ Der Bundesrath bot aber im December 20,000 Mann auf, ſchickte ſie an die deutſche Grenze und machte General Dufour wieder zum Obergeneral.

Es kam indeß zu keinem Kampfe. Die Schweizer Preſſe entehrte ſich durch die ſchändlichſten Ausfälle gegen Preußen und machte ſich durch ihre Prahlereien lächerlich.*) Eine Anleihe, welche die Schweiz damals contrahirte, um die Kriegskoſten beſtreiten zu können, wurde großentheils in Süddeutſchland gedeckt, wo die Demokraten ſich eifrig für die Schweiz erklärten und auch die Philiſter aus Furcht vor einem Kriege gegen das unſchuldige Preußen mitſteuern halfen. Endlich erklärte Oeſterreich, Preußen habe kein Recht, einſeitig gegen die Schweiz zu verfahren, das ſey Sache des deutſchen

*) Ein Schweizer zeigte damals einem franzöſiſchen Artillerieoffizier die kleinen Schanzen, welche die Schweizer vor Baſel aufgeworfen hatten und frug ihn: nun nicht wahr, damit hätten wir die Preußen aufgehalten? Oui, antwortete der Franzoſe, cinq minutes.

Bundes. Diese unfreundliche Haltung Oesterreichs nöthigte den König von Preußen, wenn er nicht, was von Anfang an nur Drohung seyn sollte, wirklich durchzuführen gezwungen werden wollte, die französische Vermittlung anzunehmen. Napoleon III. beruhigte die Schweizer, indem er unter der Hand ihren Gesandten Dr. Kern ein Schreiben sehen ließ, in welchem der König von Preußen Neuenburg entsagen zu wollen erklärt hatte, worauf sich die Eidgenossenschaft begreiflicherweise auch nicht mehr weigerte, die Gefangenen unbedingt zu entlassen, was auch am 15. Jan. 1857 geschah. Die Modalitäten der Versöhnung wurden sodann vom 5. März ab noch auf einem Congreß zu Paris berathen und am 26. Mai war man übereingekommen, der König von Preußen solle für immer auf Neuschatel verzichten, nur den Fürstentitel davon behalten und mit zwei Mill. Franken entschädigt werden. Die Schweiz verweigerte den Fürstentitel und wollte nur eine Mill. geben. Endlich wurde ausgemacht, der König solle den Titel führen, obgleich ihn die Schweiz nicht anerkenne, der König aber verzichtete freiwillig auf jede Geldentschädigung.

Während die Schweizer Radicalen gegen das ferne Preußen bramarbasirten, zeigten sie sich feig und servil gegen das nahe Frankreich. Nach Napoleons I. Sturz hatte die Schweiz das ihr früher zugehörige Dappenthal im Jura, welches gegen Genf ausmündet, reclamirt und es war ihr auch in beiden Pariser Friedensschlüssen urkundlich zugesichert worden. In einer schwachen Stunde hatten sich aber die Vertreter der Großmächte vom Vertreter der Bourbons überreden lassen, Frankreich habe so viel Opfer gebracht, man solle ihm doch das kleine Thal einer Handelsstraße wegen lassen, und in einer Note vom 19. Nov. 1815 hatten sich die Vertreter geneigt erklärt, diesen französischen Wunsch zu unterstützen. Weiter war nichts verhandelt, noch irgend etwas beschlossen worden. Gemäß den Verträgen gehörte das Dappenthal der Schweiz. Frankreich aber ließ es nicht fahren, indem es sich auf jene schwebende Note berief, und besitzt das Dappenthal heute noch, ohne daß es

dem tapfern Schweizer Radicalismus eingefallen wäre, es ihm ſtreitig zu machen. Nur die Neue Züricher Zeitung war ſo ehrlich, einmal zu ſagen, die Abhängigkeit der Schweiz von dem neuen franzöſiſchen Protectorat ſey ſchimpflicher für ſie, als ihr der kleine Triumph in der Beſeitigung Preußens irgend zur Ehre gereiche. Die deutſche Preſſe aber begann noch bitterer zu klagen, daß die Uneinigkeit deutſcher Fürſten dieſe Berufung an Frankreich nöthig gemacht hätte. Dieſelbe deutſche Preſſe vergaß aber, daß ſie es geweſen, die jeder Anmaßung des Schweizer Radicalismus bisher das Wort geredet hatte.

Im Jahre 1859 erfolgte die definitive Aufhebung des ſeit Jahrhunderten in der Schweiz üblichen Söldnerdienſtes. Immer noch dienten Schweizer dem König von Neapel und dieſe Helden, würdig der ſchönſten Zeiten des Schweizerruhmes, hatten dem König 1848 durch ihre Tapferkeit den Thron erhalten. Weil nun aber der radicale Schweizer Bundesrath 1859 noch blind der engliſch-franzöſiſchen Politik gegen Oeſterreich und alle conſervativen Intereſſen diente, unterſagte derſelbe beim Thronwechſel in Neapel den dortigen fünf Schweizerregimentern den fernern Dienſt und beging damit eine doppelte Thorheit, denn er unterſtützte eine Politik, die ſich nur zu bald gegen die Schweiz ſelbſt wenden ſollte, und beraubte die Schweiz des populärſten und zweckmäßigſten Mittels, ſich des Ueberfluſſes ihrer Bevölkerung zu entledigen und den kriegeriſchen Ruhm der Väter immer wieder zu erneuern. Die Radicalen hatten dafür keinen Sinn. Umſonſt vertheidigte der ſchweizeriſche Nationalrath Oberſt Ziegler das Recht der tapfern Truppen und hielt Segeſſer aus Luzern eine unſterbliche Rede, eines alten Römers würdig, worin er dem Schweizer Radicalismus den Spiegel ſeiner Erbärmlichkeit vorhielt. *)

*) „Wie, der Schweizer ſoll nach Amerika auswandern, in der ganzen Welt Fabrikarbeiter, Lohndiener, Portier, Schornſteinfeger werden dürfen, nur ja nicht Soldat. Wenn er Kammerdiener eines Fürſten werden will,

Die alte biderbe Kraft der Eidgenossen war leider unter dem radicalen Regiment immer tiefer abgeschwächt worden. Ungeheure Prahlereien und doch systematische Corruption des Volks durch das Fabrikſystem, durch die Schreier und Schreiber und durch das Raffinement der Geldgier. *) Point d'argent, point de Suisse wurde der Titel eines merkwürdigen Reisehandbuchs, worin die schamlose

---

so ist das ihm erlaubt, aber General soll er nicht seyn. Bei allen Völkern gilt das Waffenhandwerk als das geehrteste, nur für die Schweizer im Ausland soll es kein Ehrendienst seyn! — Die Schweiz wimmelt nicht mehr von „Strolchen", wie diejenigen waren, welche Karl den Kühnen besiegten, vor denen Mailand zitterte, um deren streitfertige Faust Fürsten und Republiken in die Wette warben. Nein, für jeden Schweizer findet sich eine Spuhle, für jeden ein Weberschifflein, für jeden Karst und Hacke. Der Schweizer kann bei Hrn. Feer-Herzog Seidenbänder weben, er kann Kattun drucken in St. Gallen, Spitzen weben in Appenzell, an den Eisenbahnen arbeiten, Aber wenn er nicht will, wenn er das freie Leben des Soldaten vorzieht? O darnach fragt man nicht. Er soll der Civilisation und Industrie dienen. Zur Abwechselung bekommt er dann bisweilen ein Schützenfest, ein Sängerfest zu sehen und kann sein Herz erlaben mit wundervollen Toasten auf die Freiheit. Panem et circenses!" Hinter diesen radicalen Zweckessen und Festgesängen verbirgt sich, wie der Redner mit Recht sagt, die bureaukratische Ruthe, um ein Volk, welches kindisch wird, zu züchtigen.

*) In der Neuen Züricher Zeitung las man 1856: „Die vielen Reisenden, die gegenwärtig die Straße zwischen Immensee und Küßnacht passiren, werden bei der Tellskapelle von einem alten Schwyzerlump angebettelt, der in gelb und schwarzer Uniform, mit Armbrust und Pfeilen bewaffnet, die Reisenden zu Wagen und zu Fuß mit den vaterländischen Worten begrüßt: ‚Seyd se guet und gänd em alte Wilhelm Tell au es Allmuese!' Macht man dem Lump Vorwürfe über das Unschickliche, nicht des Bettels (denn daran ist man dort zu Land gewöhnt), sondern seiner Maskarade wegen, so sagt er ganz keck: ‚Ueseri Herre hän mi g'heiße.'"

Prellerei der Schweizer Gastwirthe, alles mit Namen belegt, aufgedeckt war.*)

Am 15. Juli 1855 ging von Visp im Canton Wallis ein Erdbeben aus, welches in einem weiten Umkreis von halb Europa gespürt wurde. Am 27. Mai 1857 gerieth ein Kohlenlager im Tunnel, den man für die von Basel nach Olten führende Eisenbahn unter dem Hauenstein baute, durch Unvorsichtigkeit in Brand und mußten 52 Arbeiter ersticken.

---

*) „Aber Kellner! 100 Francs für zwei Tage Aufenthalt ist doch ein Bischen viel! Wo ist der Wirth?" — „Ich bin selbst der Wirth." — „So sind Sie ein unbilliger Wirth. Führen Sie mich zum Friedensrichter." — „Ich bin selbst der Friedensrichter." Im Canton Zürich, wohin die Sage obigen Vorfall verlegt, gibt es nicht weniger als 106 solcher „Beamtenwirthe", und der „Große Rath" ist jetzt eben damit beschäftigt, dies Verhältniß abzuschaffen, welches für die einheimische ländliche Bevölkerung noch viel empfindlichere Nachtheile hat, als für den Reisenden. Es gibt in Zürich Gemeinden, wie z. B. Hottingen, deren sämmtliche Gemeindevorsteher zugleich Schänkwirthe sind, und es ist ein solcher „Armenvater" oder „Gemeinderath" genannt worden, welcher immer nur am Schänktisch Audienz gibt, die Karten in der Hand, und nicht eher von Geschäften hören will, als bis das Recht suchende Bäuerlein einige „Partien" an ihn verloren hat.

Drittes Buch.

Italieniſche Anzettelungen.

Der Pariſer Frieden von 1856 legte den Keim zu einem neuen Kriege, indem der ſardiniſche Miniſter Graf Cavour im geheimen Einverſtändniß mit den beiden Weſtmächten beim Friedenscongreß durch ein Memoire zu beweiſen ſuchte, eine dauernde Ruhe in Europa ſey unmöglich, ſo lange Italien unter dem einſeitigen Einfluß Oeſterreichs ſeufze und die Selbſtändigkeit nicht errungen habe, nach der es ſchon längſt ſich ſehne und deren es würdig ſey. Er formulirte ſeine Forderungen dahin: Europa ſolle die nationale Einheit Italiens anerkennen, Oeſterreich ſolle ſeinen oberitalieniſchen Provinzen eine liberale Verfaſſung geben, alle fremden Truppen ſollen aus dem Kirchenſtaat zurückgezogen, der Kirchenſtaat aber ſäculariſirt, d. h. wenn auch noch unter päpſtlicher Oberhoheit, doch durch einen weltlichen Vicar regiert werden, und endlich in Neapel ſollte mittelſt Intervention der angeblichen Mißregierung ein Ende gemacht werden.

Dieſes ſardiniſche Programm war ohne Zweifel ſchon vorher ausgedacht und von den Weſtmächten gutgeheißen worden. Es motivirt zum Theil die raſche Beendigung des Krimmkriegs. Sardinien würde für die Weſtmächte in der Krimm keine Opfer gebracht haben, wenn ihm nicht ein reicher Lohn in Italien wäre zugeſichert worden.

England hatte längst in Italien gewühlt, Napoleon war froh, sich aus dem opferreichen Krimmkriege loswickeln zu können, durfte aber seine Franzosen nicht unbeschäftigt lassen und hatte eine gewisse Verpflichtung gegen die Italiener. Rußland aber schien allem zustimmen zu müssen, was man in Italien gegen Oesterreich zu unternehmen vorhatte, denn es war im Krimmkriege durch Oesterreichs Verhalten schwer beleidigt. Somit mußte nun die europäische Fronte, welche bisher gegen Rußland gerichtet war, eine Schwenkung machen und sich gegen Oesterreich richten.

Sardinien hatte dabei von Anfang an nichts als seine eigene Vergrößerung im Sinne und wenn ihm eine solche glückte, konnte der französische Protector daran denken, zum Lohne Savoyen an sich zu nehmen. Aber „die Birne war noch nicht reif". Der Pariser Friedenscongreß legte Cavour's Programm einstweilen noch ad acta. Es hatte den Schein, als habe sich Cavour in Anmaßungen verstiegen.

Napoleon III. hatte im Jahr 1831 als junger Mensch der damaligen revolutionären Partei in der Romagna einen fürchterlichen Eidschwur geleistet, für die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens leben und sterben zu wollen. Die Mazzinisten verfehlten nicht, ihn daran zu erinnern und jenen Eid veröffentlichen zu lassen. Endlich schien er ihrer Mahnung nachzukommen. Aber sie trauten ihm nicht. Die Erhebung und Ausbreitung der sardinischen Dynastie konnten ihnen höchstens als ein Mittel dienen, um Oesterreich zu beseitigen, nie aber konnten die Republikaner im Ernst für einen König schwärmen, noch konnten sie das milde Joch Oesterreichs mit dem gewiß weit härteren Frankreichs vertauschen wollen. Ihr Programm war daher l'Italia fara da se, Italien soll sich selbst helfen und sich keinem ausländischen Fürsten verpflichten, dessen Einfluß nur an die Stelle des österreichischen treten, oder der gar Provinzen von Italien abreißen würde. Mazzini trat auch bald genug der sardo-französischen Politik offen entgegen und hielt sich mehr an England.

Gleichwohl nahm Cavour die Miene an, als wolle er völlig uneigennützig und wetteifernd mit Mazzini nur die Unabhängigkeit und Einheit Italiens. Er selbst sagte: „Im Jahr 1849 nach der Unglücksschlacht von Novara hatten wir die Wahl, uns in die uns aufgedrängte neue Ordnung der Dinge zu fügen, oder den Krieg, in welchem wir militairisch unterlegen waren, politisch fortzuführen. König Victor Emanuel zauderte nicht, den ruhmwürdigeren Entschluß zu fassen. Seitdem verkündeten wir der Welt, das italienische Volk sey fähig, sich selbst zu regieren. Der Krimmkrieg verschaffte uns die englisch-französische Allianz und dadurch Gelegenheit, ganz Europa über Italien aufzuklären und dessen Sympathien zu gewinnen."

Obgleich nun Frankreich und England noch keine Anstalten trafen, weder Oesterreich noch den Papst außer Besitz setzen zu wollen, durfte doch Sardinien unter dem geheimen Schutz der beiden westlichen Großmächte seine Wühlereien fortsetzen. In Turin sammelten sich alle Unzufriedenen aus der Lombardei und Venedig, alle österreichischen Deserteure ꝛc. und erhielten hier, den Verträgen zum Trotz, dessen Schutz. Die sardinische Presse hetzte gegen Oesterreich, häufte auf dasselbe Lügen und Verläumdungen und gab keine Genugthuung. Als einmal das Schandblättchen Espero zum Schein vor Gericht gezogen und zu einer winzigen Strafe gezogen wurde, geschah es nur, um dem Advokaten Gelegenheit zu geben, sich in den wüthendsten Reden gegen Oesterreich zu ergehen, im Mai 1856. Damals erließ Mazzini öffentliche Aufrufe zu Geldbeiträgen, um Gewehre kaufen zu können, und Garibaldi zeigte sich auf der Insel Caprara. Im Juni entfloh Orsini aus dem Kerker zu Mantua, wo er wegen früherer Verschwörungen gefangen saß, und wurden neue Verschwörungen entdeckt und Verhaftungen vorgenommen in Florenz und Neapel. Im Juli wurde der französische Consul Tisserand in Rimini erdolcht und ein Aufstand in Massa und Carrara, so wie im Modenesischen versucht. Im August verlangte der Magistrat von Bologna die Entfernung der Oesterreicher.

Sowohl Sardinien, als die Westmächte, konnten nicht hoffen, so leicht mit Italien fertig zu werden, wenn nicht zuvor Oesterreich vollständig isolirt würde. Oesterreich hatte sich während des Krimmkriegs Rußland feindlich bezeugt. Also hatten Frankreich und Sardinien keine Mühe, jetzt Rußland auf ihre Seite zu ziehen. Das geheime Einverständniß zwischen den Tuilerien und St. Petersburg geht desfalls vielleicht weit zurück und gehört noch unter die Motive des schnellen Friedensabschlusses. Schon bald nach dem Frieden that der russische Gesandte in Turin, Graf Stackelberg, auffallende Schritte im Sinne Cavours, betrieb einen antiösterreichischen Congreß italienischer Fürsten, und bereitete die Ankunft der Kaiserin Mutter Alexandra von Rußland vor. Diese hohe Dame reiste in die Bäder von Nizza (im Herbst 1856) und wurde vom König Victor Emanuel auf's ehrenvollste begrüßt. Ihr Sohn, Großfürst Constantin, befuhr im folgenden Jahr das mittelländische Meer und leitete einen Kauf des Hafens von Villafranca in der Nähe von Nizza ein, dessen sich die Russen als Station im Mittelmeer bedienen wollten. Der Handel wurde von der St. Petersburg-Odessaer Dampfschifffahrtsgesellschaft abgeschlossen, als gelte es nur ein Kohlenlager, bald aber nahmen russische Kriegsschiffe feierlich davon Besitz. Auch das kleine Fürstenthum Monaco, ganz in der Nähe, wollten die Russen kaufen, der Fürst trat es jedoch nicht ab. Dagegen wurde Constantin in Paris, wohin er sich begab, am 30. April 1857 vom Kaiser auf's ehrerbietigste und intimste, wie der beste Freund, empfangen. Trotz dieser Russenfreundlichkeit mußte indeß die Eitelkeit der Pariser befriedigt werden und man arbeitete fleißig an dem neuen großen Boulevard de Sebastopole, der zur Erinnerung der Krimmsiege erbaut und im nächsten Jahr vollendet war.

Indem die große Bevölkerung von Paris unter dem neuen Militairdespotismus sich, wie früher, der Sinnengenüsse, einer grenzenlosen Lüderlichkeit und dem erlogenen Enthusiasmus für jede neue Mode hingab, bemerkte man nur zwei auffallendere neue

Erscheinungen, nämlich eine ganz erstaunliche Steigerung im Luxus und, was genau damit zusammenhing, eine fast dämonische Geldgier. Die Börse war nicht mehr aristokratisch, sie wurde demokratisirt, die ganze Bevölkerung spielte mit. In dem blasirten Paris erregte nichts mehr einen Enthusiasmus, weder der Kaiser noch seine Armee, keine Dichter, keine Künstler, keine Theaterkönigin. Nur für die Börse und die, welche sie am besten auszunutzen verstanden, schwärmte man. Carpentier, ein Beamter der Nordbahn, bestahl 1856 dieselbe um Actien und Obligationen zum Werth von 5 Millionen und entkam nach Amerika, wo man ihn jedoch wieder faßte.

„Das Kaiserthum," hieß es damals in einem einsichtsvollen Artikel, „ist nicht nur eine Dictatur, sondern bleibt auch eine solche und muß eine solche bleiben, ein fortwährendes Zerhauen der Knoten durch den allmächtigen Willen des Herrschers, ein fortwährend gewaltsames Eingreifen der Regierung in Verhältnisse, die ihrer Natur nach sich selbst regeln sollten, mit einem Wort eine Gewalt, welche unter den gegebenen Umständen sehr häufig nur durch die Rücksicht auf momentane Bedürfnisse und Hebung augenblicklicher Schwierigkeiten bestimmt wird, und so zu Mitteln greifen muß, welche jetzt zwar eine Schwierigkeit lösen, künftig aber noch größere Uebelstände hervorbringen können. Die Arbeiter sind ohne Beschäftigung, um ihnen diese zu verschaffen, wird halb Paris niedergerissen. Das Brod wird bedenklich theuer, um eine künstliche Wohlfeilheit zu erzeugen, werden Bäckereicassen errichtet. Das Kaiserthum braucht die Anerkennung der übrigen Mächte, und es entspinnt sich, wenn auch noch durch andere Gründe bedingt, der orientalische Krieg, aus welchem Frankreich allerdings als diplomatische Größe und mit Lorbeern, aber auch mit einer Schuldenlast von einigen Milliarden hervorgeht. Kurz, sobald ein Bedürfniß sich geltend macht, wird dasselbe um jeden Preis und auf Kosten aller andern Rücksichten und Interessen befriedigt, denn das Kaiserthum muß Erwartungen und Versprechungen erfüllen,

muß um jeden Preis bestimmte Resultate hervorbringen, und ist in seinen Planen und Maßregeln letztinstanzlich nur an den Willen des Herrschers gebunden. Das Decretiren, längst zuvor auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens heimisch gemacht, muß solchergestalt auch auf das Finanzwesen einen bedeutenden Einfluß ausüben, und nach und nach jene Periode vorbereiten, deren Katastrophe wir vor uns haben. Der erste Anstoß wurde durch die zahlreichen Concessionen zu Eisenbahnunternehmungen gegeben, welche Frankreich allerdings, um sein sehr mangelhaftes Schienennetz zu vervollständigen, nothwendig hat, welche aber nicht willkürlich und auf Befehl der Regierung, sondern nur allmählig, und mit Rücksicht auf die Capitalkraft des Landes ins Leben treten können. Man wollte jedoch möglichst schnell ein vollständiges Eisenbahnsystem, Concessionen wurden daher in Menge ertheilt, es bildeten sich allenthalben Actiengesellschaften, und die nächste Folge davon war, daß das Börsenspiel, die Agiotage sehr bald in früher nicht gekannter Weise florirte. In die Masse des Publicums und bis in die untersten Classen hinab wurde indessen die Spielwuth und die Sucht, ohne Mühe zu gewinnen, hauptsächlich durch eine andere Maßregel getragen, nämlich durch das sogenannte Nationalanlehen. Um die Bedürfnisse des orientalischen Krieges zu decken, mußte zu einem Anlehen geschritten werden; sey es nun, daß die haute finance zu ungünstige Bedingungen stellte, sey es, daß man sich von ihr überhaupt emancipiren, oder das neue, durchweg auf die Massen berechnete System durch Democratisirung des Finanzwesens sich populär machen wollte, genug, man entschloß sich bei der Nation zu leihen, statt bei den Bankiers und stellte deshalb den Betrag der einzelnen Einzeichnungen so nieder, daß jeder Dienstbote und Handwerksbursche sich betheiligen konnte. Vom finanziellen Standpuncte aus entsprach der Erfolg der Erwartung glänzend, denn es entstand ein solcher Zudrang zu den Einzeichnungen, daß die angebotenen Summen die geforderte wohl um das Dreifache überstiegen. Die Fernerstehenden staunten damals über den Patriotismus der Fran-

zosen, welcher so bereitwillig sich herbeidrängte, um sein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Was indessen von Ferne als Patriotismus aussah, war in der Nähe wenigstens theilweise das allergewöhnlichste Interesse, denn da man sich sehr bald überzeugte, daß das gekaufte Papier mit Vortheil sofort wieder verkauft werden konnte, so drängte sich nicht bloß die Bevölkerung von Paris, sondern auch aus der Provinz schaarenweise in die Bureaus, um sich das gewinnversprechende Papier zu verschaffen; da ferner jeder Einzelne nur eine mäßige Summe für sich selbst zeichnen konnte, so wurden ganze Haufen von Proletariern angeworben, welche gegen ein bestimmtes Honorar auf Rechnung der Bankiers und Capitalisten einkaufen mußten. Auf diese Weise brach in kurzer Zeit in ganz Frankreich eine wahre Epidemie der Spielwuth aus, welche dann die psychologische Grundlage für die überall auftauchenden Crédits mobiliers und andere Actienunternehmungen bildete, und endlich nicht blos alle Classen der Gesellschaft in Frankreich ergriff, sondern selbst die Grenze überschritt, um auch in anderen Ländern ihre Verheerungen anzurichten. Mag daher die Idee der Nationalanlehen an sich noch so sehr sich empfehlen, so ist jedenfalls die Thatsache, daß durch das französische Nationalanlehen, sey es nur zufällig oder nothwendig, namentlich auch in den untern Classen der Gesellschaft die Sucht auf mühelose Weise zu gewinnen heimisch gemacht wurde, ein sehr bedenklicher Nebenumstand. Denn ist das Börsenspiel, auf die höheren Classen beschränkt, schon ein Verderben, so wird dasselbe, unter die Massen gebracht, eine Nationalcalamität, welche abgesehen von den Geldkrisen die Corruption in der ganzen Gesellschaft verbreitet."

Die französische Presse kam, da die Koryphäen der früheren Literaturperiode sich meist in der Opposition befanden und sich grollend zurückgezogen hatten, in die Hände der feilen Federn, die nur im Regierungsinteresse politische Artikel und Flugschriften schrieben, und der verworfenen Talente, die auf die niedrigsten

Leidenschaften speculirten und sich um die Regierung wenigstens das Verdienst erwarben, das Publicum angenehm zu betäuben nach dem Grundsatz der altrömischen Kaiser, die dem Volk panem et Circenses gaben. Paris wimmelte von lasciven Romanen und Feuilletonartikeln, gegen welche Minister Billault erst 1860 einschritt, als sie es zu arg machten. *)

Im Jahr 1857 traten bei den Wahlen zum gesetzgebenden Körper in Paris zum erstenmal wieder einige schwache Spuren von Opposition hervor, um bald wieder zu verschwinden. Man wollte nämlich den General Cavaignac wieder ins öffentliche Leben bringen, was er jedoch ablehnte. Nur der talentvolle Advocat Fabre that sich in kühnen Reden, mit denen er als Advocat vor Gericht plädirte, hervor. Im Uebrigen war Rede- und Preßfreiheit in ganz Frankreich geknebelt. Als Graf Montalembert im Herbst 1858 einen starken Artikel gegen des Kaisers Politik drucken ließ, strafte ihn der Kaiser gegen seinen Willen mit Großmuth, um ihn zu beschämen. **)

*) Er klagt besonders über die „Menge kleiner Blätter, die einzig und allein der Ausbreitung dieser ungesunden Literatur geweiht sind, und zu niederen Preisen in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet werden, so daß weder Jugend noch Unschuld vor der Ansteckung sicher sind." Kurz vorher hatte der Courier de Dimanche sein Entsetzen über diese Literatur ausgedrückt und unter anderem gesagt: „Der Monat Juni begann mit der dritten Auflage der mehr oder weniger intimen Memoiren einer Dame der öffentlichen Bälle, deren burlesken Namen auch nur zu nennen, vor zehn Jahren selbst die Winkelblätter erröthet wären, und die heute im Feuilleton der größten Journale Europa's figurirt. Ist es nöthig hinzuzufügen, daß diese Auflage wie die andern mit einer Photographie geziert ist, worin sich die Ballerina in einer möglichst wenig akademischen Stellung darbietet?" Die Dame war die berüchtigte Mlle Marguerite und das Buch hieß mémoires de Rigolboche. Seitenstücke dazu waren die Talens noirs von Jaime und die Auguste von Mery.

**) Der geistvolle Montalembert hatte sich früher für Napoleon erklärt, so lange er in demselben einen Ueberwinder der Revolution und

Inzwischen hatte das drohende Vorgehen Cavours, sowie der französischen und russischen Diplomatie Oesterreich und den Papst zum Aufsehen genöthigt. Beide befanden sich im Besitz wohlbegründeter und von ganz Europa anerkannter Rechte und hatten nur gegen die verleumderische Beschuldigung zu kämpfen, die ihnen Tyrannei und Mißregierung vorwarf. Kaiser Franz Joseph von Oesterreich fand sich daher bewogen, eine Rundreise durch seine italienischen Staaten zu machen und überall Wohlthaten zu spenden, um die Verleumdung, als regiere er hart und unbarmherzig, zu widerlegen. Am 25. Januar 1857 erließ er eine unbedingte Amnestie, welche allen italienischen Verschwörern Verzeihung und Rückkehr gestattete. Er ging nur zu weit in der Milde, weil man sie ihm als Schwäche auslegte. Die piemontesische Presse spie Feuer und Flammen. Da mußte Graf Paar, der österreichische Gesandte in Turin, nachdem er vergebens das völkerrechtwidrige Benehmen Sardiniens beklagt hatte, seinen Posten daselbst aufgeben und alle diplomatischen Verbindungen zwischen den beiden Höfen wurden abgebrochen. Den österreichischen Kaiser unterstützten damals noch der Erzbischof von Mailand und insbesondere der Bischof von Bergamo (Speranza) durch ihre Hirtenbriefe.

Auch Papst Pius IX. machte 1857 im Sommer eine Rundreise durch den Kirchenstaat über Loretto bis Bologna und wurde überall mit ungeheurem Volksjubel empfangen, denn das unbefangne Landvolk hing fest an der Kirche und die städtischen Wühler

---

Schirmherrn der Kirche erkannte. Sobald er aber den heidnischen Imperialismus vorblicken sah, zog er sich zurück und vertrat fortan nicht mehr los die Kirche, sondern auch die constitutionelle Monarchie, weil ein Parlament, gleich dem englischen, allein der Willkür des Alleinherrschers Schranken setzen könne. Montalembert wurde in erster Instanz verurtheilt und vom Kaiser begnadigt, erklärte aber sogleich, bevor die zweite Instanz ihr Urtheil abgegeben, habe der Kaiser gar kein Recht zu begnadigen. Die zweite Instanz bestätigte das Urtheil, der Kaiser aber begnadigte den Verurtheilten zum zweitenmal.

verbargen sich damals. Aber diese antipapistische Minderheit ersetzte durch Haß und Fanatismus, was ihr an Kraft gebrach. Via il papato (fort mit dem Papstthum!) war ihr Feldgeschrei, und der Grundsatz wurde ausgesprochen, der Papst müsse als eine potenza straniera (fremde Macht) aus Italien vertrieben werden.*) Die Nothwendigkeit, an die Stelle des geistlichen Regiments im Kirchenstaate ein weltliches zu setzen, welche Cavour als selbstverständlich voraussetzte, wurde von sehr competenter Seite bestritten. Am 14. März 1856 schickte der französische Gesandte in Rom, Graf Rayneval, an den Minister der ausw. Angelegenheiten in Paris, Grafen Walewski, ein Memoire, worin er ausführlich entwickelte, das Geschrei gegen die Regierung des Kirchenstaats sey nur Verleumdung. Der Kirchenstaat sey besser regiert, als viele andere Staaten. Der Unterthan zahle weniger Steuern und Abgaben, als in den meisten andern Staaten. Die Regierung sey gerecht und verfahre mild. Eine Menge Verbesserungen seyen in der Justiz und in allen Zweigen der Verwaltung eingeführt. Die Gemeindeverfassung entspreche ganz den Wünschen und Bedürfnissen der Italiener. Die verschiedenen Zweige der Verwaltung sind scharf getrennt. Daß nur Pfaffen regieren, ist eine Unwahrheit. Im auswärtigen Amt dienen 19 Laien und nur 5 Geistliche, im Staatsrath sitzen nur 3 Geistliche neben 10 Laien. Im Ministerium des Innern dienen nur 22 Geistliche neben 1411 Laien, im Kriegsministerium gar kein Geistlicher, im Ministerium der Finanzen 3 Geistliche und 2017 Laien, bei der Justiz 59 Geistliche und 927 Laien. Viele Beamte im geistlichen Kleide haben nicht einmal die Weihen. Man spreche von Räubern im Kirchenstaat, aber jeder Reisende weiß, daß wirkliche Räuber in Friedenszeiten im Römischen selten sind. Würde man in England und Frankreich bei jedem

*) Im Herbst 1856 wurde ein prachtvolles Gemälde, welches die Wiederkehr des Papstes nach Rom darstellte, in der Brera zu Mailand, 20,000 Lire an Werth, von ruchloser Hand zerstört.

Raube einen Lärm erheben, so würde die Verwaltung dieser großen Staaten in einem noch viel schlimmeren Licht erscheinen müssen, als die römische. — Die ganze Wuth gegen Rom erklärt sich aus den Umtrieben Mazzini's, aus dem Leichtsinn, mit dem einige Schwärmer sich von einer Constitution wie die piemontesische ist, eine goldene Zukunft versprechen, und andere von der Einheit Italiens träumen, die unmöglich ist, weil die Volksstämme sich einander nie unterordnen werden. Der Papst wird schmählich verleumdet. Man thut ihm Unrecht. „Seine Maßregeln tragen den Stempel der Vernunft, der Weisheit, des Fortschritts." — Man wollte aber solche Wahrheiten nicht mehr hören und Rayneval wurde einige Zeit nachher von Rom abberufen. Graf Grammont, welcher ihn ersetzte, fing bald Streitigkeiten mit dem h. Vater an.

Napoleon hätte sich gerne, gleich seinem Oheim, vom Papst krönen lassen, was dieser aber standhaft abwehrte. Um ihn gefügiger zu machen, ließ Napoleon die antipäpstlichen Reformen seines sardinischen Bundesgenossen gewähren und entschied selbst durch ein kaiserl. Decret vom 7. Febr. 1857 gegen den Bischof Dreux-Brezé von Moulins, wegen angeblich zu großer Strenge gegen seinen Pfarrer, während der Papst dem Bischof in einem eigenen Schreiben Recht gab. Dagegen verlor der Kaiser den ihm ergebenen Erzbischof Sibour von Paris am 4. Jan. desselben Jahres durch Meuchelmord. Ein halbverrückter Priester, Verger, stieß ihn während einer Procession nieder.*) Sein Nachfolger wurde Morlot. Der französische Klerus theilte sich damals, die einen bauten auf den Kaiser, die andern hielten zurück und besorgten von ihm Unterdrückung der Kirche. Der feurigste Imperialist war damals Veuillot als Redacteur des Univers, wogegen Graf Montalembert dem Kaiser

*) Er war suspendirt und trotz aller Bitten nicht wieder angestellt worden. Das hatte ihn vollends toll gemacht. Während des Mordes soll er gerufen haben: Nieder mit den Göttinnen! Eine kleine Demonstration, wie er selbst im Verhör erklärte, gegen das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß, welches Verger leugnete.

gegenüberstand. — Napoleon benutzte den Friedensstand, um Paris fernerhin durch großartige Bauten zu verschönern und dadurch die Arbeiter zu beschäftigen. Im Sommer 1856 litt Frankreich sehr durch die argen Ueberschwemmungen namentlich der Rhone und Loire. Der Kaiser eilte selbst nach Arles, Tarascon, Orleans und Nantes und spendete überall persönlich Hülfe und Trost. Damals machte sein Vetter, Prinz Napoleon, eine wissenschaftliche Reise nach der Insel Island, was man als eine zeitweise Verbannung ansah. Am 16. Juli 1857 starb der berühmte Volksdichter Beranger und Napoleon ließ ihn, um der Volksdemonstration abzuwehren, auf kaiserliche Kosten mit großem militairischem Pomp bestatten. Staunend sah das Volk seinen Lieblingsdichter, den cynischen Alten, der sich immer nur unter dem Pöbel wohlgefühlt hatte, jetzt einem Feldmarschall gleich im Geleite vieler Regimenter und durch ein Spalier von noch viel zahlreicheren Bajonetten hindurch zu Grabe tragen. Wenige Monate später starb General Cavaignac, einst des Kaisers Nebenbuhler. Am 12. August 1857 stiftete Napoleon III. die Helenamedaille*) für alle noch übrigen Soldaten der weiland großen Armee Napoleons I. außerhalb wie innerhalb Frankreichs. Man glaubte, er wolle dadurch die Kameradschaft seiner französischen Truppen mit künftigen Rheinbundstruppen vorbereiten. Allein mit wenigen Ausnahmen alter Rheinbundsoldaten, welche die Medaille wirklich annahmen, wurde sie in Deutschland überall als eine bösliche Versuchung abgelehnt.

England hatte sich bereits mit Frankreich in Bezug auf eine gemeinschaftliche, Sardinien günstige und Oesterreich feindliche Politik in Oberitalien, verständigt. Sie verständigten sich nun auch in Betreff der gegen Neapel einzuhaltenden Politik. Die Interessen waren, wie die Times sagte, so vertheilt, daß England

*) Mit dem Bilde Napoleons I. und der Inschrift: „Feldzüge von 1792 — 1815. Den Gefährten seines Ruhmes sein letzter Gedanke, 5. Mai 1821."

nothwendig Einfluß in Süditalien suchen mußte, in dem Maße, in welchem ihn Frankreich in Rom und Oesterreich bis dahin noch in Oberitalien übte. Palmerston hatte Neapel nie aus den Augen verloren und seine wühlerische und anklägerische Politik daselbst beständig fortgesetzt. Im Jahre 1856 wurde die Comödie der Gladstonischen Briefe noch einmal in die Scene gesetzt und strotzte die englische Presse von Lügen und Verleumdungen in Betreff der Dinge in Neapel. Ihr zufolge sollten 1700 politische Gefangene in neapolitanischen Kerkern schmachten, während es deren nur 84 waren, und zwar gefährliche, meist von England selbst aufgehetzte Individuen, die keine Regierung in der Welt auf freien Fuß gestellt haben würde.*) Gleichwohl mußte hier wieder das arme Schaf unten am Flusse dem Wolf oben das Wasser getrübt haben. Die englische und mit ihr vereint auch die französische Regierung erklärte, die Ruhe Europa's könne nicht erhalten werden, wenn nicht Ferdinand II. von Neapel eine Verfassung und politische Reformen einführe und die politischen Gefangenen schone. Der König antwortete mit vieler Würde und ganz der Wahrheit gemäß, die Zustände Neapels seyen nicht so beschaffen, wie sie von den beiden Regierungen dargestellt werden, die Ruhe Neapels werde einzig von den fremden Agenten gestört. Wenn er die verlangten Reformen gewähre, so hieße das so viel als der Revolution Thür und Thor öffnen. Der König Ferdinand lehnte förmlich jede Einmischung der Westmächte in die Angelegenheiten seines Königreichs ab; er wies sie zurück, als allen Regeln des internationalen

*) In England selbst widerlegte Cardinal Wiseмann in einer geistvollen Schrift die unverantwortlichen Verleumdungen, er, der Neapel, wie Rom, sehr genau kannte. Im edelsten Unmuth warf er Palmerston sein System der Lüge vor und verglich das glückliche Leben der armen, aber genügsamen und fröhlichen Neapolitaner mit dem gräßlichen Elend der niedern Stände in England, der Millionen Fabrikarbeiter und Irländer. Wenn die englischen Minister ein Herz hätten, sollten sie für ihr eigenes unglückliches Volk sorgen.

Rechtes zuwider, als einen Angriff gegen die Unabhängigkeit und Würde seiner Krone. Indem er sich auf das Princip ewiger Gerechtigkeit stützte, welches vorschreibt, daß man Andern nicht thun soll, was man selbst nicht dulden will, richtete er an das Londoner Cabinet, dessen Vorstellungen in einer viel schärferen Sprache abgefaßt waren, als die französischen, folgende Frage: „Was würde Lord Palmerston sagen, wenn die neapolitanische Regierung sich herausnehmen würde, die Verwaltung des britischen Cabinets zu qualifiziren, ihm eine Modification in seiner innern Politik vorzuschlagen oder die Annahme von freisinnigern Maßregeln gegen das unglückliche Irland oder ein menschlicheres Auftreten gegen seine indischen Unterthanen anzuempfehlen?“ Allein diese Antwort wurde von den Cabinetten in London und Paris als Beleidigung aufgenommen und der englische und französische Gesandte verließen Neapel, 28. Oct. 1856. Man fürchtete, es werde zu einem Kriege kommen, allein es geschah nicht. Im August hatten die geheimen Anhänger Murats zu Aix in der Provence eine Versammlung gehalten. Einen Murat jedoch in Neapel wieder einzusetzen, konnte nicht die Politik Englands seyn. Frankreich verhielt sich seitdem, Neapel gegenüber, ruhig und behielt nur Sardinien scharf im Auge. England dagegen setzte seine Wühlereien in Neapel fort.

Am 22. Nov. 1856 brach eine Revolution in Sicilien aus. Baron Bentivenga proclamirte die Verfassung von 1812, wurde aber mit leichter Mühe besiegt und hingerichtet. Am 11. Dec. stieß in Neapel bei der Parade der Soldat Milano, ein mazzinistischer Fanatiker, dem König sein Bajonet tief in den Schenkel. In der Nacht auf den 5. Januar 1857 wurde die Dampffregatte Carlo III., welche 70,000 Gewehre für den König geladen hatte, im Hafen von Neapel in die Luft gesprengt, wobei 90 Menschen ihr Leben verloren. Die Verdächtigen, welche man verhaftete, gaben den Engländern die Schuld. Ende Januar machte ein fanatischer Priester einen Mordanfall auf Rossini, Bischof von Metara im Neapolitanischen. Alle diese vom Ausland her, hauptsächlich dem

mazziniſtiſchen und engliſchen Einfluß zur Laſt fallenden Beunruhigungen des ruhigen ſüditalieniſchen Staates wurden nun von der weſtmächtlichen Preſſe als Symptome eines unerträglichen Gährungszuſtandes bezeichnet und der neapolitaniſchen Regierung Schuld gegeben. Beſonders die engliſche Preſſe entehrte ſich durch die infamſten Lügen über Neapel. Von Monat zu Monat meldeten die Zeitungen neue Verſchwörungen, neue Unruhen, von denen an Ort und Stelle niemand etwas wußte, von maſſenhaften Verhaftungen und Hinrichtungen, welche nicht exiſtirten. Als der König die Regenzeit über in ſeinem Schloß Caſerta zubrachte, ſchrieben engliſche Zeitungen, er habe ſich dort als finſterer Tyrann wie in eine Feſtung eingeſchloſſen, ein zweiter Ludwig XI. Ein andermal hieß es, er habe abgedankt oder wolle abdanken! Alles erlogen. Der arme König mochte noch ſo friedlich denken und regieren, England ließ ihm keine Ruhe. Die Mazziniſten gaben ihm den Spottnamen il re Bombardon oder re Bomba, weil er die offenen Aufſtände 1848 niederzuſchmettern verſtanden hatte.

Eine muratiſtiſche Proclamation, die im Frühjahr verbreitet wurde, fand keinen Anklang. Dagegen wagten die Mazziniſten Ende Juni eine gleichzeitige Erhebung an verſchiedenen Orten Italiens. Mazzini ſelbſt war von England aus nach Genua gekommen, um gegen Victor Emanuel zu revolutioniren, während er auch in Paris ſelbſt Napoleons Leben bedrohte. Am 22. Juli nämlich wurden drei Italiener, bekannte Anhänger Mazzini's, Tibaldi, Grilli und Bartolotti, der Abſicht eines Mordverſuchs auf Napoleon III. überwieſen. Sie geſtanden, das Complott ſey in London angeſponnen worden, aber nicht nur von Mazzini, ſondern auch von Ledru Rollin, der nach Napoleons Wunſch deshalb des Aſylrechts in England verluſtig erklärt werden ſollte, aber ſeine Theilnahme am Complott für erlogen erklärte und ferner des engliſchen Schutzes genoß. Man erkennt aus dieſem Mordplan wie ſehr die republikaniſche Partei Mazzini's dem Plane Cavours und dem dynaſtiſchen, ſardo-franzöſiſchen Intereſſe entgegen war. Mazzini

wollte in Genua die Galeerensclaven befreien und mit Mord und Brand wüthen. Unter der Darsena, den Kasernen ꝛc. waren Mienen angelegt. Auch hatte er viel Waffen bereit, aber das Complott wurde entdeckt und vereitelt. Er selbst entkam, seine englische Agentin, Miß White, wurde verhaftet, aber wieder entlassen. An demselben Tage, an welchem der genuesische Aufstand mißlang, den 30. Juni, brachen andere in Livorno und Neapel aus, welche jedoch beide rasch unterdrückt wurden. In Livorno fielen 17 Personen im Kampfe. Im Neapolitanischen landeten die Verschwörer auf dem sardinischen Dampfschiff Cagliari bei Ponza, befreiten daselbst die (angeblich nur politischen) Gefangenen, landeten dann nochmals bei Sapri, erlitten jedoch eine Niederlage bei Padula und wurden endlich alle getödtet oder gefangen, ihr Anführer Pisacane schwer verwundet. Das Dampfschiff und dessen Mannschaft, worunter zwei englische Maschinisten, wurden von der neapolitanischen Regierung zurückgehalten, die Drohungen Englands erzwangen jedoch dessen Rückgabe an Sardinien und noch insbesondere eine Entschädigung von 3000 Pfund Sterling für die Maschinisten. So wurde das Völkerrecht an den italienischen Küsten gehandhabt.

Im December 1857 wurde das arme Königreich Neapel noch durch ein furchtbares Erdbeben heimgesucht. In den Provinzen Salerno und Basilicata um den Mittelpunct Potenza her wurden gegen 20,000 Wohnungen zerstört und 10—12,000 Menschen verschüttet.*)

Unterdeß hatte Napoleon die freundschaftlich gewordenen Beziehungen zu Rußland eifrigst gepflegt, und seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, nach Warschau geschickt, um den Kaiser von Rußland zu begrüßen. Dieser Prinz soll Rußland ein förmliches Bündniß mit Frankreich angetragen haben, aber schnell desavouirt worden seyn, worauf Kaiser Napoleon selbst mit Walewski nach Osborn eilte, wohin die Königin Victoria mit Palmerston kam,

*) Neapel selbst kam mit dem Schrecken davon, welcher so groß war, daß sich hier an einem Tage 30,000 Menschen zur Ader ließen.

um die englisch-französische Allianz wieder nur noch fester zu knüpfen, am 6. August 1857. Hier scheint bestimmt worden zu seyn, wie weit Frankreich sich Rußland nähern dürfe, ohne darum die Freundschaft Englands zu verscherzen und nach diesen Vorgängen wurde erst die persönliche Zusammenkunft der beiden Kaiser von Frankreich und Rußland veranlaßt, welche am Hoflager des König Wilhelm von Württemberg an seinem 76. Geburtstage (27. September) in Stuttgart Statt fand. Obgleich am gleichen Tage (27. September) wie der berüchtigte Congreß in Erfurt Statt findend, war doch die Zusammenkunft der beiden Kaiser von Frankreich und Rußland nicht so gefahrdrohend. Die Kaiserin Eugenie erwartete mit nach Stuttgart eingeladen zu werden. Es geschah nicht, kaum aber war Napoleon allein in Stuttgart angelangt, als die in Darmstadt weilende Kaiserin von Rußland eilig noch durch den Telegraphen herbeigerufen wurde. Napoleon ließ sich jedoch keine Empfindlichkeit merken, sondern zeigte die heiterste und unbefangenste Miene. Rayneval, der bisherige französische Gesandte in Rom, war mit in Stuttgart und der junge Lucian Murat. Man glaubte damals, es habe sich zwischen den beiden Kaisern nicht blos um die Donaufürstenthümer (für welche der junge Herzog von Leuchtenberg in Reserve gehalten wurde), sondern hauptsächlich um Italien gehandelt. Von Seiten der wenigen, die sich die Helenamedaille hatten geben lassen, wurde keinerlei Demonstration gemacht. Rheinbundsympathieen ist Napoleon III. damals auf deutschem Boden nicht begegnet, obgleich der Moniteur nachher verkündete: „Als der Kaiser den großherzoglichen Palast zu Baden verließ, machten Se. königl. Hoheit der Großherzog Se. Majestät auf eine Grenadiercompagnie aufmerksam, welche die Fahne beibehalten, die sie unter dem Kaiserthum hatten, als die badischen Truppen den Ruhm der französischen Armee theilten.“ Auch zwischen Rußland und Frankreich fand nur eine kalte und berechnende Verabredung im beiderseitigen Interesse Statt. Jeder wußte genau, daß und wie weit er den andern nur eben nöthig habe. Alexander II. war zwei Jahre früher isolirt

gewesen, ganz Europa hatte ihm gegenübergestanden, er hatte sich zu einem demüthigenden Frieden entschließen müssen, suchte also eine mächtige Allianz und fand sie in Frankreich, wodurch er wieder so imponirend, wie sein Vater Nicolaus vor Europa dastand. Napoleon III. aber erhielt als Emporkömmling durch die Begrüßung Alexanders eine glänzende Legitimation und seine Stellung wurde noch imposanter und furchterregender durch das Zusammenstehen auch mit Rußland. Jedenfalls wurde in Stuttgart in der antiösterreichischen Politik ein Uebereinkommen, mit dem auch England harmonirte, erzielt und auch nicht durch das eilige Herbeikommen des österreichischen Kaisers alterirt, als derselbe den von Stuttgart zurückkehrenden Kaiser Alexander in Weimar begrüßte.

Den Mazzinisten gefiel das Abhängigwerden der italienischen Frage von der Entscheidung der Großmächte nicht und Napoleon schien ihnen mehr als jemals verdächtig und gefährlich. Daher die wiederholten Mordversuche.

Am Abend des 14. Januar 1858 sollte Napoleon III. mit seiner Gemahlin zu Paris in die Oper fahren. Wie immer war viel Polizeipersonal vor dem Opernhause versammelt, um über die Sicherheit zu wachen. Da entdeckte der Polizeioffizier Hebert unter den Zuschauern einen gewissen Pieri, einen italienischen Flüchtling, der 1852 aus Frankreich ausgewiesen worden war, dessen Rückkehr nach Frankreich aber mit der Absicht, dem Kaiser nach dem Leben zu trachten, man eben erst von London signalisirt hatte. Hebert hielt ihn sogleich fest und schaffte ihn unbemerkt bei Seite. Man fand bei ihm einen Dolch, einen Revolver und eine eigenthümlich construirte Bombe, in Birnenform und so mit Zündhütchen gespickt, daß sie, wo sie auch auffiel, explodiren mußte. Kaum aber war Hebert wieder zum Opernhause zurückgekehrt, als ein starker Knall die Häuser erschütterte. Eine ganz ähnliche Bombe war so eben dem kaiserlichen Wagen, als er in die Straße Lepelletier einlenkte, nachgeworfen worden und hatte ihn zwar nicht mehr erreicht, aber an zwanzig Personen auf der Straße niedergeworfen.

Rasch darauf platzte eine Bombe dicht am kaiserlichen Wagen und riß ein Pferd desselben nieder. Nun mußte der Wagen halten und in dem Augenblick, in welchem das kaiserliche Paar ausstieg und Hebert ihm den Schlag offen hielt, platzte die dritte Bombe unter dem Wagen. Hebert wurde schwer, General Roguet, der den Kaiser begleitet hatte, leicht verwundet, dem Kaiser aber nur der Hut durchschossen und die Nase leicht von einem Glassplitter, der Kaiserin nur ein wenig die Haut am Auge geritzt. Beide verloren keinen Augenblick die Besonnenheit, begaben sich ruhig in die Oper und wohnten derselben bis zu Ende bei. Draußen aber war grausige Verwirrung. Alle Häuser umher waren von Bombensplittern durchsiebt, alle Fenster zerschmettert, die Straßen voll Blut. Man zählte über 100 Todte und Verwundete, darunter über 30 von der Polizei. Die Bomben waren etwas zu dünnschalig gewesen und in zu kleinen Stäubchen zersplittert, sonst wäre die Zahl der Todten vielleicht noch größer gewesen.

Unter den Verwundeten, die in einer nahen Apotheke Hülfe suchten, bemerkte man einen, der bald wieder verschwand. Nachher kam ein Fremder, der ängstlich nach ihm frug und Verdacht erregte. Es war Gomez, der Diener desselben Felix Orsini, der vor Kurzem aus Mantua entflohen war, und der durch die von ihm selbst geworfene Bombe verwundet, jetzt in seinem Pariser Versteck aufgefunden und verhaftet wurde. Seinem heroischen Charakter gemäß gab er sich selbst als das Haupt der Verschwörung an und sprach: „Seit meiner Jugend hatte all mein Thun und Denken nur einen Zweck, die Befreiung meines Vaterlandes, Rache an den Fremden, an den Oesterreichern. In dieser Absicht schloß ich mich allen Verschwörungen bis 1848 an und wurde nach dem Sturze Pius IX. Mitglied des römischen Convents. Als die Franzosen bei uns landeten, hielten wir sie für Freunde. Wir wurden getäuscht. Ich ging nach England. Da brach die Revolution in Indien aus und hinderte England, sich der italienischen Sache zu widmen. Ich überlegte immer mehr, ein Einziger sey

fähig, Italien zu befreien, Napoleon III., aber dieser Eine wolle nicht. Er ist ein Hinderniß. Ich sagte mir, er müsse beseitigt werden. Ich wollte allein handeln, aber ich begriff, daß das unmöglich sey, und Männer fanden sich, die sich mir zugesellten." Doch waren der Mörder nur vier, außer Orsini, Pieri und Gomez noch ein gewisser Rudio. Die Untersuchung ergab, daß sie sämmtlich mit englischen Pässen gekommen und daß ihre Bomben von Taylor in Birmingham verfertigt worden seyen.

Der feige, hinterlistige Mordversuch erregte allgemeinen Abscheu. Sämmtliche Cabinette beeilten sich, dem Kaiser der Franzosen ihre Glückwünsche darzubringen. Aus allen Theilen Frankreichs strömten Huldigungsadressen ein. Die der Armee aber gefielen sich in einem derben Styl und ließen es an kräftigen Drohungen gegen England nicht fehlen, von wo die Mörder hergekommen seyen, wo man sie geschützt und gepflegt habe. Wenige Tage nach dem Attentat hatte der Kaiser Gelegenheit, in einer Thronrede vor den gesetzgebenden Körper sich auszusprechen. Er that es mit der ihm eigenen Zuversicht. Nachdem er kurz erörtert hatte, in welchem Ansehen Frankreich bei allen anderen Staaten stehe, fuhr er fort: Verbrecherische Versuche können weder meine Sicherheit in der Gegenwart, noch meinen Glauben an die Zukunft trüben. Wenn ich lebe, so lebt das Kaiserreich mit mir, und wenn ich unterliege, so würde das Kaiserreich durch meinen Tod selbst befestigt werden, denn die Entrüstung des Volks und der Armee wäre eine neue Stütze für den Thron meines Sohnes." Aus Vorsicht bestellte er für alle Fälle eine Regentschaft, die aus der Kaiserin, zwei Prinzen des Hauses, dem Marschall Pelissier und den vertrautesten Ministern bestehen sollte.

Der Schrecken des Augenblicks wurde benutzt, um die Zügel der Gewalt noch strammer zu ziehen. Man traf Maßregeln von bisher unerhörter Strenge. Durch das Sicherheitsgesetz vom 28. Januar wurden nicht nur alle Personen, welche ohne obrigkeitliche Erlaubniß mörderische Instrumente verfertigten und

alle überwieſenen Verſchwörer und Unruhſtifter mit den ſchwerſten Strafen, ſondern auch bloß Verdächtige, oder ſolche Perſonen, die früher einmal wegen politiſcher Meinungen angeklagt geweſen waren, mit Internirung und Polizeiaufſicht oder Verbannung und Deportation bedroht, ſo daß eigentlich niemand mehr ſeiner Freiheit ſicher blieb, wenn er nicht unbedingt dem kaiſerlichen Syſtem huldigte. Um jede etwaige Bewegung im Lande raſch und energiſch unterdrücken zu können, wurde ganz Frankreich in fünf Marſchallate getheilt, in denen je ein Marſchall die unumſchränkteſte Militairdictatur üben ſollte, ſobald Gefahr drohe. Eine Erhebung der Demokraten, die am 24. Februar an vielen Orten zugleich ausbrechen ſollte, wurde zu Chalons ſur Saone, Lyon, Marſeille und in Paris ſelbſt mit leichter Mühe unterdrückt. Am auffallendſten erſchien am 8. Februar die Ernennung des rauhen Generals Espinaſſe zum „Miniſter des Innern und der allgemeinen Sicherheit.“ Dieſer Haudegen ſagte ſeinen Civilbeamten, indem er zum erſtenmal unter ſie trat: „Der Kaiſer will unbedingte Ergebenheit; wer von Ihnen ſchwankt, wird caſſirt.“ Mehrere Journale wurden unterdrückt, die Preſſe auf's äußerſte geknebelt. Espinaſſe gab ſich auch dazu her, alle Gelder und Güter wohlthätiger Stiftungen einzuziehen und in Staatsrenten zu verwandeln, wurde aber im Juni wieder entlaſſen.

Nicht minder ſtreng waren die Vorſichtsmaßregeln gegen das Ausland. In Belgien mußte, um Frankreichs Zorn zu beſchwichtigen, das Blatt Drapeau, welches dem Attentat zugeſtimmt hatte, beſtraft, in der Schweiz mußten die italieniſchen Flüchtlinge vertrieben oder außerordentlich überwacht werden. Kein Fremder durfte mehr die franzöſiſchen Grenzen betreten, wenn er ſich nicht zuvor bei einem franzöſiſchen Geſandten oder Conſul im Ausland perſönlich geſtellt hatte und von demſelben beglaubigt worden war. Nur gegen England nahm Napoleon III. ziemlich viel Rückſicht. Sein Miniſter Walewski durfte nur in einer Note beſcheiden anfragen, ob das Aſylrecht in England ſo weit gehe, daß es Mörder be-

freundeter und allirter Fürsten hegen dürfe? Allein der Stolz der Engländer war aufgereizt durch die groben Adressen der französischen Armee, und wie viel Mühe sich auch Palmerston gab, die Gemüther zu beruhigen und dem in der That schwerbeleidigten Kaiser der Franzosen durch eine Bill über Mordverschwörung Genugthuung zu verschaffen, so gelang es ihm doch nicht, den nationalen Trotz zu beugen. Bertrand, ein erwiesener Mitverschworener Orsini's, den man auf französische Requisition in England verhaftet hatte, wurde unter großem Jubel des englischen Publicums von der Jury freigesprochen. Palmerston, der sich zu stark durch seine französischen Sympathien compromittirt hatte, trat auf einige Zeit ab und machte dem Toryministerium Derby-Disraeli Platz. Aber Napoleon zog nun seinen Gesandten Persigny aus London zurück und schickte statt seiner den Marschall Pelissier, um den Engländern zu zeigen, daß er nöthigenfalls Trotz mit Trotz begegnen werde. Doch war Derby nicht gesonnen, die England so nützliche Allianz mit Frankreich zu verscherzen.

In dieser immerhin für Napoleon III. etwas kritischen Zeit entschloß sich derselbe, in Italien vorzuschreiten, ohne Zweifel auf's dringendste dazu gemahnt von Cavour, der schon zu weit gegen Oesterreich vorgegangen war und dem die Mazzinisten über den Kopf wuchsen, wenn Napoleon ihm nicht beistand. Man nimmt zwar an, die definitiven Verträge zwischen Napoleon und Cavour seyen erst im Herbst 1858 im Bade Plombières abgeschlossen worden, allein die Verabredungen datiren von früher. Zugleich war auf die protestantischen und liberalen Sympathien der Engländer für die italienische Emancipation zu rechnen, welche Palmerston und das napoleonfreundlichere Ministerium zurückführen würden. Von Frankreich (und Rußland) war bisher nur die sardinische, von England die mazzinistische Politik unterstützt worden. Wenn Frankreich der letzteren eine Concession machte, so hatte es vor mörderischen Attentaten der Italiener zunächst nichts mehr zu fürchten. Die Fanatiker sollten belehrt werden, daß sie Unrecht gehabt

hätten, dem Kaiser der Franzosen nach dem Leben zu trachten; es sollte durch ihn wirklich etwas für Italien geschehen, und die Mazzinisten sollten glauben, es geschähe für sie. So wurde nicht ohne eine gewisse Ostentation am 25. Februar ein Brief Orsini's an den Kaiser Napoleon veröffentlicht, worin er sagte: „Dem Ende meiner Laufbahn nahe, will ich einen letzten Versuch machen. Italien zu Hülfe zu kommen. Die Unabhängigkeit Italiens ist mein letzter Gedanke, der Inhalt der letzten Worte, die ich an Ew. Majestät richte. Italien wird gegen Oesterreich kämpfen. Dulden Sie nicht, daß Deutschland Oesterreich helfe. Das können Sie, wenn Sie wollen, und von diesem Willen hängt das Wohl und Weh Italiens ab. Erinnern Sie sich, daß die Italiener ihr Blut für Napoleon den Großen vergossen haben. Befreien Sie mein Vaterland und der Segen von 25 Millionen Bürgern wird Sie bis auf die Nachwelt begleiten." Dieses Schreiben war vom 11. Februar aus dem Gefängniß datirt. Orsini und Pieri wurden am 13. März enthauptet, Gomez zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Auch Rudio sollte hingerichtet werden, der Kaiser schenkte ihm jedoch das Leben. Wie der Brief Orsini's wirkte, zeigten wenige Wochen später die öffentlichen Kundgebungen einerseits der sardinischen, andererseits der mazzinistischen Partei. Am 31. März erschien in einer Turiner Zeitung auf Anstiften des Grafen Cavour ein angeblicher zweiter Brief Orsini's, aus dem Kerker vom 11. März datirt und gleichfalls an den Kaiser gerichtet. Darin heißt es: „Die von Ew. Majestät ertheilte Erlaubniß, daß mein Brief vom 11. Februar der Oeffentlichkeit überliefert werde, ist mir ein klarer Beweis Ihrer Großmuth und überzeugt mich, daß die darin zu Gunsten meines Vaterlandes ausgesprochenen Wünsche in Ihrem Herzen ein Echo gefunden haben. Auch ist es für mich, obgleich ich zu sterben bereit bin, ein großer Trost, zu sehen, daß Ew. Majestät von wahren italienischen Gesinnungen beseelt sind. Mögen meine Landsleute, anstatt Vertrauen in das System des politischen Mordes zu haben, dasselbe von sich abweisen und aus dem Munde

eines sterbenden Patrioten erfahren, daß ihre Erlösung nur durch Selbstverleugnung ꝛc. erreicht werden kann." Aber bereits am folgenden Tage, 1. April, erschien zu London ein Sendbrief Mazzini's an Napoleon III., der ganz entgegengesetzt lautete, das tiefste Mißtrauen gegen ihn ausdrückte und ihm, wenn nicht mit dem eisernen, doch mit dem „Dolch der öffentlichen Meinung" drohte. Es war mithin klar, Cavour wollte das Pariser Attentat ausbeuten, um die Ausführung seiner Eroberungspläne in Italien zu beschleunigen, und Napoleon sollte dazu helfen. Mazzini aber war seinerseits überzeugt, daß weder Cavour, noch Napoleon die wahre Einheit und Unabhängigkeit Italiens wollen könnten, sondern daß jener nur das Königreich Sardinien vergrößern, dieser aber nur Savoyen vom übrigen Italien wegreißen wolle.

Was in der Seele Napoleons III. vor sich gegangen ist, als er von entschlossenen Mördern in fürchterlicher Nähe bedroht, nur wie durch ein Wunder dem fast gewissen Tod entronnen, dennoch sich gezwungen sah, den Mördern zu Willen zu werden, das recht zu verstehen und zu schildern, kann dereinst Aufgabe eines Shakspeare werden. Napoleon hatte einen zu überlegenen Verstand, um nicht auch aus dieser widrigen Lage Vortheil zu ziehen. Allein er wußte doch, daß er getrieben wurde, indem er allein Europa zu treiben schien.

Ein Zwischenfall wurde geschickt benützt, um das protestantische England und Deutschland und die Judenschaft in ganz Europa gegen den Papst aufzustacheln. Im Juli 1858 machte man von Bologna aus einen großen Lärm. Hier hatte nämlich vor sechs Jahren Anna Morisi, die christliche Magd des Juden Mortara, dessen am Sterben liegenden damals einjährigen Knaben Edgard aus reinem Mitleid getauft, damit er selig werden könne. Der Knabe war indeß wieder genesen und die Thatsache der Taufe blieb verschwiegen. Als sie aber 1858 bekannt wurde, ließ am 24. Juni 1858 das h. Officio den Knaben seinen jüdischen Eltern wegnehmen, um ihn als Christ zu erziehen. Aber dieser Mortara-

handel wurde gleich dem früheren Madialhandel ausgebeutet, um die römische Kirche der abscheulichsten Tyrannei anzuklagen. Niemand sollte den Fall mit christlichen Augen ansehen dürfen. Am frechsten benahm sich Cavour, der dem Papst einen Protest wegen des Mortarahandels zuschickte, als ob er, der kleine Minister von Piemont, schon Herr in ganz Italien wäre.

Am 13. December 1857 veranlaßte der Jubel bei der Feier der Befreiung Genua's von den Oesterreichern (im Jahr 1746) einen großen Volkstumult daselbst. In demselben Monat wurde in Pavia der conservative Professor Briccio mit einem Dolch ermordet, den man in seinem Leibe stecken ließ. Auf dem elfenbeinernen Griffe des Dolchs war ein Engel geschnitzt, der einen Drachen überwältigt mit der Beischrift: libertà d'Italia. Ein italienischer Nationalalmanach von diesem Jahr enthielt die Worte: „Volk Italiens, knie nieder vor Bentivenga und Milano!"

Diese Umtriebe in Italien würden die Pläne Cavours nicht sehr gefördert haben, wenn ihm außer dem russisch-französischen Bündniß nicht auch noch England zum Rückhalt gedient hätte. Lord Palmerston mußte damals, als England noch die schweren Kämpfe in Ostindien zu bestehen hatte, um jeden Preis mit Frankreich Frieden halten, und Napoleon III. forderte einen hohen Preis vor dem Angesicht ganz Europa's. Als er nämlich am 5. und 6. August 1858 den schon von Ludwig XIV. begonnenen, aber erst jetzt fertig gewordenen großen Kriegshafen zu Cherbourg *) einweihte, lud er zu dieser Feierlichkeit die Königin Victoria ein und obgleich dieser Kriegshafen ausdrücklich zu dem Zweck gebaut war, nicht blos die französische Küste gegen England zu vertheidigen, sondern nöthigenfalls auch einer Expedition gegen England zum sichern Sammelplatz und Stützpunct zu dienen, mußte die stolze Königin wirklich nach Cherbourg kommen. Tiefer als diesmal war sie

*) Man tadelte an demselben, daß der Hafendamm nicht weit genug in's Meer hinauslaufe, um die englischen Schiffe fern zu halten.

noch niemals durch ihren unvermeidlichen Palmerston erniedrigt worden. Zum Dank empfing Palmerston bald darauf eine feierliche Einladung in die Tuilerien, wo er auf dem vertraulichsten Fuße mit dem französischen Kaiser verkehrte. — Am 19. Mai desselben Jahres war zu Richmond in England die edle Herzogin Helene von Orleans in der Verbannung gestorben.

England überwand wirklich die ostindische Revolution und vermied durch Palmerstons geschickte Manoeuvre in dieser kritischen Zeit, jeden ernsten Conflict mit Frankreich, dessen Flotten und Heere allein es zu fürchten hatte. Seine Macht blieb unerschüttert, sein Reichthum stets im Wachsen. Baumwolle und Kohlen sind die Grundlagen der englischen Größe. Im Jahre 1781 verarbeitete England noch nicht volle 11 Millionen Pfund rohe Baumwolle, im Jahre 1856 schon 914 Millionen. Im letzten Jahre zählte England 2210 große Spinnereien und Webereien mit einer ungeheuern Menge von Dampfmaschinen, deren Arbeit die von 91 Millionen Menschen ersetzte. England kauft jährlich für 260 Mill. Gulden rohe Baumwolle und verkauft für 350—400 Mill. Baumwollenfabrikate. An Steinkohlen producirte England im Jahre 1854 allein 1,320 Mill. Zollcentner. Dies gibt einen Maßstab für den Gewinn der englischen Industrie, wozu noch der unermeßliche Gewinn aus dem Handel und der Gewinn aus den Colonien, der Raub aus den unterjochten Ländern kommt.

Daher die überraschende Erscheinung des fabelhaftesten Luxus in England in einem Zeitpunct, in welchem es die ostindische Rebellion zu bewältigen hatte, mit Rußland und China im Kriege war und sogar eine Landung der Franzosen fürchtete. Als Symbol dieses Luxus wurde das größte Schiff der Erde, der great Eastern, (von 700 Fuß Länge, 120 Fuß Breite und Raum für 10,000 Menschen) gebaut und am 2. November 1857 feierlich mit dem Namen Leviathan getauft, um gleichsam Gott selbst herauszufordern. Aber das Meer weigerte sich lange, das Ungeheuer aufzunehmen, dieses machte jedoch 1860 glücklich seine erste Fahrt nach Newyork. Es

konnte nur mit größter Mühe flott gemacht werden. Gleichzeitig begann die Themſe einen ſo unerträglichen Geſtank zu verbreiten, daß das Parlament davor flüchten und ſeine Sitzungen unterbrechen mußte. Das reine Element rächte ſich an den Menſchen, die es verunreinigten. London zählte im Jahre 1858 ſchon 2½ Mill. Einwohner und allen Schmutz dieſer ungeheuern Menſchenmaſſe ſollte die Themſe wegſchwemmen. Was Wunder, daß ſie ſelbſt zum Cloak wurde.

Der Uebermuth des Reichthums machte ſich am breiteſten in der Verfertigung des atlantiſchen Kabels oder Telegraphentaues, welches am 5. Auguſt 1857 zu Valentia in Irland ins Meer verſenkt und bis St. Johns in New-Foundland hinübergeführt wurde, um die alte und neue Welt durch einen elektromagnetiſchen Telegraphen zu verbinden. Der Draht war in ein dickes Tau verborgen. Anfangs hieß es, habe der Telegraph ſeinen Dienſt geleiſtet und Begrüßungen von Europa nach Amerika hinüber und wieder herüber gebracht. Bald aber ſtockte er und man hat ſogar vermuthet, auch jene erſten Dienſte ſeyen nicht wirklich geleiſtet, ſondern von den intereſſirten Beamten erdichtet worden. Genug trotz aller Verſuche ließ ſich der unterſeeiſche Telegraph nicht mehr in Thätigkeit bringen und das ſtolze Unternehmen mußte aufgegeben werden. Zur gerechten Beſchämung derjenigen, welche bei dieſer Gelegenheit in Humboldts Manier meinten, der erfinderiſche Menſchengeiſt bedürfe keines Gottes mehr, ſondern vermöge alles allein.

Im Uebrigen war nicht zu läugnen, England war und blieb die erſte Weltmacht, ſein Volk das reichſte auf dem Planeten, bei dem ſich alle Schätze und Genüſſe aller Zonen concentrirten. *)

*) In einem Vortrag von Thompſon hieß es: „Wir wollen bei Lord Radnor ſpeiſen. An ſeiner Hausthüre eingetroffen, welche vielleicht von einem fremden Lakai geöffnet wird (Lachen), wiſcht Ihr Eure Füße an einer Matte aus ruſſiſchem Hanf ab. Ueber Eurem Haupt brennt eine Lampe, genährt mit Oel aus dem Polarmeer und mit einem Docht aus amerikaniſcher, von Sklaven gebauter Baumwolle. Ihr tretet in das

Die wichtigsten Erfindungen der Engländer in der letzten Zeit waren die Schraubendampfer, sehr verbesserte Dampfschiffe, erfunden seit 1839, aber am meisten vervollkommnet erst in jüngster Zeit durch die Franzosen, deren Schiffe sich schneller bewegen sollen

---

Empfangzimmer auf einem türkischen Teppiche. Mylord tritt ein, zum Diner gekleidet, in einem Rock nach neuester Pariser Mode, aus sächsischer Wolle, verfertigt durch den unsterblichen Stulz (einem deutschen Schneider in London), die Vorsteckнadel mit einer in merikanisches Gold gefaßten indischen Gemme. Mit Strümpfen aus chinesischer Seide, Schuhen aus Marokkinleder und einer merkwürdigen Genfer Uhr. Er führt Euch bei seiner Lady ein. Sie tritt vor. Ueber ihrer blassen, geistvollen Stirne schwankt eine Straußenfeder. Straußenfedern wachsen nicht in den Schwänzen unseres Federviehs. Um ihren graziösen Nacken schlingt sich eine Schnur Perlen von Ceylon; über ihre Schultern sind Brüsseler Spitzen hingegossen; in ihrer Hand ist ein ausländischer Fächer. Wir gehen zu Tisch. Die Tafel ist aus spanischem Mahagoni; die Terrinen und Platten sind aus Dresden; die Schildkrötensuppe kommt von den Camanas (Eingang ohne Skala und ohne fire Abgabe); alle Weine sind fremd; die Zwischenspeisen hat ein französischer Koch geschickt; die Zunge ist vom Rennthier, der Bärenkopf aus Deutschland. Folgt das Dessert: Oliven vom Berg Libanon, Feigen aus der Türkei, Rosinen aus Malaga, Datteln aus Syrien, Aepfel von New-York, Trauben aus Portugal, eingemachter Ingwer aus Jamaika, Nüsse aus Italien, Granatäpfel aus Aegypten, Pflaumen aus Frankreich, Orangen aus Lissabon. Das Dessert ist zu Ende; wir gehen zu den Damen, Mylords Tochter spielt eine fremde Arie, singt in fremder Sprache, hatte einen fremden Lehrer, beendigte ihre Erziehung in einem fremden Lande, wird an einen fremden Grafen verheirathet. Der Diener tritt ein. Kaffee von Mocha; Thee aus Kanton; Zucker aus Siam. Um elf Uhr nehmt ihr Abschied. Mylady geht in ein Concert à la Musard; Mylord geht in die fremde Opera, um das Début der bewunderungswürdigen figurante Zeig-die-Beine zu sehen, welche durch Expressen aus der preußischen Hauptstadt berufen wurde, zur speciellen Unterhaltung Jener, welche den Gedanken nicht ertragen können, daß ihre Landsleute abhängig werden sollen von fremder Zufuhr."

wie die englischen. Sodann die Armstrong- und die Whitworth-kanonen, welche sich beide sowohl durch eigne Leichtigkeit, als durch die weiten Entfernungen, in welche sie schwere Kugeln schleudern, auszeichnen und Napoleons gezogene Kanonen hierin noch übertreffen sollen.

Rußland war damals nicht unthätig. Man verbreitete eine auffallende Aeußerung des Kaisers: „Rußland ist stolz auf die Allianz mit Piemont." Ein etwas zu kostbarer Köder für einen so kleinen Fisch. Mehr Gewicht schrieb man einer Zusammenkunft des Prinzen von Preußen mit Alexander II. in Warschau zu, weil sie der Ernennung des Prinzen zum Regenten (7. Oct. 1858), unmittelbar vorherging. Allein obgleich der Prinz-Regent es dem preußischen Interesse nicht angemessen fand, sich wegen der in Italien bedrohten Interessen Oesterreichs mit Frankreich und Rußland für Oesterreich zu schlagen, so bewies er doch auch andererseits, daß er sich von Rußland nicht werde an's Schlepptau nehmen lassen, denn er ernannte unmittelbar darauf den durch sein stolzes Auftreten gegen Rußland früher berühmt gewordenen General von Bonin zum Kriegsminister.

Es handelte sich damals zugleich um die Zukunft der Donaufürstenthümer, worauf wir zurückkommen. Frankreich wünschte die Vereinigung der Moldau und Wallachei unter einen Erbfürsten, und setzte sie auch wirklich mit Hülfe Rußlands gegen den Willen des Sultans durch. Rußland hatte mittelst der griechischen Kirche den größten Einfluß auf diesen neuen Staat, Napoleon III. aber betrachtete ihn hauptsächlich als eine Verwirklichung seines „Nationalitätensystems". Die rumänische Nation, sagten seine Blätter, hat, wie die italienische, ein Recht auf Selbständigkeit. Eben so die magyarische. Mit diesem System rechtfertigte er alle Eingriffe in den Besitzstand Oesterreichs als naturgemäße und sittlich gebotene Völkerbefreiungen. Im Sommer 1858 erschien eine merkwürdige Brochure in Paris „Napoleon III. und die rumänische Frage", welche dieses System klar auseinandersetzte und zugleich eine

höchſt übermüthige Sprache gegen England führte, weil dieſe Macht damals durch die große oſtindiſche Revolution gelähmt und außer Stande war, die Allianz mit Frankreich zu brechen. In jener Schrift hieß es: „Die Entwicklung des Nationalitätsprincips iſt heute der erſte Charakter eines civiliſirten Staates. Die Pforte muß die Entwicklung der verſchiedenen Racen befördern, indem ſie allmählig die Autorität der Paſchas durch die Autorität der Gemeinden erſetzt; davon hängt ihre Exiſtenz ab. Oeſterreich preist die Politik der Vernichtung und Amalgamirung der Nationalitäten an. England befolgt in der Türkei daſſelbe Syſtem wie in Indien: es wünſcht die Schwächung der Türken, aber nicht die Entwicklung der Nationalitäten; es ſucht nicht den Sultan zu entfernen, aber unter ſeinem Namen zu regieren. Die Entwicklung der öſterreichiſchen Macht an der untern Donau wäre ſehr gefährlich für die Rumänen, für die Türken und für die weſtlichen Mächte; denn Oeſterreich iſt der retrogradeſte Staat in Europa, der geborene Feind der Nationalitäten, Oeſterreich iſt niemals eine Nation geweſen, es iſt weniger eine Regierung als eine Bureaukratie, eine Ausbeutungscompagnie — une simple compagnie d'exploitation. Es iſt reactionairer als Rußland. Sobald man ihm die Integrität ſeines Gebietes garantirt, kann man kein einziges Volk mehr erlöſen. Frankreichs Aufgabe iſt es, das alte Régime im Aeußern und Innern zu bekämpfen, überall die Nationalitäten anzuſpornen, und folglich iſt Oeſterreich der erſte Feind Frankreichs. Oeſterreich iſt für Napoleon I. im ruſſiſchen Kriege verderblich geweſen, es war es nicht weniger für Napoleon III. im zweiten ruſſiſchen Kriege. Nach der Unterzeichnung der öſterreichiſchen Allianz war der Continent für Frankreich geſchloſſen, die franzöſiſche Armee konnte nicht mehr über die Donau gehen und die Völker fühlten, man werde nichts für ſie thun. Oeſterreichs Neutralität war für uns verderblich und Oeſterreich verlangt den Preis ſeiner Neutralität, es will die Frucht des orientaliſchen Krieges pflücken. Es würde gegen Frankreich nicht ſo anmaßend ſeyn, wenn es nicht von England, auf

welches sich keine Regierung verlassen kann, unterstützt würde. Napoleon sagte sterbend auf St. Helena: Ich vermache die Schmach und den Schrecken meines Todes der Dynastie Englands." Die Moskauer Zeitung sagte: „Dieses verschuldete Albion sollte es wagen, den Polarbären zu wecken? Die Reihe wird bald an England kommen und mit diesem Volke läßt sich nur in Calcutta ein Vertrag schließen. Heute ist Cherbourg fertig, der Dampf baut uns eine Brücke über den Kanal. An dem Tage, an dem Frankreich sich in einer auswärtigen Frage gedemüthigt fühlt, kann nichts mehr den Kampf verhindern. England ist nicht in der Lage, sich den legitimen Absichten Frankreichs in den Weg zu stellen; Frankreich kann zu den englischen Ministern sprechen: der Friede ist der Wunsch meines Herzens, aber der Krieg war niemals meinem Ruhme entgegen."

Im October 1858 kam Napoleon III. auf einer Rundreise nach Rheims, wo man ihn erinnerte, hier seyen die Könige Frankreichs gekrönt worden. Der Moniteur verfehlte nicht, des Kaisers Antwort zu veröffentlichen, welche lautete: „Die Napoleon'sche Dynastie ist schon längst gesalbt durch den unvertilgbaren Chrysam des auf den Schlachtfeldern vergossenen Blutes." Im Palast der Tuilerien steigerte sich die Leidenschaft. Der Sieg wirkte mit dem Zauber des alten Napoleonischen Ruhmes, aber es hieß auch, das Verhängniß herausfordern. Daher neben dem kriegerischen Feuer, neben dem kecken Aufschwung des Genies, neben der durchblitzenden Hoffnung und Freude auch wieder ein düsteres Grübeln, eine abergläubische Furcht. Ein Artikel aus Paris warf damals ein Schlaglicht in das Innere der kaiserlichen Gemächer: „Der Tuilerienpalast steckt immer voll sonderbaren Menschenzeugs aller Art, denken Sie daran, daß der amerikanische Poltergeisterctitirer sich oft viele Tage lang der Pariser Gesellschaft nicht produciren konnte, weil er von den Tuilerien ganz und gar in Anspruch genommen war. Gegenwärtig ist ein abscheulicher häßlicher Neger, der den entsetzlichsten metaphysischen Bombast spricht und

in gewaltigen Prophezeihungen ſich ergeht, das Schooßkind im Kaiſerpalaſt, wo man ihn den ſchwarzen Doctor nennt. Es war eine Zigeunerin, vielleicht dieſelbe, denn dieſe Leute werden ſehr alt, welche L. Napoleons Großmutter, dem ſchönen Creolenmädchen Joſephine v. Taſcher de la Pagerie, prophezeihte, ſie werde einſt eine Krone tragen, welche dem gegenwärtigen Beherrſcher Frankreichs zu drei verſchiedenen Zeiten vorhergeſagt, daß er in Italien eine große Schlacht gewinnen werde.“ Der Artikel iſt in der Mitte des März geſchrieben, lange vor dem Ausbruch des Krieges, alſo jedenfalls wegen der Prophezeihung merkwürdig. Im Uebrigen enthält er wohl viel Klatſch und Uebertreibung, es bezeichnet aber ganz die Stimmung der Zeit, daß damals ſolche Märchen in Paris geglaubt und erzählt wurden.

Im Laufe des Jahres 1858 ſcheint ſich Frankreich nicht nur durch Kriegsrüſtungen, die in ungeheurem Maaße betrieben wurden (namentlich die Umformung der Artillerie, für welche der Kaiſer die gezogenen, auf weite Entfernungen ſicher treffenden Kanonen verfertigen ließ), ſondern auch durch geheime Verträge mit England, Rußland und vielleicht auch damals ſchon mit Dänemark in Verfaſſung geſetzt zu haben, um in Italien erobernd auftreten zu können, und dabei den deutſchen Bund im Schach zu halten und in Unthätigkeit zu feſſeln.

Am Neujahrstage 1859 überraſchte Napoleon III. die Welt durch die Worte, mit denen er die üblichen Glückwünſche des öſterreichiſchen Geſandten, Baron von Hübner, beantwortete: „Ich bedaure, daß unſere Beziehungen nicht ſo gut ſind, als ich ſie zu ſehen wünſche, aber ich bitte Sie zu ſagen, daß meine perſönlichen Gefühle für den Kaiſer ſtets die nämlichen ſind.“ Nun war Frankreich auf keine Weiſe von Oeſterreich beleidigt oder bedroht worden. Frankreich hatte den Hader mit Oeſterreich angefangen und vom Zaun gebrochen, indem es den völlig unberechtigten Forderungen Sardiniens zuſtimmte. Oeſterreich antwortete auf dieſen Streich, der ihm ſo argliſtig mitten im Frieden verſetzt wurde,

auf eine würdige Art, indem es sogleich große Truppenverstärkungen nach Mailand schickte und zwar in solcher Schnelligkeit, daß Regimenter, die am 7. Jan. noch in Wien waren, indem man sie auf der Eisenbahn fortschaffte, schon am 10. in Mailand einrückten. Uebrigens accompagnirte Victor Emanuel in Turin die bedrohlichen Neujahrsworte in Paris durch eine Thronrede, in der er sagte: „Der Horizont, an dem das neue Jahr heraufsteigt, ist nicht vollkommen heiter. Wir sind entschlossen, den Eventualitäten entgegenzugehen. Die Zukunft wird glücklich seyn, da unsere Politik auf der Gerechtigkeit und auf der Liebe zu Freiheit und Vaterland beruht. Unser kleines Land ist gewachsen an Ansehen in den Räthen Europa's, weil es groß ist durch die Principien, die es vertritt und durch die Sympathien, die es einflößt. Eine solche Lage ist nicht ohne Gefahr, denn wenn wir die Verträge achten, sind wir andererseits nicht unempfindlich für den Schmerzensschrei, der sich von so vielen Seiten Italiens zu uns erhebt. Stark durch Eintracht und auf unser gutes Recht vertrauend" ꝛc. Das hieß alles Bombastes entkleidet: wir sind entschlossen, allen Verträgen zum Trotz und mitten im Frieden unter dem Vorwand, Italien einig und frei zu machen, die Oesterreicher anzugreifen und ihnen ihre italienischen Besitzungen zu rauben, wofür uns die mächtige Hülfe Frankreichs und Englands zugesichert ist. Victor Emanuel forderte von der Kammer die Einwilligung zu einer Anleihe von 50 Mill. Zwar 25 Deputirte (an ihrer Spitze Graf Solaro und Marquis Costa) verwarfen die Anleihe und warnten vor dem Beginn eines ungerechten, nur im Interesse des mächtigen und treulosen Auslandes unternommenen Krieges, aber die Mehrheit jauchzte der Politik Cavours zu.

Die mächtigste Stütze für diese letztere war die Vermählung des Prinzen Napoleon, Jeromes Sohn, mit der erst 16jährigen Prinzessin Clotilde, Tochter des König Victor Emanuel. Man sah diese junge Dame als ein Opfer der Politik an und bedauerte sie. Die Heirath aber verbürgte die Hülfe Frankreichs gegen

Oeſterreich und war inſofern bei den Kriegsluſtigen in Italien populär. Dieſe Kriegsluſt wurde durch Wühlereien aller Art genährt. Am 10. Jan. tumultuirten die Studenten zu Padua beim Begräbniß des Profeſſor Zambara, eines italieniſchen Patrioten, wurden aber im Univerſitätsgebäude eingeſchloſſen und dann verbannt. Am 29. fielen im Theater zu Mailand die Zuſchauer der Oper Norma plötzlich alle in das Geſchrei: guerra, guerra! ein.

Am 7. Febr. concentrirte Napoleon ſeine Neujahrsworte in der Thronrede, die er vor dem geſetzgebenden Körper hielt, in Folgendem. „Er hoffe, der Frieden werde nicht geſtört werden. Er ſey immer noch Mann des Friedens, l'empire c'est la paix, ſey immer noch ſeine Parole und er werde beweiſen, daß der Erbe Napoleons nicht eine neue Aera der Eroberungen, ſondern ein Syſtem des Friedens einweihen werde. Nie werde perſönliches Intereſſe oder armſeliger Ehrgeiz ſeine Handlungen leiten. Aber da die Gleichheit der Intereſſen Sardinien mit Frankreich durch eine Heirath verbunden hätten und er durch ſeine Allianz mit England, durch ſeine freundſchaftlichen Verbindungen mit Rußland und Preußen ſtark genug ſey, werde er die mit Oeſterreich begonnenen Differenzen dadurch ſchlichten, daß er, wie es im Intereſſe Frankreichs liege, der Civiliſation Geltung verſchaffe.“ Unter dem myſtiſchen Ausdruck Civiliſation konnten ſich die Mazziniſten, wenn ſie einfältig genug waren, die Freiheit vorſtellen.

Im Februar erſchien Lagueronnières von Napoleon inſpirirte Brochüre Napoleon III. et l'Italie, worin auf Grund des Cavour'ſchen Memoires weiter ausgeführt wurde, Italien müſſe ſeine nationale Unabhängigkeit erhalten, aber als ein Föderativſtaat, nach dem Muſter des deutſchen Bundes, und der Papſt müſſe den Vorſitz haben. Man glaubte damals, Prinz Napoleon ſey zum König eines mittelitalieniſchen Reichs beſtimmt, welches Toscana, Modena, Parma und vielleicht den nördlichen Theil des Kirchenſtaats umfaſſen ſollte, und im Hinblick darauf hielt man auch für möglich, daß Kaiſer Napoleon den Föderativſtaat ernſtlich meine.

Wahrscheinlicher jedoch war er nur ein Aushängeschild, um über die wahren Zwecke des bevorstehenden Krieges zu täuschen. Die Brochüre berücksichtigte Deutschland und suchte nicht blos Preußen, sondern auch die Mittelstaaten zu beruhigen, ja sie hoffte den deutschen Patriotismus zu Gunsten des italienischen ausbeuten zu können, indem sie sagte: Wenn die Deutschen die Rechte Schleswig-Holsteins reclamiren, so können sie auch nicht mißbilligen, daß die Italiener die Rechte Mailands und Venedigs reclamiren.

Cavour formulirte die italienischen Forderungen auf's neue und legte besonderes Gewicht auf die von Oesterreich mit den mittelitalienischen Staaten früher schon abgeschlossenen Separatverträge, die er als völkerrechtswidrig und für Italien verderblich erklärte, während er selbst bereits mit Frankreich einen Separatvertrag eingegangen war, der noch ungleich völkerrechtswidriger war und Italien einer seiner ältesten Provinzen (Savoyens) berauben sollte. Was jene österreichischen Verträge betrifft, so waren sie mit Toscana schon 1815, mit Modena und Parma erst 1847 abgeschlossen worden und sicherten den Regierungen dieser kleinen Staaten in Revolutionsfällen die österreichische Hülfe zu, woran bisher niemand Anstand genommen hatte, um so weniger als Frankreich selbst dem Papst gegen die Revolution die gleiche Hülfe geleistet hatte und seine Truppen immer noch in Rom standen.

Mazzini verfehlte nicht, sich gegen die sardo-französische Politik zu erklären, am 28. Februar. Er warnte alle guten Italiener vor der Hülfe einer ausländischen Macht, die nur ihre eigenen Zwecke auf Kosten Italiens verfolge.

Oesterreich benahm sich fest, aber sehr vorsichtig. Bedroht von Frankreich und Sardinien, war es zugleich der feindseligsten Gesinnung Rußlands und Englands gewiß und konnte eben so wenig auf Preußen rechnen, welches man damals schon durch England und Rußland gebunden glaubte. So zahlreichen Feinden gegenüber gewann es Oesterreich seinem Stolze ab, sich nachgiebig zu zeigen. Im Anfang des März ging Lord Cowley, englischer

Gesandter in Paris, mit Wissen des Kaiser Napoleon nach Wien, um Oesterreich auf dem Wege der Unterhandlungen zu Concessionen in Italien zu bewegen, ohne Zweifel in der Absicht, vor aller Welt die Friedensliebe Englands und Frankreichs darzulegen, wenn Oesterreich, wie man erwartete, nicht nachgeben würde. Oesterreich gab aber nach, gestand die Nützlichkeit von Reformen zu, verlangte aber eine Bürgschaft, daß es nicht überfallen, daß es nicht zu langen kostspieligen Rüstungen gezwungen werde. Da trat plötzlich Rußland mit dem Vorschlag zu einem Congresse hervor und Napoleon nahm nun weiter keine Notiz von Lord Cowleys Sendung. Alle Mächte, auch Preußen, stimmten für den Congreß, auf dem die italienische Frage entschieden werden sollte, in einem Sinn, als ob Sardinien als berechtigter Ankläger, Oesterreich aber als schon halbgeständiger Schuldiger dabei erscheinen sollte. Denn Rußland stellte vier Puncte fest: 1) Frieden zwischen Oesterreich und Sardinien, 2) Räumung des Kirchenstaats von österreichischen und französischen Truppen, 3) eine italienische Conföderation, 4) Reformen. Wolle Oesterreich nicht, so solle der Congreß auch ohne Oesterreich über Oesterreich entscheiden. Dagegen verwahrte sich nun Oesterreich und wollte sich dem Congreß nur dann fügen, wenn derselbe die Verträge von 1815 zur Grundlage nähme.

Man wußte in Paris wohl, es müsse zum Kriege kommen, weil man es dort wollte. In der Mitte des März erließ daher der Moniteur eine Erklärung für Deutschland und insbesondere Preußen, um dieselben zu „desinteressiren," sie der friedlichsten und freundschaftlichsten Gesinnungen Frankreichs zu versichern, ihnen jede Besorgniß vor künftigen Uebergriffen Frankreichs am Rhein auszureden und ihnen „die Localisirung des Kriegs" zu empfehlen, d. h. haltet euch still und laßt mich in Italien machen, was ich will.

Das Toryministerium in England gab seine Unfähigkeit hinreichend kund, indem es sich von Napoleon an's Schlepptau nehmen ließ wie das Whigministerium. Eine solche Politik war man von Palmerston gewohnt, einem Derby stand sie nicht an.

Dagegen war es ein kleiner Triumph für Oesterreich, daß ihm das Haus Rothschild in dieser kritischen Zeit 150 Mill. lieh. Rothschild soll bei diesem Anlaß eine Bemerkung über Napoleon III. haben fallen lassen, nach welcher er demselben nicht so viel Credit zu geben geneigt war, vorausgesetzt er werde in des großen Oheims Fußstapfen treten. L'empire, c'est la paix, sagte Rothschild, mais aussi la paix c'est l'empire. — Oesterreich hatte sich den geheimen Vertrag zu verschaffen gewußt, in welchem Sardinien sich verpflichtet hatte, Savoyen an Frankreich abzutreten, wogegen Mailand und Venedig an Sardinien fallen sollte, sobald man es den Oesterreichern würde entrissen haben, und legte diesen Vertrag den neutralen Mächten vor, die jedoch keine Notiz davon nahmen und keine Miene machten, das schwerbedrohte Recht Oesterreichs zu schützen. Gleichzeitig lief auch das Gerücht eines russisch-französischen Vertrages um, und daß ein solcher existire, wurde von Rußland nicht einmal unbedingt abgeleugnet,*) er sollte am 15. März geschlossen seyn, hatte jedoch wohl schon eine ältere Grundlage. Oesterreich wollte sich nun dem Congreß unterwerfen, verlangte aber vorher Entwaffnung, weil die Aufstellung einer großen Armee seine ohnehin bedrängten Finanzen allzu schwer belaste. Das wurde billig gefunden, aber Frankreich erklärte, es könne nicht entwaffnen, weil es gar nicht gerüstet habe. Damals erschien in Berlin eine Flugschrift „Preußen und die italienische Frage" worin Preußen empfohlen wurde, ruhig dem Ruin Oesterreichs zuzusehen. Jedoch weniger eine Ausgeburt particularistischen Preußenhasses, als französisch-russischer Sophistik.

Der Congreß kam nicht zu Stande. Er war nur ein Aushängeschild, damit es den Anschein hätte, als wollten und könnten

*) Gortschakof antwortete auf eine englische Frage: „ich leugne nicht, daß eine geschriebene Verpflichtung zwischen Rußland und Frankreich bestehen könnte, aber ich versichere Sie, daß dieses Arrangement nichts enthält, was als eine gegen Europa gerichtete feindliche Allianz betrachtet werden könnte."

die Großmächte auf einem Congreß in Recht verwandeln, was von Anfang an, immer und durch und durch ein Unrecht war. Diejenigen Großmächte, deren eigener Rechtsbestand in den Verträgen von 1815 beruhte, hätten um jeden Preis zu Oesterreich gegen Frankreich und Sardinien stehen müssen, weil nur diese letztern den bisherigen Rechtsboden Europa's eigenmächtig und räuberisch durchbrachen.

An eine großartige Unterordnung des natürlichen Rechts der Nationen unter das unnatürliche Vertragsrecht war dabei nicht zu denken, sonst hätte man den Polen dasselbe Recht gewähren müssen, wie den Italienern. Das nationale Recht der Italiener wurde damals, wie sehr man es auch als Aushängeschild gebrauchte, doch gerade von Frankreich und England, die ihm aufhelfen zu wollen schienen, am wenigsten geachtet, denn Frankreich wollte Savoyen haben und für sich den dictatorischen Einfluß in Italien gewinnen, den zu besitzen man Oesterreich vorwarf, und England wollte die Hand auf Unteritalien legen. Ein wirklich einiges und starkes Italien würde eine zu gewaltige Macht im Mittelmeer erlangt haben, deshalb weder von Frankreich, noch England geduldet worden seyn. Die italienische Einheit und Selbständigkeit war also nur eine zur Schau getragene Illusion.

In Frankreich durfte das Siècle schon einen höhern Ton anstimmen und in dem bevorstehenden italienischen Kriege den Beginn der endlichen Verwirklichung aller Napoleonischen Ideen sehen. Durch die Niederlage bei Waterloo und die Verträge von 1815 seyen unnatürliche Zustände geschaffen worden, welche der zweite Napoleon zu vernichten und dagegen die alten angeblich natürlichen Zustände unter Napoleon I. herzustellen berufen sey. Dagegen mahnten die Debats im Namen der gebildeten Classen und das Univers im Namen der Kirche dringend vor dem Raubzug nach Italien, weil er gegen alles Recht unternommen und ihm wieder nur, wie unter dem ersten Napoleon, Krieg auf Krieg und eine unerträgliche Anspannung folgen werde, die zuletzt doch wiederum

zum Verderben Frankreichs ausschlagen müsse. Der Klerus theilte größtentheils diese Ansicht und predigte gegen den Krieg. Noch aufgeregter aber wurden alle Gläubigen in Frankreich, als es sich bald offenbarte, dem h. Vater in Rom sey eine viel demüthigere Stelle als die eines Fürsten Primas im italienischen Bunde zugedacht. Nachdem nämlich schon die sardinischen Blätter unaufhörlich über die angebliche Mißregierung in Rom geklagt und Reformen daselbst gebieterisch gefordert hatten, ließ About in Paris eine Flugschrift „die römische Frage" ausgeben, worin er des alten Papstthums wie weiland des kranken Mannes in Constantinopel spottete, und deutlich verkündete, es handle sich nicht nur um die Vertreibung Oesterreichs aus Italien, sondern auch um die Säcularisirung des Kirchenstaats.

Mittlerweile verging die Zeit mit fruchtlosen Unterhandlungen und der April kam heran. Lord Cowley's Sendung hatte nur dazu gedient, die Vollendung der französischen Rüstungen zu maskiren. Der russische Congreßvorschlag konnte nur dazu dienen, Oesterreich zu ärgern, zu beleidigen und zu verzweifelten Schritten zu verleiten, welche ihm die Neutralen abwendig machen und die Schuld, den Krieg unvermeidlich gemacht zu haben, auf Oesterreich selbst wälzen sollten. Oesterreich hatte schon monatlang ein Heer von 200,000 Mann in Italien und noch zweimal so viel im Innern des Reichs und an der russischen Grenze stehen. Es verausgabte dafür täglich eine Mill. Gulden. Sollte es das ganze Jahr diese Last tragen? Um ein Ende zu machen, blieb ihm nichts übrig, als an Sardinien ein Ultimatum zu stellen und, wenn dasselbe nicht angenommen würde, in Gottesnamen loszuschlagen. Da Napoleon III. den Krieg brauchte und ihn so lange vorbereitet hatte, konnte derselbe doch nicht vermieden werden, es war also für Oesterreich vortheilhafter, ihn bald anzufangen, als sich durch die kostspielige Verpflegung einer großen und doch unthätigen Armee zu erschöpfen. Es war schon zu viel Zeit verloren worden. Das österreichische Heer hätte längst ganz Piemont besetzen können.

Zudem konnte Oesterreich hoffen, daß, wenn erst der Krieg entbrannt wäre, Preußen, der deutsche Bund und selbst England sich noch besinnen, durch siegreiche Fortschritte und Eroberungen Frankreichs ihr eigenes Interesse bedroht sehen und noch in der letzten Stunde dem Eroberer Halt gebieten würden.

Bevor Oesterreich den entscheidenden Schritt that, sandte es den Erzherzog Albrecht nach Berlin, um den Prinzregenten davon in Kenntniß zu setzen und zum Mitwirken gegen Frankreich zu stimmen. Preußen widerrieth dringend, den Krieg anzufangen, und hoffte immer noch in Verbindung mit England eine Vermittlung zu erwirken. Als aber der letzte schnell auf telegraphischem Wege improvisirte Vermittlungsvorschlag am 17. April gemacht wurde, wonach allgemeine Entwaffnung stattfinden, die fünf Großmächte und Sardinien aber eine Commission niedersetzen sollten, um die Sache auszutragen, erkannte Oesterreich darin nur eine neue nutzlose Verzögerung und Vorenthaltung seines einfachen guten Rechts, faßte rasch seinen Entschluß und stellte schon am 19. an Cavour das Ultimatum: Sardinien solle binnen drei Tagen entwaffnen, oder Oesterreich, dessen beispiellose Langmuth und Geduld endlich erschöpft sey, werde angreifen!

Viertes Buch.

Der lombardiſche Krieg.

Das öſterreichiſche Ultimatum wurde, wie zu erwarten war, von Sardinien abgelehnt. Victor Emanuel hatte ſich längſt bis an die Zähne gerüſtet, eine Armee von 80,000 Mann aufgeſtellt und dieſelbe noch durch Tauſende von Freiwilligen vermehren laſſen, die aus dem mittleren und unteren Italien zuſtrömten und unter dem Namen der Alpenjäger von Garibaldi organiſirt wurden. Napoleon III. aber hielt eine Armee von 200,000 Mann bereit, um ſie raſch auf der Eiſenbahn an den Fuß der Alpen zu führen und hatte einen Theil derſelben ſchon bis dicht an die Grenze vorgeſchoben, bei Culoz. Hier überſchritten die franzöſiſchen Regimenter ſchon am 25. April 1859 die ſavoyiſche Grenze, und andere wurden ſchnell über Marſeille nach Genua eingeſchifft, indeſſen die Oeſterreicher ſelbſt auf die Antwort von Cavour warteten und auch, als ſie dieſelbe erhalten hatten, noch zauderten und erſt am 29. über die piemonteſiſche Grenze gingen. Sie hätten nothwendig früher aufbrechen und ſchon in Turin und Genua ſeyn müſſen, ehe ein Franzoſe hätte kommen können. Nachdem einmal die Würfel geworfen waren, wußte man ſich ihr Zaudern nicht zu erklären, wie es denn auch keinen triftigeren Erklärungsgrund hatte, als das

Phlegma des österreichischen Obergenerals, der die Hitze und Entschlossenheit des Wiener Cabinets nicht theilte.

Sardinien und Frankreich verfehlten nicht, in ihren Proclamationen ein Staunen und Bedauern auszudrücken, daß Oesterreich den Frieden gebrochen habe. Mit erkünstelter Entrüstung klagten sie, die immer nur Frieden und Gerechtigkeit gewollt hätten, Oesterreich als den gewaltthätigen Angreifer an. Auch England ging in diesen heuchlerischen Ton ein und selbst Lord Derby ließ sich durch den Aerger, daß Oesterreich sich den englischen Vorschlägen nicht sofort gefügt habe, zu der albernen Aeußerung hinreißen: das Ultimatum und das eigenmächtige Vorgehen Oesterreichs sey eine „verbrecherische" Handlung! und erklärte im Namen Englands am 25. April, er werde vollkommen neutral bleiben. Auch Rußland spielte den strengen Sittenrichter, so daß das arme Oesterreich sich von allen Seiten isolirt, getadelt und mit Vorwürfen überhäuft sah, als habe es, indem es nur sein gutes Recht vertheidigte, eine schlechte Handlung oder wenigstens eine unverzeihliche Thorheit begangen.

Das deutsche Volk, welches durch den italienischen Krieg ziemlich nahe berührt wurde, konnte die neue Logik und Moral der Großmächte nicht recht begreifen und trotz des vielseitigen Hasses, den sich die österreichische Regierung bei den Liberalen und Protestanten zugezogen hatte, glaubte man doch, diesmal geschehe Oesterreich Unrecht. Die Stimmung des deutschen Volks war aber, trotz der Vielstaaterei im deutschen Bunde, nicht zu verachten und wurde auch von Frankreich und Rußland wohl beachtet.

Die Absicht, Oesterreich seines italienischen Einflusses und seiner Besitzungen in Italien zu berauben, lag klar am Tage. Dem deutschen Bunde drohte daher die Schwächung seines mächtigsten Gliedes, und duldete er dieselbe, stand er Oesterreich nicht bei, so drohte in zweiter Linie ein Angriff Frankreichs auf Preußen und ein Raub des linken Rheinufers. Es war mithin nicht nur

die Pflicht, ſondern auch das dringendſte Intereſſe des deutſchen Bundes, Oeſterreich gegenüber den ſardo-franzöſiſchen Forderungen auf's kräftigſte zu ſchützen und zu unterſtützen. Zum Ueberfluß hätte man erwägen ſollen, daß die Lombardei ſchon von Karl dem Großen zum deutſchen Reiche geſchlagen worden war, lange bevor das Haus Habsburg exiſtirte, daß, wenn der Deutſche nicht in Italien herrſcht, es der Franzoſe thut, daß die franzöſiſche Herrſchaft in Italien, weil ſie uns dann von zwei Seiten her umfaßt, höchſt gefährlich und unerträglich iſt, und daß es ſich daher beim Vorgehen der Franco-Sarden in Italien nicht ſowohl um eine ſpeciell öſterreichiſche, ſondern um eine nationaldeutſche Frage handelte. Allein die deutſche Nation hatte damals ſo wenig, als je ſeit Jahrhunderten, eine Vertretung, die nicht Sonderintereſſen verfolgt hätte. Preußen war ſeit dem Olmützer Vertrage von Oeſterreich gedemüthigt und in aller Weiſe genirt worden, ſehnte ſich daher nach einer Gelegenheit, dieſes Druckes los zu werden, und mußte, wenn es auch anders geſinnt geweſen wäre, auf England und Rußland Rückſicht nehmen. Die Mittelſtaaten folgten, wie immer, nur ihrem Erhaltungstriebe und konnten ſich ohne die Unterſtützung Preußens nicht wohl allein für Oeſterreich ſchlagen wollen. Die liberale Preſſe in Deutſchland nahm Partei für die Sache der Freiheit in Italien gegen den öſterreichiſchen Despotismus, und für die ſardiniſchen Reformen gegen den Papſt und das öſterreichiſche Concordat. Nur der conſervative Adel und die guten Katholiken ſtimmten in Preußen, wie in den Mittelſtaaten für Oeſterreich und das geſunde Gefühl regte ſich überall im gemeinen Manne, man müſſe ſich bei Zeiten und vereint mit aller Macht gegen Frankreich rüſten, weil, wenn man Oeſterreich im Stich laſſe, ſpäter eben ſo Preußen werde im Stich gelaſſen werden und die Wiederkehr des Rheinbunds, der Beſchimpfung und Ausplünderung der geſammten deutſchen Nation dann unvermeidlich würde. Da nun auch die liberale Partei trotz ihrer Antipathien gegen Oeſterreich, doch im deutſchen Nationalintereſſe und aus Furcht vor dem

Militairdespotismus und der Vernichtung aller ständischen Freiheiten in Folge einer neuen französischen Ueberwältigung mit dem gemeinen Volke nothwendig sympathisiren mußte, begann eine lebhafte Bewegung in der Presse und in den Kammern, wodurch der Bundestag und Preußen moralisch genöthigt werden sollten, „den Rhein am Po schützen zu helfen.“ Eine ungeheure Menge Schlachtvieh und besonders Pferde waren aus Deutschland für Rechnung Frankreichs über den Rhein geführt worden. Das deutsche Volk begriff nicht, wie man das so lange dulden könne, und Kammern und öffentliche Blätter mahnten und zürnten, bis endlich am 5. März von Seiten des Zollvereins die Pferdeausfuhr, aber nach allen, mithin auch nach der österreichischen Grenze hin, verboten wurde.

Am aufgeregtesten war man in Bayern. Hier, wo man auf einen Gesandten Verdacht warf und um so eher Rheinbundgelüste hätte erwarten können, weil Bayern in frühern Zeiten nur zu oft mit Frankreich gegen Deutschland focht, offenbarte sich gerade die ehrlichste und biederste Deutschheit. Der Reichsrath, die zweite Kammer, Adel, Bürger und Bauern waren hierin einig. Ein Sturm brach los gegen das bisherige Ministerium, weil es das Heerwesen allzulange versäumt und nicht offen und deutsch genug aufgetreten sey. König Max II. entließ nun am 28. März das bisherige Ministerium von der Pfordten und ernannte ein neues, dem v. Schrenk vorstand. Die Bewegung im Volk dauerte bis zum 2. Mai. Da gab der König die allerbündigsten Versicherungen, daß seine Politik so deutsch als möglich sey. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der alte Streit zwischen der Krone und zweiten Kammer in Betreff des Dr. Weis ausgeglichen. Der König erklärte: „Den politischen Krieg gegen Dr. Weis fortzuführen, halte ich nicht mehr geeignet. Ich will Frieden haben mit meinem Volk.“ Die Würzburger wählten Weis zu ihrem Bürgermeister. Eine Nachricht der N. Münchener Zeitung, der König habe erklärt, er werde in dem bevorstehenden Kriege nicht neutral bleiben, wurde nach einigen Tagen desavouirt. Der neue Kriegsminister von Lüder

beſchleunigte inzwiſchen die Rüſtungen, und als Ende Mai das öſterreichiſche Armeecorps, welches Graf Clam-Gallas durch Tirol führen ſollte, auf der Eiſenbahn Bayern paſſirte, wurde daſſelbe überall, beſonders aber in München, mit Jubel empfangen und mit Beweiſen gaſtfreundlicher und patriotiſcher Liebe überſchüttet. In der zweiten Kammer eiferte Prof. Laſaulx ingrimmig gegen Preußens Neutralität.

Auch in Schwaben, Heſſen und in allen vormaligen Rheinbundſtaaten herrſchte beim Volk nur eine Stimme. Man wollte Oeſterreich helfen, nicht um Oeſterreichs, ſondern um Deutſchlands willen. Man warf dem Bundestag und den Einzelregierungen Verſäumniß vor. In der kurheſſiſchen Kammer rief Herr v. Edelsheimer: Deutſchland müſſe jeden niederſchlagen, der deutſches Bundesgebiet angreife, ſey es am Po oder am Rhein! Franzöſiſche Blätter nannten dieſe ſtarke Gährung des ſüddeutſchen Patriotismus nur ein „Brummen von Schmeißfliegen", und lobten Preußen wegen ſeiner Haltung.

Inzwiſchen verſuchte der Bundestag erſt am 13. Mai, als der Krieg in Italien ſchon entbrannt war, die Bundesfeſtungen mit Kriegsbeſatzungen zu verſehen. In dieſen Feſtungen war aber von lange her viel verſäumt und konnte nicht in der Geſchwindigkeit hergeſtellt werden. Ulm z. B. hatte noch keine Palliſaden, nicht genug Kaſernen, keinen Proviant. Auch Raſtadt war noch keineswegs fertig ausgerüſtet und ſelbſt in älteren Bundesfeſtungen waren Mängel eingeriſſen.

Die aufgeregte Stimmung in Deutſchland zu beruhigen, unternahm Rußland, welches in dieſer Beziehung im engſten Einverſtändniß mit Frankreich handelte. Napoleon leiſtete Rußland den guten Dienſt, Oeſterreich zu demüthigen und zu ſchwächen. Das war eines Gegendienſtes werth. Im April ging das Gerücht, dem man Glauben ſchenkte, Rußland habe Preußen und dem deutſchen Bunde gedroht, ſeine Truppen gegen die öſterreichiſchen Grenzen vorzuſchieben, wenn der deutſche Bund die ſeinigen gegen Frank-

reich vorschiebe. Am 27. Mai erließ Rußland ein Umlaufschreiben, welches selbst die österreichfeindliche Times eine „Frechheit Gortschakof's“ nannte, und worin das Aprilgerücht seine vollständige Bestätigung erhielt, denn der Russe erklärte den deutschen Bundesregierungen mit einer unerträglich schulmeisterlichen Anmaßung, daß der Bund nie offensiv verfahren dürfe und lediglich defensiver Natur sey, schrieb daher den deutschen Regierungen vor, der Sache Oesterreichs, welche sie nichts anginge, fern zu bleiben, berief sich desfalls auf §. 46 der Wiener Schlußacte, und drohte, wenn der deutsche Bund dennoch activ für Oesterreich gegen Frankreich vorgehe, werde Rußland seine Haltung darnach bemessen. Diese Einmischung Rußlands war eine Beleidigung, welche der Prinzregent von Preußen einfach mit der Mobilisirung dreier Armeecorps beantwortete. Etwas später ließ der sächsische Minister v. Beust die Antwort, die er im Namen Sachsens den Russen ertheilte, bekannt werden. Sie war vom 15. Juni datirt und wahrte in ernster und würdiger Weise „die Unabhängigkeit Deutschlands in Erfüllung seiner Bundespflichten“ gegenüber der unbefugten Einmischung und anmaßlichen Bevormundung einer auswärtigen Macht. Indessen geschah doch, was Rußland wollte.

England erklärte im Anfang Mai, es werde neutral bleiben und wenn der deutsche Bund etwa Oesterreich beistehen wolle, ohne von Frankreich angegriffen zu seyn, werde es auch die deutschen Handelsschiffe nicht gegen französische Kriegsschiffe und Kaper in Schutz nehmen.

Preußen glaubte seine Bundespflicht gegen Oesterreich nicht weiter ausdehnen zu dürfen, als ihm die Bundesgränzen vorschrieben. Die Lombardei war kein deutsches Bundesgebiet. Indem Oesterreich überdies angriffsweise vorging, konnte Preußen sich ihm nicht zum Mitkämpfer aufdringen wollen. Griff Preußen Frankreich an, so war Napoleon III., dem mehr an den Rheinprovinzen als an der Lombardei liegen mußte, wohl im Stande, den Kriegsschauplatz vom Po an den Rhein zu versetzen und Preußen

niederzuwerfen, welches zugleich von England verlaſſen und von Rußland bedroht, weder bei den deutſchen Mittelſtaaten noch bei Oeſterreich ſelbſt einen zuverläßigen Beiſtand erwarten durfte. Es rüſtete daher und machte erſt drei, dann alle ſeine Armeecorps mobil, um Rußland, welches dem deutſchen Bunde das Rüſten unterſagen zu wollen dreiſt genug geweſen, die ihm gebührende Antwort*) zu geben, aber es rüſtete nicht für die Erhaltung der Lombardei bei Haus Oeſterreich, ſondern einzig für die Wahrung der Bundesgrenzen und inſofern auch für die Erhaltung des europäiſchen Gleichgewichts, denn indem die officielle preußiſche Erklärung dieſe beiden Objecte verband, war es ohne Zweifel ihre Meinung, daß zur Erhaltung des Gleichgewichts in Europa der Beſtand des deutſchen Bundes genüge, möchten die öſterreichiſchen Beſitzungen in Italien auch eine Verkürzung erleiden. Preußen ging überdies von der Vorausſetzung aus, Oeſterreich ſey ſelbſt Schuld, wenn es den Kürzern ziehe, weil es den Krieg durch Annahme der preußiſch-engliſchen Vermittlung einfach habe vermeiden können. Doch rügte die öffentliche Meinung an der preußiſchen Erklärung, daß ſie einen Tadel nur für Oeſterreich habe, nicht auch für Frankreich, welches doch der eigentliche Anſtifter des Krieges ſey und jedenfalls einen ungerechten Krieg führe.

Die Anſicht des Prinzregenten und ſeines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn v. Schleinitz, wurde von der Kammermehrheit in Berlin durchaus getheilt. Man fürchtete, Preußen werde im Dienſte Oeſterreichs ſeine eigene Selbſtändigkeit verlieren und Oeſterreichs Vaſall werden (Simſon). Man wollte nicht für den Despotismus, nicht für das Concordat kämpfen. Man fürchtete, mit Oeſterreich zu ſiegen, nicht weniger, als mit ihm zu unterliegen. Man machte, wenn je die Allianz mit Oeſterreich zu

*) Es heißt, der preußiſche Kriegsminiſter von Bonin habe damals geſagt, er wiſſe nicht, wer am Rhein commandiren werde, aber gegen Rußland werde er nöthigenfalls mit 200,000 Mann marſchiren.

Stande käme, die Bedingung, daß die Oberleitung der Bundesarmee Preußen zufalle (Arnim). Eine ständische Commission billigte alles, was die Regierung gethan hatte. Der Prinzregent selbst aber sagte in der Thronrede, mit welcher er am 14. Mai die Kammern entließ: er werde für den Schutz Deutschlands einstehen und die Grundlage des europäischen Rechtszustandes, das europäische Gleichgewicht, wahren. Trotz des bereits ausgebrochenen Krieges hoffte er immer noch, mit England und Rußland vermittelnd eintreten und den Krieg schnell beendigen zu können.

Oesterreich selbst schien noch einer Vermittlung zugänglich zu seyn, oder sich noch Hoffnung auf einen Beistand zu machen. Der deutsche Bund nämlich mußte sich, wenn er auch am Kriege nicht Theil nahm, doch auf alle Fälle vorsehen und gerüstet seyn, und die beiden deutschen Großmächte mußten sich zunächst über diese Bundesrüstung ins Benehmen setzen. Zu diesem Zweck ging am 8. Mai der preußische General Willisen nach Wien. Acht Tage später folgte ihm General von Alvensleben, um an den Höfen von Dresden, München und Stuttgart zu beschwichtigen und besonnene Mäßigung zu empfehlen. Willisen fand Wien im Rausche der Siegeshoffnung. Damals hieß es, Oesterreich habe seine Suprematie in Italien nicht nur erhalten, sondern nach dem Siege noch ausdehnen, Sardinien für immer unschädlich machen, ja in Frankreich selbst restauriren wollen. In diese kritische Periode fällt der plötzliche Rücktritt des Grafen Buol von seinem Posten in Wien, am 14. Mai. Man sah es als kein glückliches Omen an, daß Oesterreichs erster Minister im Beginn des Kriegs ausschied. Die Friedenspartei bildete sich ein, Oesterreich habe mit Buols Entlassung eine Concession an Rußland machen wollen, weil Gortschakof von den früheren Wiener Verhandlungen her einen tiefen Groll gegen Buol gehegt habe. Wahrscheinlicher ist, daß Buol seine Stelle niederlegte, weil er ein diplomatisches Abwickeln des Knotens dem Durchschneiden mit dem Schwert vorzog und die Verantwortung für einen Schritt nicht übernehmen wollte, den er

nicht gebilligt hatte. Gewiß iſt, daß ſein Nachfolger im Amt, Graf Rechberg, bisher öſterreichiſcher Bundesgeſandter in Frankfurt a. M., daſelbſt der unbeugſamſte Gegner des preußiſchen Bundesgeſandten, von Bismark (jetzt Geſandten in St. Petersburg) und überhaupt der preußiſchen Politik geweſen iſt. — Noch ein anderes Omen deutete den Oeſterreichern nichts Gutes. Als täglich ihre Verſtärkungen nach Italien gingen, verunglückte ein Bahnzug auf der Eiſenbahn bei Verona, wobei 23 öſterreichiſche Soldaten umkamen und 124 verwundet wurden.

Das öſterreichiſche Kriegsmanifeſt vom 28. April hob hervor, wie ungerecht und ohne allen Grund Oeſterreich, welches nach zwei ſiegreichen Feldzügen Sardinien immer ſo großmüthig behandelt habe, zum drittenmal von dieſem Sardinien geneckt, verhöhnt und bedroht werde, wie geduldig Oeſterreich die Unbill ertragen habe und den Frieden gerne gewahrt hätte, wie es nun aber zu einem energiſchen Auftreten gezwungen ſey. Am Schluß drückt das Manifeſt noch die Hoffnung aus, Oeſterreich werde nicht allein ſtehen, denn ſeine Sache ſey auch die deutſche Sache, und erinnerte an das Zuſammengehen Preußens und Oeſterreichs im glorreichen Jahre 1813. Aber ſchon einen Tag vorher, den 27. hatte Walewski, der franzöſiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, in einem Rundſchreiben die Vereitlung dieſer öſterreichiſchen Hoffnung ausgeſprochen, indem er dem deutſchen Bunde und insbeſondere Preußen abrieth, gemeinſchaftliche Sache mit Oeſterreich zu machen, ſie verſicherte, Frankreich ſey der beſte Nachbar und Freund des deutſchen Bundes, es handle ſich hier nicht um eine deutſche, ſondern nur um eine italieniſche Sache und man müſſe den Krieg *localiſiren*, da wo er allein heilſam ſey, und ja nicht über die Grenzen Italiens hinaus verbreiten, wo er allein verderblich werden könne. Rußland und England griffen dieſe Phraſe von Localiſiren des Kriegs begierig auf und beſtimmten die deutſchen Cabinette, das kleine Feuer in Italien ausbrennen zu laſſen und ſich ja nicht einzumiſchen, damit es nicht weiter brenne. Mit Recht

aber frugen deutsche Blätter, warum die italienische Frage, wenn sich Frankreich hineinmische, Deutschland nichts angehen soll? da man entweder Italien sich ganz selbst überlassen müsse, da jedenfalls Deutschland so gut wie Frankreich ein Recht und Interesse habe, sich Italiens anzunehmen.

Dieser Ansicht war auch die schwache, aber geistvolle und muthige Opposition im gesetzgebenden Körper zu Paris. Olivier protestirte gegen die Bewilligung von Geld und Truppen für einen so ungerechten Krieg und rief aus: „wer im eigenen Lande Despot sey, verdiene keinen Glauben, wenn er ein anderes Land vom Despotismus befreien zu wollen versichere.“ Fabre rügt die arge Heuchelei, mit der man sich jetzt stelle, als werde man angegriffen, da doch in ganz Europa niemand an Krieg gedacht habe, als Napoleon, der ihn durch lange Rüstungen und Intriguen vorbereitete und Oesterreich herausforderte. Der Minister, Graf Morny, versicherte aber auf's feierlichste, man beschuldige den Kaiser mit Unrecht, es handle sich nicht um Wiederaufnahme der alten Napoleonischen Eroberungspläne, sondern um den Italienern Gerechtigkeit zu verschaffen, der Kaiser wolle „nichts für sich erobern“.

Napoleon III. aber erließ am 4. Mai ein Kriegsmanifest, worin er sich als den unschuldig Angegriffenen darstellte, nachdem aber Oesterreich die Dinge so auf die Spitze getrieben habe, sich nunmehr auch für berechtigt halte, die gute Sache der Italiener zu schützen und Italien bis an's adriatische Meer zu befreien. Dabei aber versicherte er ausdrücklich, Frankreich wolle großmüthig nur die Italiener erlösen, für sich selbst aber keine Eroberungen machen. Endlich verhieß er, daß er dem Papst keine Gewalt anthun, sondern ihn nur dem fremden Druck entziehen wolle.

Unterdeß war die österreichische Offensivarmee erst am 29. April auf drei Puncten vom nahen Mailand aus über den Tessin gegangen und ins Piemontesische eingerückt. Der englische Gesandte suchte noch in der letzten Stunde zwischen den feindlichen Lagern zu vermitteln, einzig in der Absicht, den Franzosen zum Heranrücken

Zeit zu laſſen. Indem aber das öſterreichiſche Cabinet ſich in ſeinem militairiſchen Vorgehen durch die Diplomatie hemmen ließ, verrieth es, daß es ſeiner Sache nicht ganz gewiß ſey. Die öſterreichiſche Armee war auch nicht zahlreich genug gegenüber dem übermächtigen Feinde und hätte doch leicht ergänzt werden können, da Oeſterreich noch viel Truppen im Rückhalt hatte. Sie betrug nicht mehr als 180,000 Mann, weitere 80,000 hielten im Rücken die Feſtungen. Sie glühte aber vor Kampfluſt, der Geiſt Radetzki's lebte noch in ihr und ihren Muth erhöhte das Bewußtſeyn der gerechten Sache und der Unwille über die unerhörte Frechheit des ungerechten Angriffs von Seiten der ſchon zweimal von ihr niedergeworfenen Piemonteſen. Kaiſer Franz Joſeph hatte jedoch dieſer herrlichen Armee unglücklicherweiſe den unfähigſten ſeiner Generale zum Feldherrn gegeben. Graf Franz Gyulai war erſt 1816 in die Armee eingetreten, hatte keinen Krieg mitgemacht, 1848 nur Trieſt und Umgegend geſchützt und war 1849 Kriegsminiſter geweſen. Er war ſehr reich und galt für einen der ſtolzeſten und hochfahrendſten Magnaten, dem in ſeinem vornehmen Selbſtbewußtſeyn und ungariſchen Phlegma auch das Wichtigſte gleichgültig ſey und der die Geſchäfte nur wie nebenbei behandle. Den Kundigen war gleich anfangs bei der erſtaunenswürdigen Wahl dieſes gänzlich Unberufenen bange und ſie hofften kaum, daß er ſich durch einen fähigen Adjutanten (Kuhn und Sztankowits) werde beeinfluſſen laſſen. Graf Grünne, Flügeladjutant und wie ihn die öffentliche Meinung allgemein kennzeichnete, der böſe Genius des Kaiſers, hatte die verderbliche Ernennung hauptſächlich zu verantworten.

Die Offenſive Gyulais erfolgte zu ſpät. Die dreitägige Friſt war längſt abgelaufen, aber man zauderte noch immer, weil der engliſche Geſandte noch in der letzten Stunde zwiſchen Turin und Gyulai's Hauptquartier vermitteln wollte.

Natürlicherweiſe mußte der Plan des öſterreichiſchen Feldherrn ſeyn, mit ſeinen überlegenen Streitkräften die Sardinier zu ſchlagen

oder wenigstens in und um die Festung Alessandria zu isoliren, ehe die Franzosen sich mit ihnen vereinigen konnten, und so weit vorzudringen, um die Eisenbahnen zu zerstören, auf denen die Franzosen erwartet wurden, endlich die Franzosen selbst, die theils über das Gebirge aus Savoyen, theils über Genua von Süden her kamen, einzeln und vor ihrer Vereinigung zu schlagen. Gyulai aber, obgleich er Truppen und Zeit genug hatte, diesen Plan auszuführen, ging unbegreiflich langsam und unsicher vor und änderte seinen Angriffsplan nur zu bald in einen Vertheidigungsplan um, der den Franzosen Zeit ließ, heranzukommen und sich unbehindert mit den Sardiniern im Angesicht der Oesterreicher zu vereinigen. Nur einigermaßen entschuldigt Gyulai das eingetretene Regenwetter, welches seine Bewegungen allerdings erschwerte, nachdem er versäumt hatte, sie schon vorher bei trockenem Wetter auszuführen.

Gyulai setzte sich in der s. g. Lomellina fest, einer fruchtbaren, damals aber halb überschwemmten Landschaft, und ließ seine Vorposten von da unsicher umhertasten, bald rechts, bald links. Die Sardinier aber zogen sich klüglich nach Alessandria, Garibaldi aber nördlich an die Alpen zurück und erwarteten die Franzosen, die nach und nach kamen. Das Gros ihrer Armee wurde in Marseille und Toulon eingeschifft und landete zu Genua, wo die ersten Truppen unter Baraguay d'Hilliers (dem Sohn des berühmten Generals unter dem ersten Napoleon) schon am 26. April eintrafen. Ihm folgten die Corps von Mac-Mahon und die Kaisergarde, am 12. Mai der Kaiser selbst,*) begleitet vom Prinzen Napoleon und Marschall Vaillant. Andere französische Armeecorps unter Canrobert und Niell gingen von Culoz aus über den Mont Cenis und von Grenoble aus über den Mont Genevre nach Turin.

*) Bei seiner Abreise von Paris am 10. überreichte er noch auf dem Bahnhof dem russischen Gesandten Grafen Kisselew das große Band der Ehrenlegion. Kurz vorher hatte dieser Gesandte bei einem Festmahl einen außergewöhnlichen Toast auf Napoleon III. ausgebracht voll studirter Ehrfurcht und Hingebung.

Sie fuhren anfangs auf der Eiſenbahn gar leichtfertig einher und ſchrieben auf die Wagen „train de plaisir pour l'Italie," ſangen auch ungenirt die republikaniſche Marſeillaiſe,*) litten aber bald auf dem hohen Gebirge außerordentlich von Schneewirbeln und mußten ſich mühſam durcharbeiten, ſo daß viele erkrankten. General Bruat ſtarb an einem kalten Trunk in Suſa. Inzwiſchen fanden die Franzoſen auf ihrem Marſch keinen Feind, kamen vom Gebirge nach Turin, wie von Genua aus nach Aleſſandria auf unverſehrter Eiſenbahn, und ſammelten ſich, ohne daß Gyulai es gehindert hätte.

Napoleons Tagesbefehl an die Armee vom 12. Mai ſprach die Zuverſicht aus, ſeine Armee werde in Italien eben ſo ſiegreich ſeyn, wie die ſeines Oheims, und empfahl der Infanterie, ſich als Hauptwaffe des Bajonets zu bedienen.

Napoleon und Victor Emanuel begrüßten ſich und nahmen eine feſte Stellung unter dem Schutz der Feſtung Aleſſandria, damals ſchon hocherfreut und befriedigt durch die Unthätigkeit und

*) Ein Engländer erzählt: „Schon in der Krimm war es mir aufgefallen, wie ſtark die demokratiſche Geſinnung in einem großen Theil der franzöſiſchen Soldaten, Unteroffiziere, ja ſelbſt Offiziere verbreitet ſey, und jetzt finde ich, daß dies ſeitdem noch mehr ſo iſt. Vor Sebaſtopol hörte man die Marſeillaiſe nur ziemlich ſelten ſingen, und viele Offiziere verboten ſolchen Geſang; hier bei Grenoble werden in manchen Regimentern die Marſeillaiſe und andere derartige Lieder faſt beſtändig geſungen, und ſelbſt Offiziere ſtimmten mit ein. Ich ſprach mit dem mir näher bekannten Commandanten eines Bataillons darüber, wie er es dulden könne, daß ſeine Soldaten öffentlich und mit wildem Enthuſiasmus dieſes Lied brüllen dürften. Er antwortete lächelnd: ‚Was geht's mich an, was dieſe Windbeutel ſingen? Meinetwegen mögen ſie den Teufel beſingen, wenn ſie nur in der Schlacht tüchtig vorwärts ſtürmen und mir bald die Oberſtenepauletten verdienen helfen.' Solche frivole und ſchroff egoiſtiſche Geſinnung iſt aber in einem nur zu großen Theil der franzöſiſchen Soldaten wie Offiziere allgemein verbreitet."

das sichtbare Schwanken ihres Gegners, der ihnen volle Zeit ließ, sich zu sammeln, zu ordnen und ihnen Plan zu machen.

Aus Furcht, im Rücken gefaßt und von Mailand abgeschnitten zu werden, hatte Gyulai die Absicht, gegen Turin vorzudringen, wieder aufgegeben und seinen rechten Flügel eingezogen, um den linken zu verstärken. Doch war es eine Thorheit, zu glauben, gerade hier, wo er am stärksten war, wo ihn die Flüsse Po und Tessin und die festen Plätze Pavia und Piacenza schützten, werde angegriffen werden. Er konnte den Angriff nur von der Seite her erwarten, auf welcher er am schwächsten war. Nichtsdestoweniger bildete er sich ein, der Feind werde von Süden her kommen und ließ, um sich dessen zu vergewissern, am 20. Mai nach dieser Richtung hin durch 12,000 (nach andern 20—30,000) Mann unter Graf Stadion eine große Recognoscirung vornehmen. Stadion stieß bei Montebello auf die französischen Vorposten unter General Forey, der anfangs zurückgeworfen wurde, aber von Baraguay d'Hilliers Verstärkungen erhielt und zuletzt die Oesterreicher zurückwarf. Man bewunderte die Tapferkeit, mit der sich die österreichischen Soldaten schlugen, tadelte aber ihren General, sofern er sich nicht durch eine wirkliche Uebermacht, sondern nur durch die Einbildung, es sey eine vorhanden, zum Rückzug bewegen ließ. Sachverständige behaupten, Stadion hätte einen glänzenden Sieg erfechten können, wenn er die Schwäche seiner Gegner gemerkt hätte.

Gyulai, von derselben Einbildung verblendet, hielt es nunmehr für gewiß, daß die Hauptmacht des Feindes auf seinem linken Flügel stehe, und combinirte damit die von den Piemontesen in Massa und Carrara, Parma und Modena versuchten Insurrectionen und die Landung des Prinzen Napoleon mit einem französischen Armeecorps in Livorno. Alles schien ihm auf einen großartigen Angriff von Süden her zu deuten und er vernachlässigte deßhalb seinen rechten Flügel, während Napoleon und Victor Emanuel ihre bereits begonnene Bewegung gegen diesen Flügel

der Oeſterreicher nordweſtwärts raſch mit Hülfe der Eiſenbahnverbindung vollendeten. Gyulai hätte durch Spione erfahren können, was vorging, weil aber die Spione des letzten italieniſchen Feldzugs gar zu ſchlecht bezahlt worden waren oder man ihnen kein Verſprechen gehalten hatte, fanden ſich diesmal keine tauglichen vor, oder der ſtolze Magnat verließ ſich auf ſeine eigene Einſicht. Genug er wußte nicht, daß während er müßig nach Süden hin gaffte, der Feind ihm ſchon im Rücken ſtand. Daſſelbe Manoeuvre, welches Napoleon I. auf Mack in Ulm und auf die Preußen bei Jena angewandt hatte, nämlich ſie von hinten zu umgehen, wiederholte jetzt der Neffe mit dem unglücklichen Gyulai.

Den Franzoſen wirbelte damals das Alpenjägercorps des Garibaldi wie eine Staubwolke voran und hätte durch die Richtung, die es nahm, den öſterreichiſchen Feldherrn warnen ſollen. Derſelbe hielt jedoch das Unternehmen Garibaldi's nur für eine Demonſtration, die ihn irre leiten und vom Süden ablocken ſollte, weßhalb er nur um ſo feſter in ſeinem verderblichen Irrthum beharrte. Garibaldi bildete die äußerſte Spitze des franzöſiſch-ſardiniſchen rechten Flügels und kam ſchon am 23. Mai in Seſto Calende am Lago Maggiore an, ſchlug ſich mit den Vorpoſten der Oeſterreicher tapfer in Vareſe herum, verfolgte ſie nach Como und nahm auch dieſe Stadt am 27. in Beſitz, ſo daß er am folgenden Tage ſchon gegen Monza und Mailand vorrückte und Gyulai in aller Geſchwindigkeit den Feldmarſchalllieutenant Urban abſchicken mußte, um Mailand zu decken. Nun zog ſich Garibaldi wieder zurück, verjagte am Lago Maggiore die kleine öſterreichiſche Beſatzung von Laveno, die nach der Schweiz flüchten mußte, bemächtigte ſich der dortigen Dampfſchiffe, rettete ſich auf das andere Ufer und entkam im Gebirge. Urban aber behielt keine Zeit übrig, ihn weiter zu verfolgen, weil unterdeß die Hauptſchläge im Süden erfolgten.

Wie es ſcheint, hielt Napoleon III., indem er am 30. Mai ſein Hauptquartier von Aleſſandria nach Vercelli verlegte und dabei die raſche Beförderung durch die Eiſenbahn benutzen konnte,

für möglich, mittelst einer Rechtsschwenkung seiner ganzen Armee im Rücken Gyulai's über den Tessin zu kommen und Mailand ohne Schwertstreich zu erreichen, ehe die Oesterreicher sich würden besinnen und auf ihren linken Flügel concentriren können. Wenigstens kamen seine ersten Truppen nicht in gehöriger Zahl und Ordnung über den Tessin und stießen auf einen Widerstand, den sie nicht erwartet hatten. Denn obgleich das Corps von Zobel, welches sie an der Sestabrücke bei Palestro fanden, nach einem furchtbaren Verzweiflungskampf durch Canrobert zurückgeworfen wurde und hier viel Oesterreicher, von den Zuaven bestürmt, sich in's Wasser stürzen mußten (am 31. Mai), so war doch so eben das österreichische Armeecorps, welches Clam-Gallas über Tirol herbeiführte, bei Buffalora am Tessin angekommen, stand Zobel bei Robbio, und hatte Gyulai selbst, der endlich die Gefahr inne wurde, noch zwei Armeecorps rasch nordwärts dirigirt. Das Lichtenstein'sche Armeecorps stand nur noch eine Stunde weit von Zobel und das Schwarzenberg'sche bei Mortara. Hätten sich nun alle diese Corps concentrirt, so wären sie im Stande gewesen, die einzeln ankommenden französischen und sardinischen Corps aufzufangen und mit relativer Uebermacht zurückzuwerfen. Hier aber offenbarte sich, in welchen unwürdigen Händen sich, abgesehen von der Unfähigkeit des Feldherrn, die Verwaltung der österreichischen Armee befand. Es fehlte an Pulver, um die Brücke bei Buffalora zu sprengen. Es fehlte an Lebensmitteln. Wucherische Armeecommissäre und Lieferanten hatten Kaiser und Reich betrogen, sich Millionen bezahlen lassen und nichts dafür angeschafft. Man hörte später von ungeheuern Ochsenheerden, Brod- und Weinvorräthen, welche verschwunden, d. h. theils nie beschafft, theils an den Feind verkauft worden seyen. Als am 4. Juni die einzeln wirkenden Corps Napoleons III. bei Magenta auf die zerstreuten Corps der Oesterreicher stießen, konnten sich die erstern concentriren und waren wohlgenährt, während die letztern in zerstreuter Stellung verharrten, keinen Befehl zur Sammlung erhielten und nichts zu essen hatten. Ganze Regimenter

haben 36 Stunden, ohne einen Biſſen zu genießen, bis zur äußerſten Erſchöpfung gekämpft.

Napoleon III. hatte nicht erwartet, ſo viel Oeſterreicher vor ſich zu finden, als er mit ſeiner Garde an der Brücke von Buffalora ankam und wartete bis gegen Mittag (4. Juni), damit Mac Mahon eine Bewegung gegen die Flanken in dem Rücken der Oeſterreicher ausführen konnte. Als er endlich angriff, wurden ſeine Gardezuaven von den unvergleichlich tapfern Salzburgern, die mit ihrem Jodelgeſang anrückten, zurückgeworfen und der Kaiſer ſelbſt war eine Zeitlang in Gefahr, gefangen zu werden. Aber Clam-Gallas hatte, da er eben erſt aus Tirol ankam, noch nicht alle ſeine Truppen beiſammen, das ohnehin ſchwache Corps von Zobel war durch die früheren Gefechte geſchwächt, und das von Lichtenſtein allein reichte nicht aus, den Stoß der Franzoſen lange auszuhalten, als Nachmittags nicht nur Mac Mahon, ſondern auch Canrobert und Niel anrückten und mit großer Uebermacht die ſchwachen und getheilten Corps der Oeſterreicher bei Magenta angriffen, in zwei Schlachtgruppen bei Ponte nuovo und Ponte vecchio (Buffalora und Robecco); dort focht Lichtenſtein, hier Clam-Gallas. Man ſchlug ſich mit der äußerſten Erbitterung. Wie vorher die Gardezuaven, ſo wurden im Verlauf des Kampfes auch die gefürchteten Turcos *) mit ſchrecklichen Schlägen (von den Böhmen) niedergeſchmettert. Die verhungerten und von ihrem eigenen Feldherrn ſchmählich im Stich gelaſſenen Oeſterreicher übten Wunder der Bravour, mußten aber gegen Abend endlich zurückweichen und waren

*) Die Turcos waren, was die Zuaven urſprünglich geweſen, ehe man ſie durch echte Franzoſen erſetzt hatte, nämlich dunkelfarbige Afrikaner aus Algerien. Sie pflegten vor dem Kampf affenartige Grimaſſen zu machen, gräßlich zu ſchreien, ſich auf den Boden zu werfen und wieder aufzuſchnellen, wie Katzen zu ſchleichen und wieder wie Tiger Sprünge zu machen ꝛc. Das böhmiſche Regiment, mit dem ſie bei Magenta zuſammenſtießen, ſtutzte anfangs vor der fremden Erſcheinung, meinte dann aber, das ſeyen Thiere, und ſchlug ſie wie Hunde todt.

in einem Zustand äußerster Erschöpfung. Der einst als Minister so verrufene General Espinasse wurde von einer Kanonenkugel in zwei Stücke gerissen. Auch fiel der französische Gardegeneral Cler. Dagegen wurden fünf österreichische Generale verwundet, Die Franzosen verloren an Todten und Verwundeten 3000 Mann, an Offizieren allein 54 Todte und 194 Verwundete; die Oesterreicher 4000 Mann, darunter 63 todte und 218 verwundete Offiziere und etwa 4000 Mann wurden vermißt, von denen der größte Theil sich aber wieder einfand, weil es nur Versprengte oder solche waren, die ihren Hunger in irgend einem Dorfe zu stillen gesucht hatten.

Gyulai's Verhalten an diesem Tage ist noch nicht ganz aufgeklärt. Nach der einen Behauptung soll er vor der Schlacht bei Magenta dem Kaiser vorgeschlagen haben, die Tessinlinie, Mailand, Pavia und Piacenza ganz aufzugeben und sich ohne Schlacht noch ungeschwächt hinter die feste Mincliolinie, das s. g. Festungsviereck zwischen Peschiera, Verona, Mantua und Legnano zurückzuziehen. Das solle der Kaiser mit Unwillen verworfen und sogleich den alten Heß (Radetzki's berühmten Generalstabschef) entsandt haben, um den Plan zu vereiteln. Heß soll nun eine lange Unterredung mit Gyulai gepflogen haben, während welcher die beste Zeit verstrich und der französische Angriff bereits erfolgte. Nach einer andern Behauptung der Times habe Gyulai am 4. Juni den Adjutanten, den ihm Clam-Gallas mit dringender Bitte um Hülfe schickte, ohne Antwort gelassen und beim Frühstück behalten. Gyulai selbst sagt in seinem naiven Schlachtbericht, er sey umhergeritten, erst nach Magenta, dann nach Robecco, also an einem bestimmten Punct nicht zu finden gewesen.

Er hätte die Schlacht bei Magenta gewinnen müssen, wenn er seine Corps beisammen gehabt oder nur noch rasch herbei gerufen hätte, da Napoleon mit seiner Garde offenbar unvorsichtig vorangestürmt war und in bangen Sorgen schwebte, bis seine übrigen Armeecorps nach und nach erschienen. Gyulai hätte aber

auch noch am 5. die Schlacht erneuern und den Sieg erkämpfen können, wenn er nur jetzt wenigſtens ſeine Corps beiſammen hatte. Allein nur die von Schwarzenberg und Benedek waren zur Hand und als Gyulai am Morgen des 5. wieder angreifen wollte, erfuhr er erſt, (ſo unbekannt war der Feldherr mit den Bewegungen und dem Zuſtand ſeiner Armee), die Corps von Clam-Gallas und Lichtenſtein ſeyen ſchon zu weit rückwärts gegangen, um ſich von ihrer Zerrüttung zu erholen. Nun befahl er den Rückzug und zwar bis zur Mincliolinie, indem er nicht nur Mailand, ſondern auch die Feſtungen Pavia und Piacenza räumen, die öſterreichiſchen Beſatzungen aus Ancona, Bologna und Ferrara zurückziehen ließ und wie die Lombardei, ſo auch ganz Mittelitalien Preis gab.

Mac Mahon, welcher dem Kaiſer Napoleon zuerſt zu Hülfe geeilt war und die Schwierigkeit des Kampfes am beſten erprobt hatte, war erſtaunt, als er hörte, die herrliche öſterreichiſche Armee, die noch ſo ſtark und muthig war und bei nur einigermaßen geſchickterer Führung das Verſäumte leicht hätte wieder gut machen können, nehme plötzlich Reißaus. Fröhlich rief er aus: nun, wenn ſie ihren Vortheil aufgeben, wollen wir ihn benutzen!

Die Feſtungswerke von Pavia und Piacenza wurden ſchon am 6. geſprengt. Als die Oeſterreicher aus Mailand abzogen, berauſchte ſich der Pöbel in Wonne und mißhandelte noch einige, die ſich verſpätet hatten, ſowohl Beamte als Soldaten. Dann wurde die dreifarbige Fahne auf den ehrwürdigen Dom gepflanzt und am 8. zogen Napoleon III. und Victor Emanuel triumphirend ein. Napoleon aber richtete ein Manifeſt an die italieniſche Nation, worin er abermals heilig verſicherte, er wolle nur dieſer Nation die Freiheit bringen und nichts für ſich erobern.

Da ſich die Oeſterreicher auch aus Mittelitalien zurückzogen, folgte ihnen die Revolution auf dem Fuße. In Maſſa und Carrara war ſchon am 28. April revoltirt worden und am 30. in Parma, doch damals noch ohne Erfolg, denn die ſchon geflüchtete Herzogin von Parma kehrte wieder zurück. Nur in Florenz gelang es

den von Buoncampagni, dem sardinischen Gesandten, geleiteten Verschworenen unter dem Militair, den Großherzog Leopold II. am 27. April zur Abreise zu zwingen, sofern er sich zur Abdankung nicht verstehen wollte, und eine provisorische Regierung zu ernennen, an deren Spitze neben Buoncampagni auch Petruzzi trat, während der sardinische General Ulloa die Reorganisirung und Vermehrung des Heeres übernahm. Victor Emanuel erklärte einstweilen nicht die Dictatur, sondern nur das Protectorat in Toscana annehmen zu wollen. Am 23. Mai landete Prinz Napoleon in Livorno und Ulloa schloß sich an ihn an. Die Oesterreicher ließen Ancona, Bologna und Ferrara im Stich und die von Cavour und Mazzini längst bearbeitete Umsturzpartei erhob sich in ganz Mittelitalien. Am 7. Juni floh die Herzogin Louise aus Parma, wenige Tage später auch der Herzog Franz V. von Modena, dem seine treuen Truppen auf das österreichische Gebiet folgten. Auch Bologna empörte sich und rief die Dictatur Victor Emanuels aus.

Man verbreitete damals die Meinung, der zu Livorno erschienene Prinz Napoleon sey bestimmt, ein mittelitalienisches Königreich zu erhalten, damit Sardinien nicht zu groß werde. Dagegen waren alle Italianissimi durch Cavour's Agenten angewiesen, die Dictatur Victor Emanuels zu verlangen, als Vorbereitung für die Vereinigung ganz Italiens unter diesem „Schwert Italiens", und Napoleon III. ließ diese Menschen gewähren, weil er, jemehr Sardinien im übrigen Italien erwarb, um so berechtigter erschien, seinerseits Savoyen zu verlangen. Mazzini aber warnte die Italianissimi auf's neue, sich durch die Intriguen und Habgier der Fürsten nicht mißbrauchen zu lassen, und veröffentlichte eine Philippica gegen Napoleon III. der als eingefleischter Despot nicht fähig sey, Völker zu befreien. Doch Napoleon hatte zu viel Erfolg errungen, als daß sich Cavour's Politik damals den Italienern nicht mehr empfohlen haben sollte, als der hoffnungslose republikanische Rigorismus des Mazzini.

Unterdeß zog sich das österreichische Hauptheer in guter Ordnung hinter den Mincio zurück, ohne Nachdruck vom Feinde ver-

folgt. Nur bei Montegnano beſtand der tapfere Benedek gegen Baraguay d'Hilliers am 8. Juni ein ſcharfes Rückzugsgefecht, ein kleineres Urban gegen die wieder vorgerückten Alpenjäger Garibaldi's bei Caſtelnedolo am 15. Napoleon und Victor Emanuel rückten langſam nach und von Toscana her wurde Prinz Napoleon gleichfalls herbeigerufen. Da Oeſterreich genug Truppen hatte, wunderte man ſich, daß es Ancona und den Kirchenſtaat, von wo aus es den Prinzen Napoleon wohl aufgehalten hätte, ſo ſchnell und freiwillig aufgegeben habe und ſchloß daraus, es vertraue ſelbſt dem Siege nicht mehr. Zwar erſchien Kaiſer Franz Joſeph ſelbſt, um den Oberbefehl zu übernehmen, den Gyulai verlor, und alles in ſeinem Lager athmete wieder Siegesluſt; allein es wurden neue Fehler begangen, die den Sieg unmöglich machten.

Man behauptet, es ſey dem Kaiſer dringend gerathen worden, ſich in dem Feſtungsviereck hinter dem Mincio defenſiv zu verhalten, weil die Franzoſen und Sardinier, zumal während der großen Sommerhitze, ſich in vergeblichen Angriffen gegen dieſe Bollwerke Oeſterreichs erſchöpfen und ungeheure Verluſte erleiden würden, der Kaiſer habe jedoch die Offenſive und alſo das Wiederzurückgehen über den Mincio befohlen. Seine Hoffnung ſcheint geweſen zu ſeyn, die Franzoſen in ihrem Vorrücken, da ſie wieder wie vor Magenta zerſtreut waren und überhaupt keinen Angriff im Sinn hatten, bevor Prinz Napoleon zu ihnen geſtoßen ſeyn würde, durch einen concentriſchen Angriff zu überraſchen. Aber Napoleon III. wurde davon unterrichtet, recognoscirte die Stellungen der Oeſterreicher mittelſt eines Luftballons und empfing ſie am Morgen des 24. (dem Johannistage), früher, als ſie erwartet hatten, denn ſie hatten ſich, um von drei Seiten her concentriſch auf ihn zu drücken, in einen viel zu langen Halbkreis ausgedehnt. Heß ſoll gerathen haben, zurückzugehen und den Feind nach ſich zu ziehen, um ihn unter ein fürchterliches Feuer bedeckter Batterien zu bringen. Allein der Kaiſer ließ die Vorwärtsbewegung nicht mehr hemmen und bald entbrannte der Kampf auf beiden Flügeln und im Centrum

zugleich, jedoch so, daß die Frankoſarden im offenbaren Vortheil waren, indem ſie etwas näher beiſammen ſtanden und eine Reſerve hinter ſich hatten, während die Oeſterreicher vier Stunden weit auseinander ſtanden und hinter ihrem Centrum eine Reſerve aufzuſtellen verſäumt hatten. Napoleons III. Plan war nun ſogleich gefaßt, unter Vernachläßigung der Flügel mit Uebermacht das feindliche Centrum zu ſprengen. Der entſcheidende Punct im Centrum war die Höhe von Solferino, von der auch die Schlacht den Namen erhielt. Die Oeſterreicher erleichterten ihm dieſe Operation dadurch, daß ſie gar kein Centrum aufgeſtellt hatten, ſondern in zwei Armeen getheilt waren und nur auf der linken Seite ihres rechten Flügels das Centrum berührten.

Auf dem linken Flügel der Oeſterreicher im Süden folgten drei Armeecorps unter Wimpfen theils gegen Mac Mahon (der unterdeß zum Herzog von Magenta ernannt worden war), theils gegen Niel und gegen Canrobert, dem Säumigkeit vorgeworfen wurde, weil er Niel nicht früh genug unterſtützte. Der Kampf entbrannte hier am heißeſten zwiſchen den Dörfern Rebecco und Medolo, aber ohne Entſcheidung, denn beide Armeen behaupteten ihre Stellung den ganzen Tag, ohne einander zurückdrücken zu können. Auf dem rechten Flügel der Oeſterreicher unter Schlick focht in iſolirter Stellung am weiteſten rechts oder nördlich das Armeecorps unter Benedek allein gegen die ſardiniſche Armee unter Victor Emanuel und ſchlug ſie bei San Martino durch glänzende Angriffe zurück. Allein ſein Sieg konnte in der Hauptſache nichts entſcheiden, weil unterdeß im Hauptheil des rechten Flügels, der das Centrum hätte bilden ſollen, alles verſäumt wurde. Auf der Höhe von Solferino, dem Mittelpunct der Stellung, wo man nicht Streitkräfte genug vereinigen konnte, weil dies der Punct war, wo Napoleon durchbrechen wollte und wohin er ein Corps nach dem andern dirigirte, befand ſich anfangs nur eine öſterreichiſche Brigade, die ſich indeß gegen die ungeheure Uebermacht wieder eben ſo heldenmüthig ſchlug wie bei Magenta und unerſchrocken

ausdauerte, bis Verſtärkungen kamen. Dieſe aber reichten bei weitem nicht aus und man begreift nicht, warum Graf Schlick und der Kaiſer, als er den Oberbefehl über das Ganze übernommen hatte, nicht noch andere Truppen, die nahe genug waren, zur Vertheidigung Solferino's herbeizog. Auf der Höhe, am Thurm dieſes Ortes, der weit ins Land ſieht, wehrte ſich das Regiment Reiſchach ſtundenlang mit der heldenmüthigſten Ausdauer gegen die immer wiederholten Angriffe der franzöſiſchen Uebermacht und wich ſelbſt den in nächſter Nähe vor ihm aufgepflanzten Kanonen nicht. Weil aber gerade hier auf dieſem wichtigſten Puncte viel zu wenig Hülfe kam, weil man den Entſcheidungskampf bei Solferino lange nur für ein bloßes Vorpoſtengefecht nahm und Schlick hier nicht ſeine ganze Stärke entwickelte, fiel endlich das blutgetränkte Bollwerk, worauf Napoleon ſogleich den Hauptſtoß von Solferino gegen Cavriano fortzuſetzen befahl. Hier fand er noch einmal Widerſtand, weil der linke Flügel der Oeſterreicher eine Schwenkung machte und man öſterreichiſcherſeits noch einmal zum Angriff übergehen wollte. Allein es war ſchon zu ſpät und die Befehle verwirrten ſich, weil Kaiſer Franz Joſeph bei Cavriano von ſeinem Generalſtab getrennt worden war und zu viele, der Kaiſer, Schlick, Wimpfen, ſogar der auch noch herbeigerufene alte Nugent, alle durch einander und von verſchiedenen Puncten aus befahlen, Niel aber, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, alle Kräfte zuſammenraffte, um den Stoß auf Cavriano auszuführen. Kaum war ihm dies, hauptſächlich durch ſeine überlegene Artillerie, die aus weiter Ferne ganze öſterreichiſche Batterien demontirte, ehe dieſe das Feuer erwidern konnten, gelungen, als ein furchtbares Gewitter den Donner der Schlacht übertönte und dichter Hagel vom Himmel herab die Kämpfenden trennte. Wie wenn Gott ſpräche, ſchwiegen plötzlich die Menſchen, von einer heiligen Scheu ergriffen. Als Hagel und Regen aber aufhörten und die Gegend wieder erkennbar wurde, hatten ſich die Oeſterreicher im Centrum und auf dem linken Flügel ſchon in guter Ordnung zurückgezogen, während Benedek zum zwei-

tenmale die Sardinier von San Martino hinabgeworfen hatte und als Sieger mit finsterer Miene den Rückzugsbefehl geben mußte, weil er, ohne abgeschnitten zu werden, seinen Sieg nicht verfolgen konnte.

So endete die unglückliche Schlacht, in welcher die Oesterreicher, wie bei Magenta elend commandirt und mit leerem Magen, auch hier wieder durch die heillosen Unterschleife der Armeeverwaltung verrathen, dennoch wie die Löwen fochten, trotz der Niederlage unsterblichen Ruhmes würdig und vom Feinde selbst hochgeachtet. Welche Schmach für die, welche Radetzky's herrliche Armee so nichtswürdig ruinirten! Die Oesterreicher verloren an diesem Tage 3300 Todte (darunter 91 Offiziere), 10,500 Verwundete (darunter an 500 Offiziere) und 9000 Vermißte und Gefangene (darunter 59 Offiziere), die Franzosen 12,000 Todte und Verwundete, darunter 150 todte und 570 verwundete Offiziere, die Sardinier im Ganzen 5500 Mann. Niel war der eigentliche Held des Tages, seine Truppen hatten am schwersten gelitten. Zwischen ihm und Canrobert entspann sich aber später ein ernsthafter Streit, weil der letztere ihn sollte im Stich gelassen haben.

Die österreichische Armeeverwaltung hatte das Sanitätswesen ganz eben so gewissenlos behandelt wie die Versorgung der Armee mit Proviant, daher nach der blutigen Schlacht es überall in den Spitälern an Aerzten, Verbänden und Pflege fehlte. Alles, was fortzubringen war, schaffte man nach Tirol hinein, wo die Tapferen unterwegs in der schrecklichsten Julihitze, wie Häringe auf Wagen zusammengepackt und schlecht verbunden, von den Vorgesetzten sogar noch maltraitirt,*) häufig verschmachteten, bis die liebevolle Pflege des Tirolervolks sie trösten konnte. Dieses heldenmüthige Tiroler Landvolk wurde damals vom Kaiser in die Waffen gerufen, um das Stilfser Joch gegen die unter Garibaldi aus dem

*) Vgl. den schaudervollen Bericht in der Allg. Zeitung von 1859, Nr. 201.

Veltlin vordringenden Alpenjäger zu vertheidigen. Aber ſie zögerten, zu ihren altbewährten Stutzen zu greifen aus gerechtem Unwillen gegen die Mißregierung, die ſo großes Unglück verſchuldet hatte.*) Indeſſen wurden Garibaldi's Schaaren, als ſie am 8. Juli das Stilfſer Joch angriffen, doch durch die Tiroler mit einem Verluſt von 80 Todten und 100 Verwundeten hinübergeworfen. — Die gleichzeitigen Demonſtrationen der Frankoſarden im adriatiſchen Meere hatten wenig zu bedeuten, weil ſie, wenn auch der kleinen öſterreichiſchen Marine überlegen und wohl im Stande, einen Hafen zuſammenzuſchießen, ſie doch aus Rückſicht auf England einer Stadt, wie Trieſt, auf die es hauptſächlich angekommen wäre, deshalb nicht wehe thun durften, weil ſie voll engliſcher Waaren war. Sie begnügten ſich daher mit einer Blokade Venedigs. Die franzöſiſche Flotte unter dem Contreadmiral Julien de Lagravière nahm Station

*) Die ſehr conſervative und ſtrengkatholiſche Augsburger Poſtzeitung ſchrieb damals: Die Verſtimmung ſey hervorgerufen durch das Verbot des Anbaus des ſ. g. Lauskrauts; durch die Steigerung des Salzpreiſes, wodurch die Viehzucht, eine Haupterwerbsquelle Tirols, erſchwert werde, während die Fabriken das Salz um einen Spottpreis erhalten; — durch das Geſetz von den ſ. g. Veränderungsgebühren, welches mit ſeinen hohen Taxen die Bauerngüter ruinire und den Geldjuden in die Hände ſchaffe, wodurch der Bauer gezwungen werde, entweder Auswanderer oder Pächter zu werden; — durch die Anſtellung einer das ganze Land überziehenden Armee von niedern Forſtſchutzwächtern, welche den Tiroler in ſeinen alten Gewohnheiten und Rechten beengen und weder Land noch Leute kennen; — durch die Getränkeſteuer mit ihren veratoriſchen Controlirungen. Der Correſpondent ſchließt mit folgender, beachtenswerther Bemerkung: „Hier haben Sie nur einige Gründe, warum der Bauer heuer nicht mit altgewohnter Begeiſterung nach ſeinem Stutzen langte — er kommt langſam nach langem Ringen ſeines Verſtandes mit dem Herzen — in dem Glauben, daß wenigſtens dieſes Zaudern eines braven Volkes einer Regierung zur Mahnung dienen ſollte, einer Regierung, die dem Volke alles genommen, um auf legalem, ordentlichem Wege ihre Beſchwerden vorbringen zu können.“

bei Antivari auf türkischem Gebiet, am westlichen Ufer des adriatischen Meeres, weil dagegen aber England und die Pforte protestirten, später bei Klein-Lussin auf österreichischem Gebiet. Eine Landung bei Pola stand in Aussicht und würde mit einer Unternehmung gegen Ungarn (Kossuth und Klapka bildeten bereits im Piemontesischen eine ungarische Legion aus Flüchtlingen und Deserteuren) in Verbindung gestanden seyn, wenn der Krieg fortgesetzt worden wäre. Indeß hatte Oesterreich hier zur Deckung der Küsten und Ungarns eine große Landmacht aufgestellt, die es vielleicht besser bei Magenta und Solferino verwendet haben würde, wo ihm Reserven in der Nähe mehr Noth thaten als in der Ferne.

Während der große Krieg in der Lombardei zu Gunsten des Angreifers ausschlug und die österreichische Armee sich in ihr Festungsviereck zurückziehen mußte, war Prinz Napoleon mit seinem Armeecorps unbehindert von Livorno aus vorgerückt, um sich mit seinem kaiserlichen Vetter am untern Po zu vereinigen, hatte jedoch für seine Person wenig Sympathien gefunden. Die Insurrectionen wurden nicht in seinem, sondern im Namen Victor Emanuels gemacht. In Modena leitete Farini die provisorische Regierung. Nach Bologna wurde d'Azeglio als sardinischer Commissair für die Romagna geschickt, der h. Vater war aber nicht gesonnen, sich ohne Widerstand alles gefallen zu lassen, sondern schickte seine Schweizer unter General Kalbermatten nach dem auch schon empörten Perugia, um es wieder zu unterwerfen. Die tapfern Schweizer stürmten die Stadt, wobei sie ihren Hauptmann Abyberg verloren, und behaupteten sie, umheult von Verwünschungen, denn die revolutionäre Presse log ihnen alle erdenklichen Greuel an, die sie begangen haben sollten. Ihr General schlug diese Lästerungen durch eine würdevolle Rechtfertigung nieder. Auch in Ancona, Forli, Ravenna und Ferrara wurde die Autorität des Papstes aufrecht erhalten.

In dem kurzen Zeitraume zwischen den Schlachten von Magenta und Solferino war am 12. Juni das Ministerium Derby

durch eine ihm ungünſtige Abſtimmung in einer Nebenſache in die Minderheit verſetzt und dadurch zum Austritt genöthigt worden und Palmerſton und Ruſſel hatten das Staatsruder von neuem ergriffen. Damit war für Oeſterreich vollends jede Hoffnung verſchwunden, von dieſer Seite her eine Hülfe oder nur eine billige Verwendung zu finden. Auf Preußen hatte jedoch dieſer Vorgang in England nicht ſo großen Einfluß, als man beſorgte. Preußen ging ſeinen eigenen Weg, indem es ſchon am 14. Juni, alſo nur zwei Tage nach dem engliſchen Miniſterwechſel, alle ſeine Armeecorps mobiliſirte, mit den Mittelſtaaten wegen gemeinſamer Maßregeln unterhandelte und am 25. ſchon die Aufſtellung eines ſüddeutſchen Obſervationscorps am Oberrhein erwirkte. Fürſt Windiſchgrätz, der am 4. Juli von Wien nach Berlin kam, war am 5. Zeuge, wie der Prinzregent mehreren Armeecorps die Marſchordre nach dem Rheine ertheilte, und ſomit, ohne ſich um das Abrathen Palmerſtons zu bekümmern, offenbar Partei für Oeſterreich ergriff. Denn obgleich der Prinzregent Frankreich nicht den Krieg erklärte, ja immer nur noch vermitteln wollte, brachte ſeine und des deutſchen Bundes Defenſivaufſtellung am Rhein doch Frankreich dahin, ſich auch ſeinerſeits am Rhein zu verſtärken und eben deßhalb am Po zu ſchwächen. Der preußiſche Marſchbefehl kam alſo jedenfalls Oeſterreich zu Gute.

Es machte nun auch raſch davon Gebrauch, indem es ſich unter günſtigeren Bedingungen, als es ſie außerdem hätte hoffen können, mit Frankreich verſtändigte. Oeſterreichs Antrag am Bundestag, den Prinzregenten von Preußen zum Oberbefehlshaber der geſammten deutſchen Bundesmacht (mit Einſchluß dreier öſterreichiſcher Armeecorps) zu ernennen, am 7. Juli, mußte vom Prinzregenten aus einem formellen Grunde abgelehnt werden, weil er als unverantwortlicher Regent einer großen Monarchie nicht zugleich verantwortlicher, nöthigenfalls einem Kriegsgericht zu unterwerfender Bundesgeneral ſeyn könne. Dieſer Ablehnung wurden

nun aber andere Motive, als wolle er überhaupt Oesterreich nicht helfen, untergeschoben und sofern alle Mittheilungen damals blitzschnell durch den Telegraphen erfolgten, konnte schon am Tage darauf, am 8. Juli, der Kaiser von Oesterreich, die preußische Hülfe als nicht vorhanden verleugnend, mit Napoleon III. sich vertragen.

Auch Rußland scheint seine Hände mit im Spiel gehabt zu haben. Wenn Napoleon noch weiter in Italien siegte, wenn er, sein Programm erfüllend, ganz Italien bis zum adriatischen Meere eroberte und dann Ungarn insurgirte und überall die Nationalitäten befreiend das Protectorat über die Rumänen übernahm, am Ende auch noch die Polen aufrührte, war damit Rußland lediglich nicht gedient. Man hatte so eben eine Verschwörung in Warschau entdeckt und Kaiser Alexander II. soll unwillig über Victor Emanuels Vorgehen in Mittelitalien gesagt haben: wenn die Könige die Revolution unterstützen, wird es in zehn Jahren keine Könige mehr geben. Rußland scheint demnach, wenn nicht im Lager des Kaisers Franz Joseph, doch in dem Napoleons III. Friedensgedanken genährt zu haben. Dagegen versicherte Mazzini in dem Manifest, welches er nach dem Frieden erließ, Ungarn sey im Voraus dem Großfürsten Constantin bestimmt gewesen. Dem sey wie ihm wolle, so durfte der Kaiser von Rußland dem Vordringen der Revolution bis nach Ungarn mißtrauen.

Napoleon III. selbst ging einfach, wie er auch öffentlich wiederholt erklärt hat, von der Voraussetzung aus, die Marschordre an die gesammte preußische Armee und das gleichzeitige Aufgebot der übrigen Bundestruppen sey eine Kriegsdrohung. Er hatte den Marschall Pelissier, um Frankreich während seiner Abwesenheit zu hüten, zwar mit einer Truppenmacht zurückgelassen, diese reichte jedoch nicht aus, um einem Gewaltstoß der Preußen zu widerstehen. Er hätte einen Theil seines italienischen Heeres abgeben, er hätte selbst aus Italien zurückkehren müssen. Er würde sogar wenn er

immer tiefer in einen Krieg mit Preußen verwickelt worden wäre, auch mit England in Conflict gekommen ſeyn. Für den Ruhm war ſeit ſeinem großen Siege bei Solferino genug gethan. Endlich wurde er, wenn er mit Oeſterreich Frieden machte, die läſtige Abhängigkeit von der italieniſchen Nationalpartei los. Er hatte den Italianiſſimi ſo weit gedient, daß ſie ihm immerhin Dank ſchuldig waren, und er kitzelte ihre Eitelkeit, indem er ſie nunmehr auf ihr Italia fara da se verwies, als ſeyen ſie jetzt ſtark genug, ſich ſelber zu helfen.

Daher nun die Bereitwilligkeit, mit der er die erſte Gelegenheit ergriff, dem Kaiſer von Oeſterreich ſeine Friedensliebe kund zu thun. Dieſe Gelegenheit fand ſich, indem ein öſterreichiſcher Offizier ins franzöſiſche Lager geſchickt wurde, um ſich die Leiche des jungen Fürſten Windiſchgrätz zu erbitten, die auf dem Schlachtfelde von Solferino liegen geblieben war. Dieſer gefallene edle Jüngling war der Sohn des eben in Berlin unterhandelnden Fürſten. Man empfing den Boten mit ausgeſuchter Höflichkeit und drückte den lebhaften Wunſch aus, dem Blutvergießen möchte Einhalt gethan werden. Zunächſt wurde ein Waffenſtillſtand vorgeſchlagen und ſchon am 8. Juli zu Villafranca abgeſchloſſen. Napoleon III. wünſchte dann ſogleich eine perſönliche Zuſammenkunft mit Franz Joſeph, dieſelbe erfolgte an demſelben Ort am 11. und hatte noch an demſelben Tage den Abſchluß des Friedens zur Folge. Napoleon gab bereitwillig ſein Programm „Italien frei bis zur Adria“ auf und verlangte nur die Lombardei, um dieſelbe Sardinien geben zu können. Oeſterreich trat die Lombardei ab (leider auch das Stilfſer Joch, welches bisher Tirol ſchützte), behielt aber Venedig und das Feſtungsviereck, von wo aus es eigentlich die lombardiſche Ebene immer noch beherrſcht. Auch die mittelitalieniſchen Fürſten ſollten hergeſtellt werden. Franz Joſeph erklärte es zu Villafranca für eine Ehrenſache, ſeinen Verwandten Toscana und Modena zu erhalten. Napoleon III. willigte auch ein, aber nur unter der verfänglichen Bedingung, daß die Völker

ihre bisherigen Fürsten freiwillig zurückrufen und keinerlei fremde Intervention eintrete. „Wenn, wie Ew. Majestät sagen, die große Mehrheit der Bevölkerung in Toscana und Modena für ihre Fürsten gestimmt ist, so wird das keinen Anstand haben." Der italienische Staatenbund sollte zu Stande kommen unter dem Vorsitz des Papstes. Um alle Puncte in's Reine zu bringen, sollten österreichische und französische Commissaire in Zürich zusammentreten, alle andern Mächte aber von dieser Friedensconferenz ausgeschlossen seyn.

Die Gründe, warum Franz Joseph so schnell den Kampf aufgab und die Lombardei opferte, bezeichnete er selbst in seiner Proclamation. „Gestützt auf mein gutes Recht bin ich in den Kampf für die Heiligkeit der Verträge getreten, zählend auf die Begeisterung meiner Völker, auf die Tapferkeit meines Heeres und auf die natürlichen Bundesgenossen Oesterreichs. Meine Völker fand ich zu jedem Opfer bereit, die blutigen Kämpfe haben der Welt den Heldenmuth und die Todesverachtung meiner braven Armee erneuert gezeigt, die in der Minderzahl kämpfend, nachdem Tausende von Offizieren und Soldaten ihre Pflichttreue mit dem Tode besiegelt, ungebrochen an Kraft und Muth der Fortsetzung des Kampfes freudig entgegensieht. Ohne Bundesgenossen weiche ich nur den ungünstigen Verhältnissen der Politik, denen gegenüber es mir vor allem zur Pflicht wird, das Blut meiner Soldaten sowie die Opfer meiner Völker nicht erfolglos in Anspruch zu nehmen. — Ich habe mich, nachdem Oesterreichs Ehre durch die heldenmüthigen Anstrengungen seiner tapferen Armee unversehrt aus den Kämpfen dieses Krieges hervorgegangen ist, entschlossen, politischen Rücksichten weichend der Wiederherstellung des Friedens ein Opfer zu bringen und die zur Vorbereitung seines Abschlusses vereinbarten Präliminarien zu genehmigen, nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen, daß durch directe, jede Einmischung Dritter beseitigende Verständigung mit dem Kaiser der Franzosen jedenfalls minder ungünstige Bedingungen zu erlangen waren, als bei dem

Eintreten der drei am Kampfe nicht betheiligt geweſenen Großmächte in die Verhandlung, mit den unter ihnen vereinbarten und von dem moraliſchen Drucke ihres Einverſtändniſſes unterſtützten Vermittlungsvorſchlägen zu erwarten geweſen wäre.“ Napoleon III. hatte nämlich zu Villafranca dem Kaiſer Franz Joſeph einen Vermittlungsvorſchlag vorgelegt, der angeblich von Preußen an Rußland und England gebracht worden ſeyn ſollte, um Oeſterreich zu überzeugen, daß es von Preußen trotz deſſen Rüſtungen werde im Stich gelaſſen werden. Kaum war dieſe Anecdote von Villafranca durch die Zeitungen veröffentlicht worden, ſo erklärte Herr v. Schleinitz durch den preußiſchen Geſandten in Wien: „Ew. ſind ermächtigt, ſich mit der größten Beſtimmtheit dahin auszuſprechen, 1) daß Seitens Preußens keinerlei Bedingungen einer Mediation formulirt oder dergleichen, die von einer andern Macht formulirt geweſen wären, acceptirt worden ſind; 2) daß das dem öſterreichiſchen Circulär beigefügte, ſeitdem durch die Zeitungen veröffentlichte Project uns gänzlich unbekannt geweſen iſt.“ Die Note vom 24. Juni, worin Herr von Schleinitz England und Rußland abermals zu einer Vermittlung aufforderte, enthielt in der That nichts, was Oeſterreich hätte berechtigen können, ihr die gehäſſige Deutung zu geben, die ihr zu Villafranca untergeſchoben wurde. Napoleon III. ſchickte am 4. Juli durch ſeinen Geſandten Perſigny in London einen Ausgleichungsvorſchlag in 7 Puncten, um ihn Oeſterreich zu übermitteln. Ruſſel theilte ihn Oeſterreich einfach mit, ohne Commentar. Am 7. Juli ſchickte Napoleon durch ſeinen Geſandten in Berlin einen zweiten Vorſchlag in nur 4 Puncten an Preußen, Preußen aber weigerte ſich, die Vermittlung zu übernehmen. Dieſer zweite Vorſchlag ſtimmte wörtlich mit den Friedensbedingungen von Villafranca überein, mit einziger Ausnahme der vorgeſchlagenen Abtretung Venedigs. Am 7., alſo demſelben Tage, wurde der Waffenſtillſtand zwiſchen Oeſterreich und Frankreich abgeſchloſſen. Preußen hatte alſo an dieſem Tage den Vorſchlag *nicht* gutgeheißen und Napoleon täuſchte den Kaiſer von Oeſterreich, indem

er ihm glauben machte, Preußen hätte ihn bereits gutgeheißen. Im Uebrigen geht aus Russels Depesche von demselben Tage an Blomfield hervor, daß England mit der Losreißung nicht nur der Lombardei, sondern auch Venedigs von Oesterreich einverstanden war, und bei dem langen Zaudern Preußens war Franz Joseph in der That berechtigt, die Annahme der Vorschläge Napoleons zu Villafranca, die ihm Venedig beließen, für etwas Besseres zu halten, als was ihm England schließlich zudachte. Am 7. Juli schrieb Lord Russel an Lord Blomfield, englischen Gesandten in Berlin: Napoleon III. habe erklärt, in Italien nichts erobern zu wollen (was Russel für baare Münze nimmt); es stehe demnach eine Vereinigung ganz Italiens zu einem Gesammtstaat von 25. Mill. Seelen bevor (wobei auch bereits Venedig eingerechnet und den Oesterreichern abgesprochen ist), ein Staat, „welcher nach der Ansicht Ihrer Majestät Regierung ein schätzenswerthes Mitglied der europäischen Familie bilden würde." Indeß „würde keine Ordnung Italiens vollständig seyn, die nicht auch eine dauernde Reform in der Verwaltung des Kirchenstaats einführt." Für diese Ansicht hoffte Russel die preußische Zustimmung und ließ durch den Gesandten der preußischen Regierung dafür danken, „daß sie die heftige Aufregung, welche sich in einigen Theilen Deutschlands erhoben, nicht theile." — Uebrigens soll damals auch Moustier, der französische Gesandte in Berlin, einen irrthümlichen Bericht von da nach Villafranca geschickt haben, welcher, dem Kaiser Franz Joseph vorgelegt, geeignet war, denselben zu täuschen. *)

Den wahren Aufschluß gab erst die Verhandlung am 8. Aug. im englischen Oberhause, woraus erhellt, Napoleon habe sich lediglich auf England gestützt. **) Die glänzendste Rechtfertigung erhielt

*) Allg. Zeitung 1859, 18. Dec.

**) Lord Normanby sagt: „Man glaubt allgemein, Kaiser Napoleon habe zum österreichischen Kaiser gesagt, daß England sich den Vorschlägen Persigny's von Herzen anschließe, und woferne mein edler Freund sich nicht

aber Preußen durch die Erklärungen Napoleons III., welcher wiederholt äußerte, nur durch das Vorgehen Preußens ſey er zum Frieden gezwungen worden, weil er nicht zugleich am Rhein und am Po habe fechten können.*) Ueberdies hatten die franzöſiſchen Marſchälle dringend vor der Forcirung des Feſtungsvierecks abgerathen, weil

---

auf ein authentiſches Actenſtück, welches das Gegentheil nachweist, berufen kann, war der Kaiſer Napoleon, ich muß es geſtehen, ſo zu ſprechen berechtigt. Nicht minder berechtigt war auch Kaiſer Franz Joſeph, ſeinen Mittheilungen Glauben zu ſchenken. Daß England keine ſtrenge Neutralität bewahrt hat, iſt meine, iſt wohl auch anderer Regierungen Ueberzeugung. Beweis dafür liegt in den verſchiedenen Depeſchen Lord John Ruſſels. Statt ein gemeinſchaftliches Handeln mit Preußen anzubahnen, wie er früher verſprochen, hat er England von Preußen vollſtändig losgelöst."

*) Der Moniteur ſagt: „Wenn die Thatſachen für ſich ſelbſt ſprechen, ſo ſcheint es auf den erſten Blick unnütz, ſie zu erläutern. Wenn jedoch Leidenſchaft oder Intrigue die einfachſten Dinge entſtellen, ſo wird es unerläßlich, deren wahren Charakter wieder herzuſtellen, damit jeder mit Sachkenntniß den Gang der Angelegenheiten beurtheilen könne. Als im Monat Juli die franco-ſardiniſche und die öſterreichiſche Armee ſich zwiſchen der Etſch und dem Mincio gegenüberſtanden, waren die Chancen auf beiden Seiten ungefähr gleich: denn, wenn die franzöſiſch-ſardiniſche Armee den moraliſchen Einfluß erlangter Erfolge für ſich hatte, ſo war die öſterreichiſche Armee numeriſch ſtärker und ſtützte ſich nicht nur auf furchtbare Feſtungen, ſondern auch auf ganz Deutſchland, bereit, beim erſten Signal ſeine Partei zu ergreifen. Wurde dieſe Eventualität zur Wirklichkeit, ſo ſah Kaiſer Napoleon ſich genöthigt, ſeine Truppen von der Etſch zurückzuziehen, um ſie nach dem Rhein zu führen, und dann war die italieniſche Sache, für welche der Krieg unternommen worden war, wenn nicht verloren, ſo doch höchlich gefährdet. Unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen erachtete der Kaiſer es für vortheilhaft, für Frankreich zunächſt und dann für Italien, den Frieden zu ſchließen, unter Bedingungen, welche dem von ihm aufgeſtellten Programm entſprechen und der Sache, welcher er dienen wollte, nützlich ſeyn würden."

die französische Armee durch die Schlachten sehr gelitten hatte, die Hitze unerträglich und die Sumpfluft um das schwer zu erobernde Mantua her tödtlich war.

Von dem Hauptvortheil, den Napoleon III. durch den Frieden von Villafranca errang, sagte er freilich nichts. Das war die weiter getriebene Spaltung, die wenigstens für die nächste Zeit gehässigste Spannung zwischen Oesterreich und Preußen. Preußen war in hohem Grade entrüstet, als es seine Rüstungen umsonst gemacht hatte und seinen Truppen Befehl zum Rückmarsch ertheilen mußte, als Oesterreich, dem es hatte helfen wollen, hinter seinem Rücken Frieden machte und die Schuld nun noch dazu offiziell auf Preußen geschoben wurde. Herr von Schleinitz wies die Verleumdung mit edlem Ernst zurück.*) Der Oesterreichische Correspondent gab in einem halboffiziellen Artikel eine Täuschung in Bezug auf die Facta, aber nicht auf die Gesinnung zu, was noch mehr verletzte.**)

---

*) „Ich glaube es ferner als ein von den Beziehungen, welche im Kriege zu bestehen pflegen, abweichendes Verfahren ansehen zu dürfen, daß einer der kriegführenden Theile von dem andern, seinem Gegner, sich über die Dispositionen der neutralen Mächte belehren läßt. Wenn ich aber recht unterrichtet bin, so muß Graf Rechberg, heute wenigstens, die Gewißheit besitzen, daß das angeblich von den drei neutralen Mächten angenommene Mediationsproject in sieben Puncten kein englisches, sondern ein französisches, in London zurückgewiesenes war. Jedenfalls haben wir davon erst mehrere Tage nach der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien die erste Nachricht erhalten."

**) „Die Worte des kaiserlichen Manifestes seyen vollgültig, selbst wenn bezüglich des Verhältnisses Preußens zu dem ursprünglich von Frankreich nach London mitgetheiltem Mediationsproject ein auffallendes Mißverständniß obwalte. Europa sey Zeuge, daß seit Monaten die moralische Action Preußens eher gegen als für Oesterreichs Integrität gewesen sey. Allerdings vermied Preußen die Initiative, die Oesterreich Territorialabtretungen angemuthet hätte, doch behandelte es Oesterreichs Territorialbesitz von

Ungemein erfreut kehrte Napoleon III. ſo raſch nach Frankreich zurück, daß er am 17. Juli ſchon wieder in St. Cloud war. Auch den größten Theil ſeiner Armee ließ er nachkommen und am 14. Auguſt einen Triumpheinzug in Paris halten, wobei die Verwundeten wieder den Vorſchritt hatten. Das Feſt wurde durch einen heftigen Platzregen geſtört. Der Kaiſer erließ eine allgemeine Amneſtie, welche jedoch den Effect, den ſie bezweckte, nicht hervorbrachte, weil die Sicherheitsgeſetze noch fortbeſtanden, wodurch die Amneſtie wenigſtens für jeden Verdächtigen illuſoriſch blieb. *)

Ohne daß es Napoleon gehindert hätte, war der junge Herzog von Chartres als Freiwilliger in die ſardiniſche Armee eingetreten und hatte den Feldzug gegen die Oeſterreicher mitgemacht, zog ſich nachher aber wieder zurück. Lebhafteren und unternehmenderen Geiſtes, als ſein älterer Bruder, der Graf von Paris, wollte er den Franzoſen in Erinnerung bringen, daß die Familie Orleans

---

1815 mehr als Vorausſetzung, von der abzugehen mögliche Garantie diesfalls nicht geboten wurde. Bei einer Fortſetzung des Kampfes mußte Oeſterreich gefaßt ſeyn, das Berliner Cabinet am ungünſtigen Vermittlungsſtandpunct feſthalten zu ſehen. Wir verlangen keinen müßigen Streit über Geſchehenes, aber es iſt unſere Pflicht, thatſächliche Begründung kaiſerlicher Worte nicht anzweifeln zu laſſen."

*) „Die Blätter fangen an, zu rechnen, wie viele von dem kaiſerlichen Gnadenact profitiren werden. 1848 ſind 11,003 Juni-Gefangene deportirt worden; nach dem Staatsſtreich die beſcheidene Menge von 26,884, und Hrn. Orſini, dem italieniſchen Patrioten, verdanken 428 Franzoſen den Genuß des Exils; angeblich ſollen von den 38,315, die ſomit die neue Auflage der alten Geburtswehen des Kaiſerreichs gekoſtet, nur noch 1927 in der Fremde ſeyn. Die übrigen ſind angeblich ſchon länger begnadigt. Die bekannte Schrift „Quatre ans à Cayenne" behauptet, den Deportirten ſey die Freiheit zumeiſt auf andere Weiſe geworden, der Tod habe ſie erlöst. Auch in Lambeſſa iſt notoriſch die Sterblichkeit groß geweſen. Wären die Begnadigungen auffallend zahlreich geweſen, ſo würden ſie ſicher früher erwähnt worden ſeyn, dies iſt indeß nicht geſchehen."

noch existire und einen edeln Ehrgeiz habe, Frankreich zu dienen, wo möglich einmal dessen Krone wieder zu verdienen.

In Oberitalien wurden nur sieben französische Divisionen unter Marschall Vaillant zurückgelassen. Die österreichischen Gefangenen, etwas über 10,000 Mann, wurden nicht auf dem nächsten Wege nach Verona, sondern durch Frankreich und über Straßburg zurückgeschickt, auf demselben Weg, den auch die französischen Gefangenen (in geringerer Zahl) zurückpassirten. Die armen Gefangenen erhielten auf der Durchreise durch Schwaben und Baiern die rührendsten Beweise der Liebe.

Fünftes Buch.

Die Verwühlung Italiens.

Mit dem Frieden von Villafranca war niemand unzufriedener als die Italiener selbst, denn sie sahen das Programm „Italien frei bis zur Adria" nicht erfüllt; Cavour mußte die Hoffnung, zur Lombardei auch noch Venedig zu erwerben, aufgeben; Garibaldi war durch den Frieden überflüssig geworden, und Mazzini hatte Recht behalten, sofern er immer vor der zweideutigen Politik Frankreichs gewarnt hatte. Napoleon sagte nach seiner Rückkehr aus Italien, indem er den Frieden rechtfertigte, unter anderem ausdrücklich: „ich hätte mich, wenn ich den Krieg hätte fortsetzen wollen, überall durch die Hülfe der Revolution stärken müssen." Er wäre immer deutlicher als das bloße Werkzeug der Italianissimi erschienen. Das duldete weder sein Stolz, noch sein Interesse. Die „Nationalitäten" sollten nur sein Werkzeug werden, nicht er das ihrige. Für seinen eigentlichen Zweck, Savoyen und Nizza mit Frankreich zu vereinigen, hatte er unter dem Vorwand, die italienische Nationalität gegen Oesterreich zu schützen, das Erforderliche gethan. Er konnte Garibaldi und den Mazzinisten sagen: „ich habe euch Breche gelegt, Mittel- und Unteritalien stehen euch offen, wühlt und emancipirt euch nun so viel ihr wollt." Er konnte Viktor Emanuel sagen: „Du hast die Lombardei und die Aussicht

auf noch mehr, Parma, die Romagna. Es wird mir auch nicht darauf ankommen, in Zürich zurückzunehmen, was ich in Villafranca versprochen habe, und dir auch Toscana und Modena zu geben. Ich aber muß jetzt Savoyen und Nizza haben, wie es längst unter uns verabredet war. Als Entschädigung für meine Kriegskosten, dem Nationalitätenprincip zufolge, denn in Savoyen spricht man französisch, und des Gleichgewichts wegen, denn du könntest zu mächtig werden, wenn du zu dem, was du bekommst, noch alles behieltest, was du schon hattest." Die Annexirung Savoyens und Nizza's wurde von Frankreich noch nicht gleich vorgenommen, weil jeder Gedanke daran noch sorgfältig verheimlicht, weil erst die sardinische Eroberung in Mittelitalien weiter vorgerückt seyn sollte, um den Anwachs derselben so groß erscheinen zu lassen, daß das Wegschneiden Savoyens gerechtfertigt werden konnte.

Mazzini erließ gleich nach dem Frieden schon wieder ein Manifest, worin er die Seinen auf's ernstlichste vor dem „Bunde der drei Kaiser" warnte, sofern er annahm, Oesterreich könne sich mit Frankreich und Rußland gegen die Freiheit alliiren. Hinter diesem Manifest blickt die Eifersucht Englands hervor, welches sich damals sehr beeiferte, durch seinen Einfluß auf die Italianissimi dem französischen die Waage zu halten. Sardiniens mußten sich übrigens damals alle Parteien bedienen. Napoleon mußte Sardiniens Umgriffe in Mittelitalien begünstigen, um Savoyen zu bekommen. Aber auch England und Garibaldi mußten den Schein annehmen, als wollten sie nur für Sardinien wirken, weil sie für eigene Rechnung nicht wirken konnten, ohne auf Frankreichs Widerstand zu stoßen.

Cavour nahm seine Entlassung, wahrscheinlich nur zum Schein, um es mit den Italianissimi nicht zu verderben. Er soll sich damals Garibaldi auffallend genähert haben. Dieser letztere aber verließ den sardinischen Dienst, um die Revolution in Mittelitalien scheinbar selbständig in die Hand zu nehmen. Seine schon am 19. Juli erlassene Proclamation lautet: „die Italiener sollen

trotz des Friedens von Villafranca die Waffen nicht niederlegen.“ Dieſes Programm war unſichtbar unterzeichnet von Napoleon III. und Lord Palmerſton. Es war die Conceſſion, durch welche der erſtere ſich Ruhe vor den Dolchen und Bomben der Italianiſſimi verſchaffte, und zugleich die Eiferſucht Englands beſchwichtigte, denn wenn Italien fortwährend revolutionirt und die alten Dynaſtieen daſelbſt entthront wurden, konnte für England in Sicilien ein Erwerb abfallen, der den franzöſiſchen in Savoyen und Nizza ausglich.

In der Lombardei berauſchte man ſich einige Wochen lang im Freiheitstaumel, bald aber ſtellten ſich die Nachwehen ein. Das Volk mußte dem neuen Herrn mehr bezahlen, als es früher an Oeſterreich bezahlt hatte. Der Bauer, der nie hatte mitwühlen wollen, der gerne Frieden und Ruhe gehabt hätte, vermochte ſich in die auf einmal erkünſtelte Begeiſterung für den Sardenkönig am wenigſten hineinzulügen. Viele lombardiſche Soldaten blieben freiwillig bei der öſterreichiſchen Armee (wie die modeneſiſchen). Viele von Adel verließen Mailand. Lombardiſcher Stolz empörte ſich gegen den piemonteſiſchen. Mailand war nicht gemacht, dem viel kleineren Turin zu gehorchen. — In Venedig gährte es anfangs ſehr, viele Jünglinge liefen von dort hinweg zu den Piemonteſen. Durch den Frieden von Villafranca wurde aber dieſe Beſitzung Oeſterreichs feſtgehalten und auch in Venedig begann ſich die Bevölkerung wieder zu beſinnen, als ſie nach und nach inne wurde, wie wenig die ſardiniſche Herrſchaft beglücke, welche hohe Steuern, welche Quälereien, welcher Dünkel der Beamten, welche Parteityrannei, welche Verachtung der Kirche und der Sittlichkeit und welches Lügenſyſtem ihr überall folge. Denn wer dem neuen Herrn nicht unbedingt huldigte, war der Verfolgung ausgeſetzt, und die Kerker füllten ſich mit angeblichen Anhängern Oeſterreichs. In Bergamo, deſſen Biſchof Speranza ſich ſtets muthig den Wühlern entgegengeſtellt hatte, wurde deſſen Pallaſt am 3. Sept. vom Pöbel geſtürmt und verheert.

Napoleon III. duldete, daß Sardinien sich auch Mittelitaliens bemächtigte. Trotz des Friedens von Villafranca und trotz des Besuchs, den der Großherzog von Toscana damals in Paris machte, erklärte er einer italienischen Deputation, die ihn deshalb bestürmte, er werde eine gewaltsame Restauration der rechtmäßigen Herrn von Toscana und Modena nicht dulden, vielmehr den Bevölkerungen dieser Länder überlassen, sich durch Plebiscit ihre Herrn selbst zu wählen. Oesterreich war nicht stark genug, diese Interpretation des Friedens von Villafranca zu verhindern, weil damals auch Rußland Fürstenhäuser, die nur unter Oesterreichs Einfluß stehen würden, in Italien nicht gerne sah. Napoleon III. selbst scheint das Programm des italienischen Bundesstaats und den Gedanken, den einen oder andern italienischen Staat seinen Vettern, Napoleon oder Murat zu geben, in Reserve behalten zu haben, wenn er auch zunächst Cavour und Garibaldi wirthschaften und ganz Mittel- und Süditalien zerwühlen ließ.

Massa und Carrara waren schon im Mai von Sardinien annexirt worden. In Toscana ging man etwas langsam zu Werke und bereitete alles vor, um durch ein Plebiscit die Annexirung zu erzielen, sofern Napoleon III. unter dieser Bedingung ein fait accompli zu machen eingewilligt hatte. Man berief daher eine sog. toscanische Nationalversammlung, terrorisirte die Wahlen und brachte Parteigenossen hinein, die am 16. August die Absetzung des Hauses Lothringen votirten, worauf am 30. September provisorisch die sardinischen Farben aufgezogen wurden. Der Kanonendonner des Festes wurde aber durch den Donner eines furchtbaren Gewitters übertönt, welches dreimal in die Stadt einschlug. Die gleiche politische Comödie wiederholte sich am 19. August in Modena. Die Entscheidung über die Anerkennung Victor Emanuels als künftigen Oberherrn der Toscaner erfolgte durch ein Plebiscit am 11. und 12. März 1860, wobei die Conservativen und Gemäßigten wieder durch die herrschende Partei bei den Wahlen terrorisirt oder davor zurückgeschreckt wurden. Zahlreiche Berichte aus Toscana stimmen

darin überein, daß jener Terrorismus in allen Beziehungen fortgesetzt wird, daß ein abscheuliches Spionirsystem mit Briefverbrechen und Belauerung aller Art die Conservativen und Gemäßigten quält und harter Verfolgung überliefert, während das unter den Großherzogen so wohlerhaltene Staatsgut von der neuen revolutionären Behörde geplündert, binnen wenigen Wochen die Summe von 50 Millionen verschleudert und eine öffentliche Liederlichkeit eingeführt wurde, welche aller frühern Ehrbarkeit der Florentiner widersprach. Die herrschende Partei feierte öffentlich die schändlichsten Orgien und im Theater sah man empörende Obscönitäten. Der Großherzog Leopold II. wollte nichts mehr von dem undankbaren Lande wissen und trat am 21. Juli alle seine Rechte an seinen Sohn Ferdinand ab.

Parma war noch weniger geschützt, als Toscana und Modena, weil hier ein noch unmündiges Mitglied der Familie Bourbon auf dem Thron saß, das mit seiner regierenden Herzogin Mutter hatte flüchten müssen. Wer hätte damals für einen Bourbonen das Wort ergriffen oder gar das Schwert gezogen? Doch wurde auch hier mit der sardinischen Besitzergreifung noch gezaudert, und erst als am 7. October 1859 Oberst Anviti, ein Günstling des ermordeten Herzogs, unvorsichtig in die Stadt zurückzukehren gewagt hatte, vom Pöbel erkannt und auf's grausamste ermordet worden war, rückten sardinische Truppen ein, um die Ordnung zu erhalten.

Papst Pius IX. wurde durch die bisher siegreichen Parteien in Italien schwer bedrängt. Sardinien, welches die Lombardei gewonnen hatte und im Begriff war, sich auch Mittelitalien zu annexiren, hatte schon längst die katholische Kirche mißachtet, die Bischöfe verfolgt und für den flachsten Josephinismus Propaganda gemacht, und trachtete jetzt, sich die wieder mit ihrem antik heidnischen Namen bezeichnete Aemilia, das Gebiet von Bologna diesseits der Appenninen, zu annexiren. Auf der andern Seite aber wühlten die Anhänger Mazzini's und Garibaldi's unter Vorschub

der Engländer in Unteritalien. Den bewährten Schutz Oesterreichs hatte der Papst jetzt eingebüßt und Frankreich drängte ihm den seinigen auf. General Goyon mit einer ansehnlichen Zahl französischer Truppen beschirmte den Papst, indem er ihn zugleich in einer Art von Gefangenschaft hielt. Das Verhältniß des h. Stuhls zu Frankreich war und blieb ein gespanntes. Napoleon III. verzieh dem Papste nicht, daß derselbe nicht hatte nach Paris kommen wollen, um ihn zu krönen. Napoleon wollte nicht mit dem Papste brechen, aber ihn sich unterordnen, ihn zu seinem Werkzeuge machen; das wußte aber Pius IX. und deßwegen blieb er allen Liebkosungen, wie allen Drohungen von Paris her unzugänglich. Als Napoleon III. in Italien einrückte, ließ er den Papst nicht nur durch seinen Gesandten in Rom, Grafen von Grammont, und durch Goyon, sondern auch noch durch einen außerordentlichen Gesandten Latour d'Auvergne mit Betheuerungen der innigsten Anhänglichkeit und Schmeicheleien versuchen. Der Papst aber machte eine Miene, wie einer, der ins Buch sieht, ohne zu lesen, oder anwesend ist, ohne zu hören, wandte sich endlich zu einem Crucifix und rief aus: Ecco quello che non ha mai ingannato; in l u i é la mia fiducia. (Dieser ist's, der nie betrogen hat; auf i h n vertraue ich.)

Unmittelbar nach dem Frieden von Villafranca schrieb Napoleon III. an den Papst, schmeichelte ihm mit der Hoffnung, die Versöhnung „der beiden katholischen Kaiser" werde der Kirche unberechenbaren Segen bringen, versicherte ihn seines Schutzes, bat ihn aber zur Bildung der projectirten italienischen Conföderation mitzuwirken und sich zu den verlangten Reformen zu bequemen, ließ aber auch die Drohung mit förmlicher Säcularisation des Kirchenstaats durchblicken. Der h. Vater antwortete mit nur zu gerechten Beschwerden über die Umtriebe des von Paris aus nach Mittelitalien gesendeten Pierri, der in Modena und Bologna die Insurrectionen angezettelt und Aehnliches in Rom selbst versucht

hatte, und mit Proteſten in Betreff der von Sardinien und Frankreich hervorgerufenen und geduldeten Afterregierung in Bologna.

Einer energiſchen Allocution des Papſtes an die Cardinäle am 20. Juni folgte ein allen Mächten überſandter eben ſo energiſcher Proteſt vom 12. Juli. Die Wühler ließen ſich jedoch, der mächtigſten Unterſtützung gewiß, nicht abhalten, die neugeſchaffene Provinz Aemilia erſt durch eine Deputation dem Schutze Victor Emanuels zu empfehlen, dann durch eine zu dieſem Zweck einberufene ſog. Nationalverſammlung zu Bologna demſelben förmlich zur Annexirung anzutragen, am 6. September. Da nun Victor Emanuel es nicht direct ablehnte, konnte der Papſt den ſardiniſchen Geſandten in Rom nicht länger dulden und ſchickte ihn fort.

Eine ſtarke moraliſche Unterſtützung fand der Papſt damals im franzöſiſchen Klerus. About, eine der minder geſchickten Federn, deren ſich Napoleon III. zu bedienen pflegte, hatte ſchon im Mai 1859 eine Flugſchrift „die römiſche Frage“ herausgegeben, in welcher er der Kirche alles Recht gegenüber dem Staate abſprach, ſo imperialiſtiſch als immer möglich. Das ging nun nicht blos den Papſt, ſondern auch den Episcopat an, fand demnach auch bald einen mehr oder weniger kräftigen Widerſpruch bei den Biſchöfen. Cardinal Morlot, Erzbiſchof von Paris, machte dem Kaiſer ernſte Vorſtellungen. Viele Biſchöfe erließen zur Vertheidigung der Kirche Hirtenbriefe, vor allen feurig die Biſchöfe Pariſis von Arras und Dupanloup von Orleans. Der Kaiſer äußerte nun auf einer Rundreiſe im October zu Bordeaux gegen den dortigen Erzbiſchof: „Ich habe die feſte Hoffnung, daß für die Kirche eine neue Aera des Ruhms an dem Tage anbrechen wird, an welchem alle Welt meine Ueberzeugung theilen wird, daß die weltliche Gewalt des h. Vaters der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens nicht im Wege ſteht.“ Dieſe Worte konnten mißverſtanden und zu ſehr zu Gunſten des Papſtes ausgelegt werden. Eine zweite vom Kaiſer inſpirirte Flugſchrift, welche von Laguerronière verfaßt, im December ausging (der Papſt und der Congreß), bezeichnete jedoch auf's deutlichſte,

was der Kaiser wollte: Fortbestand der geistlichen Gewalt des Papstes, aber Einschränkung seiner weltlichen Herrschaft auf die Stadt Rom. „Je kleiner sein Gebiet, desto größer wird der Souverain seyn," war die Phrase, mit der bewiesen werden sollte, der weltliche Besitz habe dem Ansehen des Papstes immer nur geschadet. Ganz in gleichem Sinne äußerte sich der Kaiser selbst in einem Schreiben an den Papst vom 31. December, in dem er geradezu die Abtretung der Legationen verlangte und ihm bedeutete, nur um diesen Preis könne er die Erhaltung des Uebrigen erkaufen.

Pius IX. erklärte in einer Anrede an General Goyon die Flugschrift ohne weiteres für ein „Werk der Heuchelei und ein unedles Gewebe von Widersprüchen", und antwortete am 8. Jan. 1860 Napoleon III. eben so freimüthig, „die Revolution in der Romagna sey von Sardinien und Frankreich angezettelt, die große Mehrheit des Volkes habe sie gar nicht gewollt, sey davon überrascht und erschreckt worden. Wenn Napoleon von ihm verlange, um die Revolution zu ersticken, Provinzen abzutreten, wie viele Provinzen hätte dann wohl Frankreich, wo die Revolutionen gar nicht aufhören, schon abtreten müssen?" In einer Encyclica an alle Bischöfe erklärte der Papst ferner, er könne die Legationen nicht abtreten und auf den Kirchenstaat nicht verzichten, weil sie nicht sein Eigenthum, sondern das der Kirche seyen, und forderte sie auf, alle vereint das uralte Recht der Kirche zu wahren. Da antworteten ihm in hundertstimmigem Echo nicht nur fast alle Bischöfe von Frankreich, sondern auch vom ganzen übrigen Europa, ihm vollkommen zustimmend, ihm ihre Treue versichernd, ihn ermuthigend und durch ihn ermuthigt. In der ganzen katholischen Christenheit wurde für die Erhaltung des h. Stuhls gebetet und für den, der so muthvoll die ewigen Rechte der Kirche vertrat. Die Collectiverklärung der Bischöfe von Belgien, Deutschland, England, Holland, Irland, Oesterreich, Schottland und der Schweiz besagte: „Europa wird durch das Band eines Völkerrechtes umschlungen, welches auf christlicher Grundlage ruht. Nicht die

Macht, sondern das Recht eines Staates soll das Entscheidende seyn; die politischen Interessen sollen die Gerechtigkeit als ein Höheres über sich erkennen. Wenn der friedliche Thron des heiligen Vaters durch solche Mittel gestürzt werden darf, so ist das Band des europäischen Völkerrechtes zerrissen. Ueberdieß sind die Grundsätze, auf welche die italienische Revolution sich beruft, eine Kriegserklärung, welche nicht gegen den Kirchenstaat allein geschleudert ist. Wenn die Ansprüche, die man im Namen der Nationalität erhebt, mehr gelten, als das Gesetz Gottes und die Pflichten des bürgerlichen Gehorsams, so ist über die mächtigsten Reiche Europa's das Urtheil des Zerfalles gesprochen, oder ihr unverletzter Fortbestand ist doch keine Frage des Rechtes mehr, sondern nur eine Frage der überlegenen Gewalt und des Zusammentreffens günstiger Umstände. Indem also die Unterzeichneten für das päpstliche Fürstenrecht vor Europa's Angesicht ihre Stimmen erheben, vertreten sie die Sache der katholischen Kirche und der heiligsten Interessen von zweihundert Millionen."

Auch die preußischen Bischöfe richteten eine Bittschrift an den Prinzregenten, um ihn aufzufordern, er möge die Rechte des Papstes schützen helfen. In Paris selbst legte Walewsky als Minister der auswärtigen Angelegenheiten seine Stelle nieder, weil er mit dem Vorgehen seines Herrn gegen den Papst nicht einverstanden war, und Thouvenel trat an seine Stelle (5. Januar). Dupanloup aber erließ ein neues Schreiben voll apostolischer Kraft, was ihm einen Prozeß zuzog, weil er einen seiner Vorgänger, den Bischof Raillon von Orleans, ein Werkzeug des ersten Napoleon, als Verräther der Kirche und schlechtestes Beispiel bezeichnet hatte. Er vertheidigte sich auf's edelste und wurde freigesprochen (19. März 1860). Die Hauptsache, um die es sich hier handelte, war schon von Napoleon I. klar erörtert worden (vgl. Theil II., S. 431), der Papst muß weltlicher Herr des Kirchenstaats bleiben, weil er ohne eigenen weltlichen Besitz nothwendig Unterthan einer Großmacht werden müßte. Das könnten sich aber

die anderen Großmächte nicht gefallen lassen. Er muß frei dastehen zwischen allen. Das war es nun aber gerade, was Napoleon III. nicht wollte. Seiner weltlichen Gewalt beraubt, im Quirinal eingeschlossen und von Franzosen bewacht, sollte der Papst nur noch ein Werkzeug napoleonischer Politik seyn. Nous sommes ici en France, sagte Goyon in Rom. Oesterreich war besiegt und konnte es nicht mehr hindern, Spanien zu ohnmächtig, um wirksame Einsprache zu thun. Die nichtkatholischen Mächte ging die ganze Sache nichts an oder schien es sogar in ihrem confessionellen Interesse zu liegen, eine Schwächung der päpstlichen Macht nicht ungern zu sehen.

Victor Emanuel, auf diese napoleonische Politik sich stützend, zauderte nicht, den h. Vater zu bedrängen, schob aber die Italianissimi voran, die am besten geeignet schienen, der Sache des Papstes den Schein der Unvolksthümlichkeit zu geben. Garibaldi wurde daher schon Anfang August 1859 zum Oberbefehlshaber in Toscana, Modena und der Romagna ernannt und begab sich nach Florenz und Bologna, die Bevölkerungen für die italienische Einheit zu begeistern. Wenn er ihnen die einstweilige Annexirung mit Sardinien als den rechten Weg zur Einheit empfahl, so geschah es nur, um die ihm unumgänglich nothwendige Protection Sardiniens und Frankreichs nicht zu verscherzen. Er bediente sich Cavours, ohne sich zum Werkzeug für dessen habgierige Sonderpolitik zu erniedrigen. Ihm war die Einheit Italiens ein heiliger Gedanke; als echter Soldat aber zog er einen König von Italien der von Mazzini projectirten italienischen Republik bei weitem vor. Nachdem er die Annexirung vorbereitet hatte, trat er wieder zurück, wohl nicht wegen eines häuslichen Verdrusses (indem ihm seine eben erst angetraute junge Frau untreu wurde), sondern um sich ein anderes Feld der Thätigkeit zu suchen.

Joseph Garibaldi von Nizza, 1807 geboren, diente zuerst auf der sardinischen Flotte, ergab sich der Partei Mazzini's, mußte fliehen und diente dem Bey von Tunis, fuhr dann über Meer und

diente zu Waſſer und zu Lande als kühner Admiral und Reitergeneral der Republik Uruguay gegen Roſas, den Dictator von Buenos-Ayres. Im Jahre 1848 nach Europa zurückgekehrt, wurde er Italiens erſter Held und weltberühmt durch die lange Vertheidigung Roms gegen Oudinot und durch ſeine kühne Flucht. Er iſt ein ſchöner Mann und wie geſchaffen, ſeine Landsleute zu begeiſtern und durch ſein Beiſpiel mit dem Muthe zu erfüllen, der ihnen gewöhnlich fehlt.

Victor Emanuel zauderte nicht, den h. Vater immer ſtärker zu bedrängen und geradezu die Abtretung der Aemilia von ihm zu verlangen und ihm im Weigerungsfalle die Wegnahme derſelben anzukündigen. Der Papſt antwortete am 14. März 1860: „Die Idee, welche Ew. Majeſtät mir auszudrücken gedachten, iſt weder weiſe noch eines katholiſchen Königs würdig. Meine Antwort iſt bereits in meiner Encyclica an den Episcopat enthalten. Uebrigens bin ich ſehr betrübt, nicht meinetwegen, ſondern wegen des Unheiles Ihrer Seele, indem ich Sie von der Cenſur getroffen fühle, die Sie noch in größerem Maße treffen wird, wenn Sie den kirchenräuberiſchen Act vollbracht haben werden.“ Hierauf nahm Victor Emanuel ſchnell, ſchon am 18. März, die durch das ämilianiſche Plebiscit auf ihn gefallene Wahl an und erklärte ſich zum Herrn der Romagna. Pius IX. aber antwortete ſchon am 26. mit der Excommunication. Alle Urheber und Theilnehmer der Revolution im Kirchenſtaat wurden in den Bann gethan, jedoch nicht namentlich genannt. Durch dieſe milde Form wurde die moraliſche Wirkung des Bannes nicht abgeſtumpft. Sie genirte auch den Kaiſer der Franzoſen, der am 1. April die Bekanntmachung päpſtlicher Edicte ohne ſeine, des Kaiſers Einwilligung, ſtreng verbot, nachdem er ſchon vorher durch ſeinen Miniſter Roulard die franzöſiſchen Biſchöfe auf's dringendſte zur Ruhe hatte mahnen laſſen. In Bologna ſelbſt hielt der Erzbiſchof Cardinal Viale Prela treu zum Papſte. Von der Revolution vertrieben, war er zurückgekehrt, verbot jeden Gottesdienſt beim Empfang des

neuen Königs, der im April von Turin herbeikam, verbot irgend Jemand, der bei der Revolution betheiligt war, die Absolution zu ertheilen, erlag aber den Sorgen und Gefahren seiner Stellung und starb am 15. Mai 1860. Erzbischof Corsi in Pisa verschloß, als Victor Emanuel dahin kam, alle Kirchen. Auch der Bischof von Modena wurde, wie der von Bergamo, wegen seiner Treue gepriesen, während die von Florenz, Mailand und Brescia gegen den neuen König schweifwedelten. In der insurgirten Romagna bemerkte man damals viele englische Agenten, welche protestantische Tractätlein austheilten in der Einbildung, den phantastischen Italienern ihre Nüchternheit mittheilen zu können. Die Verfolgung der Bischöfe in Sardinien dauerte fort. Die Bischöfe von Piacenza, Faenza und Commacchio wurden verurtheilt und bestraft, eben so der Erzbischof von Pisa und der Klerus von Bologna.

Im April 1860 erschien plötzlich der berühmte General Lamoricière in Rom, dorthin gleichsam entführt durch den belgischen Grafen von Merode, einen feurigen Ultramontanen. Lamoricière, welcher bisher in Belgien gelebt hatte, sollte unter den Augen des Papstes und zu dessen Schutz eine Armee organisiren. Man wußte, wie sehr dieser Held in der französischen Armee beliebt war, und man konnte in der That keinen bessern finden, um Garibaldi ein wenig in den Schatten zu stellen. Er wurde päpstlicher Obergeneral, sein Freund Merode päpstlicher Kriegsminister. In ganz Europa aber wurden von nun an für den Papst theils Truppen geworben, theils ein Anleihen contrahirt und der Petrospfennig eingesammelt. Es galt die heilige Sache der Kirche und Tausende von Gläubigen, besonders fromme Irländer, eilten nach Rom, um für den Papst zu kämpfen. Napoleon III. aber ließ Lamoricière gewähren, der sich daher mit General Goyon in Rom in ein freundliches Einvernehmen setzen konnte. Napoleon wollte den Papst nicht weder dem Sardinier, noch Mazzini zum Opfer bringen, sondern ihn zu einem geschmeidigen Werkzeuge Frankreichs machen, Lamoricière kam ihm daher ganz gelegen, um Sardinien

und die Italianissimi im Schach zu halten. Die Freischaaren der letzteren machten am 19. Mai einen Einfall ins römische Gebiet und plünderten Latera, wurden jedoch zurückgeworfen, wie auch ein kleiner Volkstumult in Rom selbst am 19. März durch die päpstlichen Truppen, ohne Hülfe der Franzosen unterdrückt worden war. Seitdem blieb dort Stillstand. Lamoricière konnte nicht gegen Bologna vorschreiten, weil er noch zu viel Mühe mit der Organisation seines buntscheckigen Kreuzheeres hatte, der Sarde aber machte auch seinerseits keine Unternehmung gegen Rom, welches die Franzosen hüteten.

Frankreich hatte unterdeß noch mehr für den Sarden gethan, als dieser hatte erwarten dürfen. Die Unterhandlungen in Zürich zum Behuf des definitiven Friedensschlusses, auf Grund der Präliminarien von Villafranca, wurden vom österreichischen Grafen Karolyi mit dem französischen Gesandten von Bourquenoy gepflogen und am 10. November 1859 der Frieden abgeschlossen. Oesterreich entsagte der Lombardei, welche Frankreich empfing und an Sardinien abtrat, Oesterreich behielt aber den Titel. Sardinien übernahm drei Fünftel der Schuld des lombardisch venetianischen Leihhauses und 40 Millionen Gulden vom Nationalanlehen von 1854. Im §. 18 des Vertrages verpflichteten sich Oesterreich und Frankreich, die italienische Conföderation zu fördern. Im §. 19 wurden dem Großherzog von Toscana und den Herzogen von Modena und Parma ihre Rechte ausdrücklich vorbehalten und gesagt, „der Territorialbestand ihrer Länder könne nicht ohne Mitwirkung der Mächte, durch die er festgesetzt worden sey, verändert werden.“ Im §. 20 verpflichteten sich Oesterreich und Frankreich, den h. Vater um Reformen im Kirchenstaat anzugehen.

Dieser Frieden wich wesentlich von den Präliminarien in Villafranca ab, denn er machte die Restauration der mittelitalienischen Fürsten erst von der Eventualität einer Uebereinstimmung der Großmächte oder eines Congresses abhängig, der immer vorge-

ſchlagen, aber nicht beſchickt wurde, während Napoleon handelte und ein fait accompli nach dem andern ſchuf.

Im Frieden von Villafranca-Zürich war von einer Entſchädigung Frankreichs nicht die Rede geweſen, vielmehr beſtand noch die Vorausſetzung, Frankreich werde ſeinem vor dem Kriege erlaſſenen Programm, daß es keine Eroberung für ſich wolle, treu bleiben. Inzwiſchen war die Abtretung Savoyens und Nizza's zwiſchen Frankreich und Sardinien ſchon vor dem Kriege verabredet geweſen und man fing an, die Sache als eine Eventualität zu beſprechen, und die Meinung zu verbreiten, es ſey doch im Grunde nichts natürlicher, als daß Frankreich für ſeine großen Koſten entſchädigt werde; Sardinien habe ſchon zu viel bekommen, es dürfe nicht allzumächtig werden, ſolle daher Savoyen abtreten, welches ohnehin der Sprache nach zu Frankreich und nicht zu Italien gehöre. In Savoyen ſelbſt war das Volk, obgleich es von der ſardiniſchen Regierung auffallend vernachläßigt und namentlich der einheimiſche Adel dem aus der Lombardei emigrirten Adel in Turin hintangeſetzt wurde, doch nichts weniger als franzöſiſch geſinnt und ſcheute, als ein ehrliches und armes Gebirgsvolk, vor den hohen Steuern, der Beamtendeſpotie und Corruption Frankreichs zurück. Schon im Februar 1859 hatten die Savoyiſchen Deputirten in der Kammer zu Turin, voran Coſta de Bauregard, gegen den ungerechten Krieg, welchen Victor Emanuel zu beginnen im Begriff ſtand, proteſtirt, weil ſie ahnten, Savoyen werde das Opfer ſeyn müſſen. Auch die Bürger von Chambery baten in einer Adreſſe an Victor Emanuel, ſein Stammland, die Wiege ſeiner Ahnen, nimmermehr abzutreten. Napoleon III. ließ ſich indeß nicht irre machen, verkündete durch ſeine Organe, Savoyen ſehne ſich mit Frankreich vereinigt zu werden, und der Kaiſer werde, gegen ſeine Neigung, durch die unüberwindlichen Sympathieen der Savoyarden gezwungen, ihren Wünſchen entgegenzukommen. Am 1. März 1860 endlich erklärte er in einer Thronrede im geſetzgebenden Körper, er werde Savoyen und Nizza „zurückfordern“ und mit Frankreich

wieder vereinigen, weil Sardinien sonst zu mächtig werde, weil Frankreich „die Abdachung seiner Gebirge" zu seinem Vertheidigungssystem bedürfe, weil man in Savoyen französisch spreche und weil das Volk dort selbst die Annexation wünsche. Uebrigens solle die Annexation nicht erfolgen, bis die Zustimmung des Volkes in Savoyen und Nizza durch ein Plebiscit werde beurkundet seyn. Darauf erschien auch eine Deputation aus Savoyen in Paris, und bat den Kaiser um die Annexirung, man bemerkte jedoch, daß sie von niemand beauftragt sey, während man in Savoyen schalt und klagte, die Nordsavoyer Schweizer werden wollten und der savoyische Adel in Turin am 23. März die dringendsten Vorstellungen gegen die Abtretung machte. Doch das half alles nichts, schon am folgenden Tage, 24. März, wurde zu Turin der Abtretungsvertrag unterzeichnet. Darauf wurde bald auch die Volksabstimmung vorgenommen und weil bereits das Land mit französischen Agenten überschwemmt war, man hier ganz so wie in Mittelitalien den Conservativen und Gemäßigten drohte, den mitstimmenden Pöbel bestach, die Wahlzettel verfälschte ꝛc., so konnte es an einer Stimmenmehrheit für die Annexirung nicht fehlen.

Die Sache machte sich leicht, aber vielleicht etwas zu leicht. Napoleon III. handelte ohne Zweifel übereilt, indem er Savoyen und Nizza annexirte, denn er that damit etwas, was er nicht thun zu wollen vorher ausdrücklich vor ganz Europa versichert hatte, zerstörte also jeden guten Glauben an sein Wort, und begann damit ein System der Eroberung oder Wiedereroberung alles dessen, was sein Oheim sich räuberisch von Europa weggerissen, so daß fortan jede europäische Macht durch ihn bedroht war und alle sich vor ihm zu hüten und sich unter sich gegen ihn zu verständigen anfingen.

Europa sah dem Schauspiel in Savoyen anfangs ruhig zu. Es brauchte erst Zeit zur Besinnung. Der Ausdruck in der französischen Thronrede „Zurückforderung" (revendication) erregte Bedenken, weil damit ein Wink gegeben schien, Frankreich werde noch

mehr (Belgien, das linke Rheinufer ꝛc.) zurückfordern. Die Annexirung wurde nicht gebilligt, aber auch nicht zu verhindern gesucht. Nur Garibaldi, der Ritter ohne Furcht und Tadel, erklärte sich in der Kammer zu Turin auf's entschiedenste gegen die Abtretung seiner Vaterstadt Nizza und entrüstete sich, daß man die Befreiung und Einigung Italiens damit anfange, eine alte italienische Provinz, das Schutzgebirge, demselben Nachbar abzutreten, gegen den es Italien schützen solle. Im gleichen Sinne protestirten die Nordsavoyer und sammelten 12,000 Unterschriften für den Anschluß an die Schweiz.

Savoyen beherrscht den Genfer See und die ganze Südwestseite der Schweiz. Deshalb war in den Verträgen von 1815 der Schweiz nicht nur ewige Neutralität zugesichert, sondern man hatte damals auch das erwähnte savoyische Gebiet von Chablais und Faucigny neutralisirt und die Bestimmung getroffen, dieses Gebiet dürfe im Kriegsfall von keinen andern Truppen besetzt werden, als von schweizerischen.*) Wie sollte nun diese alte Bestimmung mit der Uebertragung des Besitzes an Frankreich bestehen? Die Annexation Savoyens selbst bewies schon, daß die alte Ländergier in Frankreich wieder Tagesordnung geworden sey. Die Schweiz sah sich also schwer bedroht, und zwar plötzlich gegen alle Erwartung von einem Fürsten, mit welchem der Schweizer Radicalismus gewohnt war, als mit einem lieben Mitbürger und großen Gönner (auch noch in der Neufchateller Frage) zu prahlen. Hatten doch die Tessiner vor Begierde gebrannt, und sich kaum zurückhalten lassen, mit gegen Oesterreich zu fechten, und hatte der

*) Artikel 92 der Wiener Congreßacte: Les provinces de Chablais et de Faucigny et tout le territoire de Savoye au nord d'Ugine feront parti de la neutralité de la Suisse. En consequence toutes les fois que les puissances voisines se trouveront en état d'hostilité, aucunes autres troupes ne pourront traverser ni stationner dans les provinces et territoires susdits, sauf celles que la conféderation Suisse jugerait à propos d'y placer.

Bundespräsident Stämpfli noch bei der Feier des Napoleonsfestes am 15. August 1859 einen Toast auf Ludwig Napoleon ausgebracht, „den besten Freund der Schweiz!" Derselbe Stämpfli erzürnte sich daher heftig, als im Januar 1860 ernstlich von der Annexirung gehandelt wurde, und drohte sogar, er werde Nordsavoyen durch 150,000 Schweizer besetzen lassen. Das französische Cabinet nahm diese Drohung aber nur mit Ironie auf und machte den eidgenössischen Diplomaten Dr. Kern in Paris glauben, es lasse sich dadurch einschüchtern. Die später erlassene Botschaft des schweizerischen Bundesraths theilt authentisch den Verlauf dieser Unterhandlungen mit. Am 31. Januar hatte Dr. Kern in Paris eine Audienz beim Kaiser. Er entwickelte die Interessen, welche für die Schweiz in Frage kommen, und verlangte, daß nichts ohne Einverständniß mit der Schweiz geschehe. Sollte es zur Abtretung Savoyens kommen, so müßte die Schweiz darauf dringen, daß ihr auf dem neutralen Gebiet eine militairisch günstige Gränze angewiesen werde. Von dem Kaiser wurde die Geneigtheit ausgesprochen, eventuell den Vorschlägen alle Aufmerksamkeit zu widmen. Am 6. Febr. erklärte Thouvenel Dr. Kern gegenüber die Savoyer Frage konnex mit der Mittelitaliens. Sollte Savoyen an Frankreich übergehen, so liege es nicht von ferne in der Absicht des Kaisers, die neutrale Stellung der Schweiz zu gefährden oder zu schwächen. Hr. Thouvenel schloß mit folgenden Worten: „Der Kaiser hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß, wenn die Einverleibung stattfinden sollte, er sich aus Zuneigung für die Schweiz, welcher er immer ein besonderes Interesse zuwende, ein Vergnügen daraus machen werde, der Schweiz als ihr eigenes Gebiet, als Theil der Eidgenossenschaft die Provinzen Chablais und Faucigny zu überlassen." Eine wesentlich gleichlautende Erklärung wurde ebenfalls am 6. Februar dem Bundespräsidenten von dem französischen Geschäftsträger abgegeben. Der Kaiser wäre einer Abtretung von Chablais und Faucigny an die Schweiz nicht entgegen. Dieselbe Eröffnung erfolgte am 7.

Februar in Genf durch den französischen Konsul an den Präsidenten des Staatsraths. Bekräftigung fanden diese Zusicherungen am 19. Februar in einer Aeußerung beim Empfang des schweizerischen Gesandten vom Kaiser. Die Thronrede am 1. März verkündete offiziell die französischen Ansprüche auf die Alpenabhänge. Unter dem 24. Febr. schon hatte sich in dieser Richtung der französische Minister des Aeußern gegenüber dem französischen Gesandten in Turin ausgesprochen, doch war in der Note von Wahrung der Interessen der Schweiz die Rede. Diese Zusicherungen, fährt der Bundesrath fort, habe er mit dem einem befreundeten Staat schuldigen Vertrauen hingenommen, und bloß die Gesandten angewiesen, Schritte zu thun, damit die gemachten Zusagen eine schriftliche Bestätigung erhalten möchten. Am 9. März wurde in Paris und Turin eine Note abgegeben, dahin gehend, daß bei einem allfälligen Arrangement der Schweiz das Gehör nicht verschlossen werden könne; sie gewärtige positive Erklärungen, um sich zu beruhigen. Ganz unerwartet kamen die Proclamationen der Gouverneure von Annecy und Chambery vom 8. und 10. März, wonach die Bevölkerungen lediglich zwischen Frankreich und Piemont zu wählen hätten; der Schweiz und ihrer Ansprüche war in keinem Worte gedacht. Gegen diese Abstimmungsweise legte der Bundesrath sofort Protest ein, der am 14. und 15. in Paris und Turin abgegeben wurde. Am 5. April erließ der schweizerische Bundesrath im gleichen Sinne eine Note an alle Mächte, die auch von allen zustimmend beantwortet wurde, jedoch ohne daß sich auch nur eine bereit erklärt hätte, das Recht der Schweiz mit den Waffen ausfechten zu helfen. Die Frage sollte nur auf diplomatischem Wege und wo möglich auf dem Congreß erledigt werden, den man immer von neuem für unentbehrlich hielt, obgleich er immer ausblieb. Mancher freute sich damals, daß die Nemesis den Schweizer Radicalismus so schnell erreicht habe, daß die, welche alle älteren Verträge zerrissen, welche Preußens Recht auf Neuenburg höhnisch mit Füßen getreten, jetzt selbst auf Verträge rechnen wollten und Preußen um Schutz anriefen.

Als am 24. die Annexirung dennoch erfolgte und der Vertrag zwischen Frankreich und Sardinien bekannt wurde, dessen zweiter Artikel zugestand, daß Sardinien das neutralisirte Nordsavoyen nur unter den Bedingungen an Frankreich abtreten könne, unter denen es selbst sie übernommen habe, und Frankreich werde sich deshalb mit den Mächten und mit der Schweiz verständigen, bestritt die Schweiz den beiden contrahirenden Staaten überhaupt das Recht der einseitigen Initiative und der Abänderung europäischer Verträge. Dr. Kern erklärte in einer energischen Note an Thouvenel: „Der gegenwärtige Stand der Dinge, so wie derselbe durch die Stipulationen der Verträge von 1815 hergestellt wurde, kann und darf nicht anders, als mit der vorherigen Zustimmung der europäischen Mächte und der Schweiz, die besonders dabei interessirt ist, verändert werden. Die Kaiserl. Regierung kann nicht verkennen, daß da, wo es sich um Rechte und Interessen der Art, wie die hier in Frage stehenden, handelt, die Abtretung eines neutralisirten Gebietes durch eine Macht an eine andere sich bereits als eine wesentliche Veränderung herausstellt, welche die Grundlage der in Rede stehenden Beziehungen selbst berührt, und daß die Einverleibung eines im Interesse der Neutralität eines anderen Landes garantirten Gebietes einen ganz anderen Charakter trägt, als diejenige des Gebietes von Staaten, die nicht unter diesen exceptionellen Bedingungen stehen. Jede Vollziehung des obengenannten Vertrages würde, soweit dieselbe die neutralisirten Provinzen berührt, von meiner Regierung als den Stipulationen, welche einen internationalen Charakter haben, zuwiderlaufend betrachtet werden. Der Bundesrath sieht sich deshalb in der Lage, gegen jede Maßregel der Vollziehung dieses Vertrages, insofern dieselbe die neutralisirten Provinzen berührt, Protest zu erheben. Indem er die Aufrechterhaltung des Status quo verlangt, protestirt er ganz besonders gegen jede Abstimmung über Einverleibung, gegen jede militairische oder auf Civilwegen erfolgende Besitzergreifung

dieſer Provinzen, bis mit den garantirenden Mächten und mit der Schweiz ein Einvernehmen ſtattfindet."

Von franzöſiſcher Seite wurde dagegen bemerkt, Dr. Kern ſey an allem Schuld, indem er durch den engliſchen Geſandten in Paris, Lord Cowley, einen Druck auf den Kaiſer ausüben zu laſſen verſucht habe, was dieſer natürlicherweiſe nicht habe dulden können. Würde ſich die Schweiz nicht an England, nicht an die Mächte, ſondern allein an die Großmuth Frankreichs gewendet haben, ſo hätte ſie mehr hoffen dürfen. Uebrigens ſeyen die Verträge von 1815 veraltet und auch damals die Neutralität nur im Intereſſe Sardiniens gewährt worden. Falle dieſes Intereſſe für Sardinien weg, ſo haben auch die Verträge keinen Werth und keine Geltung mehr. Vergebens erinnerten die Schweizer, es habe ſich 1815 um den Schutz ganz Europa's gegen neue Uebergriffe Frankreichs gehandelt und dieſes Schutzbedürfniß beſtehe heute noch.

Die Schweizer waren tief erbittert, denn ſie hatten ſich in falſche Sicherheit gewiegt und allzulange ſchon an ungeheure Aufgeblaſenheit gewöhnt. Nun waren ſie auf einmal verlaſſen, verrathen, verhöhnt. In der erſten Wuth liefen Freiſchaaren hinüber nach dem ſavoyiſchen Ufer des Genfer See's und verſuchten, das neutraliſirte Gebiet zu beſetzen. Sie wurden aber ſchnell zurückgeholt und eidgenöſſiſches Militair hütete von Genf aus ſtreng die Grenze. Manche Stimmen meinten jedoch, die Eidgenoſſenſchaft hätte beſſer gethan, das neutraliſirte Gebiet raſch mit ihren Truppen zu beſetzen und mit dieſem fait accompli die Annexation zu durchkreuzen. Eine muthige That ſolcher Art, wie ſie urſprünglich Stämpfli gewollt hatte, hätte mehr gewirkt, als die hundert opferfreudigen Reden, die jetzt gehalten wurden. Indeſſen hatte Napoleon III. das Glück, ſeiner Initiative, Activität und Offenſive gegenüber überall nur Trägheit, Paſſivität und eine immer nur lockere und ſchwache, nie weder eine combinirte, noch rechtzeitige, noch energiſche Defenſive zu finden. Thouvenel durfte daher auch wagen, in ſeiner Circularnote an die Mächte die Ironie noch weiter

zu treiben und von der „bekannten Uneigennützigkeit“ seines Souverains zu sprechen, „der die jetzige Situation nicht vorausgesehen habe,“ und jetzt nur durch die Umstände gezwungen worden sey, nur um das europäische Gleichgewicht gegenüber dem allzu mächtig werdenden Sardinien herzustellen, sich Savoyen zu annexiren.

England war mit der Annexirung sehr unzufrieden. Es hatte nur Sardinien auf Kosten Oesterreichs vergrößern und gelegentlich gegen Frankreich brauchen wollen, nun mußte es erfahren, daß es nur Frankreich selbst vergrößert habe. Allein es brauchte immer noch Frieden, weil es noch zu tief in die indisch-chinesischen Händel verwickelt und noch nicht genug gerüstet war. Palmerston trotzte daher allen Vorwürfen mit eherner Stirne. England hatte die Schweiz in allen früheren Fragen nicht nur unterstützt, sondern sogar gehetzt, namentlich gegen den Sonderbund und Oesterreich. Jetzt that es nichts mehr für die Schweiz. Palmerston hüllte sich in ein beredtes Schweigen. Lord John Russell aber mußte wiederholt vor dem Parlament betheuern, Frankreich werde Savoyen nicht ohne Zustimmung der Mächte annexiren, und Lord Cowley in Paris schien alles, was Thouvenel ihm sagte, wie ein Evangelium zu glauben. Am 3. Febr. 1859 hatte die Königin Victoria noch in der Thronrede sagen dürfen, sie wolle die Verträge von 1815 unverletzt erhalten, im Jahre 1860 mußte sie (wieder in der Thronrede) sagen, keine äußere Gewalt dürfe angewandt werden, um dem italienischen Volk irgend eine Regierung oder Verfassung aufzudrängen, und Palmerston lud im Febr. 1860 die Großmächte ein, die Annexation der mittelitalienischen Staaten an Sardinien anzuerkennen. Rußland und Preußen antworteten nur, sie erkennen die Thatsache an, nicht aber den Rechtsgrund. Messieurs les Allemands se calmeront, sagte damals Napoleon. Die eigentliche Absicht Englands war, jetzt noch nicht in Krieg mit Frankreich verwickelt zu werden, aber in Italien immer die Hand im Spiel zu behalten und in dem Maaß, in welchem Frankreich Oberitalien beherrschte, seinerseits Unteritalien unter seinen Einfluß zu

bringen. Dabei brauchte es Sardinien und Garibaldi gegen Frankreich, während es selbst nur von Frankreich und Sardinien gebraucht zu werden schien. Als Aushängeschild dienten den edeln Lords, welche England regierten, immer noch die alten Phrasen des Liberalismus und des no popery Philisterthums. In diesem Sinne hatte Palmerston schon im Frühjahr 1859 in einem Privatmeeting seiner Partei ausgerufen: „ich hoffe zuversichtlich, Oesterreich bald aus der Lombardei hinausgeworfen zu sehen" und Russell rief im Frühjahr 1860 im Parlament aus: „Wenn England sich nicht zu Frankreich und Sardinien gehalten hätte, würde Oesterreich, d. h. der Absolutismus und das Papstthum, triumphirt haben." Dagegen erklärte Disraeli am 22. März 1860 die Politik Palmerstons für verwerflich und lügnerisch: „Für England ist die Gegenwart unendlich gefahrvoller als es die Zeit der französischen Republik war, oder die des alten französischen Kaiserreichs. Damals war Frankreich unser unversöhnlicher Feind, aber ein offener Feind; jetzt (mit scharfer Ironie) ist es unser zärtlicher Busenfreund. Damals bedrohte Frankreich unsern Heerd; jetzt decorirt es unsere Bürger. (Hört! und Gelächter.) Frankreich behelligte damals unsern Handel durch eine Continentalsperre; jetzt erleichtert es unsern Verkehr durch Handelsverträge. Was soll da das englische Volk wach erhalten und auf seiner Hut? Ueber sein altes Raubsystem erhaben, kaum dann und wann zur Gewaltanwendung sich herablassend, und auch dann nur für „Ideen" fechtend, so baut Frankreich einen Riesenbau des Despotismus auf mit allen Künsten und Kunstgriffen des entschiedensten, erklärtesten und aufgeklärtesten Liberalismus, durch das Suffrage universel (Hört!) — durch geheime Abstimmung (Hört!) — durch Errichtung von Wahlbezirken (Hört!) ... Wollt ihr euch denn niemals warnen lassen? (Zuruf der Opposition.) Ist dies der Zeitpunct, ist dies der Stand der öffentlichen Angelegenheiten, wo ihr — schwach zwar, aber doch in demselben Gleis — jene politischen Doctrinen nachahmen dürft? Ist dies die Zeit für euch, um noch weiter abzulenken von jener alten, jener

freien, jener aristokratischen Verfassung, welche die englische Freiheit geschaffen und das britische Weltreich gegründet hat? Ich glaub' es nicht."

Um der Opposition in England den Mund zu stopfen, wurden die materiellen Interessen herbeigezogen und Frankreich improvisirte (im Einverständniß mit Palmerston) in aller Geschwindigkeit einen englisch-französischen Handelsvertrag, welcher England scheinbar außerordentlich begünstigte. Der Kaiser kündigte am 5. Jan. 1860 der Welt in dem ihr schon gewöhnlich gewordenen Orakelton an: die in Frankreich herrschende Weisheit höre nicht auf, das Wohl der Völker zu bedenken und nach der Wahrheit, wie man es am besten fördere, zu forschen. Sie glaube diese Wahrheit nun im Freihandelssystem entdeckt zu haben und verfüge daher Zollfreiheit für Wolle und Baumwolle und ermäßigte Zölle für Eisen, Kohlen, Zucker und Kaffee ꝛc. Bezahlte Federn träumten schon vom ewigen Frieden, der aus dem neuen System erwachsen würde. Indeß klagten französische Stimmen, die Industrie in Frankreich verliere nun schon wieder plötzlich den Schutz, den ihr zu gewähren der Kaiser sich früher gerühmt habe. Und in England selbst, welches doch bestochen werden sollte, wurde der Handelsvertrag mit Mißtrauen aufgenommen, weil Frankreich sich überall Gegenleistungen ausbedungen habe.*)

*) Der Herald sagte: „Schon die unanständige Eile, mit der die ganze Angelegenheit abgemacht wurde, muß zur Kritik und zum Mißtrauen herausfordern. Diese Eilfertigkeit entsprang nicht so sehr aus dem Wunsch, politisches Capital für die Session zurückzulegen, als die Discussion und die in Folge davon wahrscheinliche Niederlage zu vermeiden; denn der Vertrag thut alles für Frankreich, nichts für England. Der Kaiser Napoleon, ihn können wir darüber nicht tadeln, ist so weit von den Principien der Liga (der Anti-Korngesetz-Liga) abgegangen, daß er für jeden entgegenkommenden Schritt eine entsprechende Gegenseitigkeit verlangt, und so, daß er die Whigs gezwungen hat, sich ein so vollständiges Armuthszeugniß auszustellen, als ihre standhaftesten Gegner nur wünschen könnten. Wo-

Die Geſchichte Englands in den letzten Jahren iſt ſehr merkwürdig, weil einzig in ihrer Art. Wenn man von England ſpricht, ſo meint man zunächſt Lord Palmerſton, den Unvermeidlichen, Unumgänglichen, den Alles in Allem. Wiederholt durch kleine Unvorſichtigkeiten von ſchwachen Mehrheiten beſeitigt, kam er doch immer bald wieder in den Sattel und regierte England in ſeiner Weiſe fort, nicht wie der Erb- und Grundherr eines reichen Beſitzthums, ſondern wie der humoriſtiſche Verwalter in Abweſenheit des Herrn. Jeder Zoll an dieſem Greiſe war immer noch der frivole Dandy, der er in ſeiner Jugend geweſen.*) Er ſpielte mit der Ehre Englands, wie die Katze mit der am Boden liegenden Krone, und machte die wichtigſten Geſchäfte ab, mit einer

---

von am meiſten Weſens gemacht wird, das iſt die Herabſetzung der Zölle auf Eiſen und Kohle. Dies iſt in der That eine große Wohlthat für Frankreich; aber die größte Spitzfindigkeit vermag es nicht, dies in einen Vortheil für England umzudeuten. Bald wird man die Folgen der geſteigerten Nachfrage in jeder Fabrik und Hütte des Landes ſpüren. Ebenſo wird die Herabſetzung des franzöſiſchen Baumwollzolles unſern Fabrikanten eine neue Concurrenz ſchaffen. Ferner fragen wir, wie lange wird es uns möglich ſeyn, andere fremde Weine zu beſteuern, nachdem wir den Zoll auf die franzöſiſchen ermäßigt oder aufgehoben haben? Wie lange werden wir die Acciſe auf unſere Spirituoſen behaupten können, wenn wir Frankreich erlaubt haben, uns ſeine Branntweine unverzollt zuzuſenden? Und dieſer ſchlechte Vertrag iſt obendrein der Köder, mit dem wir zum gemeinſamen Vorgehen in Sachen Italiens gelockt werden ſollen."

*) Wie er einſt den Frack trug und das Halsband anlegte, war Geſetz für die ganze Gentry Altenglands. Als Modetyrann, als Excluſivſter der Excluſiven, als ariſtokratiſcher Urgeck verrückte er zugleich den Weibern den Kopf. Erſt 23 Jahre alt kam der vergötterte und verhätſchelte Stutzer ſchon als Lord der Admiralität in's Miniſterium. Später fand er einen Hautgout darin, ſich mit dem Auswurf aller Revolutionäre der Welt zu umgeben und die der altengliſchen Ariſtokratie gebührende Würde in dem intimen Verkehr mit Mazzini, Koſſuth ꝛc. gänzlich außer Acht zu ſetzen.

Gleichgiltigkeit und Nachläßigkeit, wie ein Kutscher, einen Fuß noch auf dem Boden und den andern schon auf dem Wagen, und einen Zweig nachläßig zwischen den Zähnen kauend.

Diese affectirte Nachläßigkeit und dieser fast Shakespeare'sche Humor erklärt sich indeß nicht blos aus der Persönlichkeit Palmerstons, sondern war auch bedingt durch die Situation, und gerade diese Persönlichkeit schien wie gemacht für die Situation, weil sie mit ihrem Humor über gar manche Schwierigkeiten weghalf. England war furchtbar bedrängt durch die große Revolution in Ostindien. Es durfte dort um keinen Preis nachgeben, es mußte alle Mittel aufbieten, um am Ganges Herr zu bleiben und es durfte sich auch nicht merken lassen, wie schwer ihm das wurde. Um nun diese Verlegenheit zu verbergen, war niemand geeigneter, als der allezeit lustige Humor und die Atrocität Palmerstons. Ferner mußte England um jeden Preis mit Frankreich allirt bleiben und durfte es Frankreich doch nicht merken lassen, wie absolut nöthig ihm diese Angstpolitik war. Auch das zu maskiren, war niemand geschickter, als der rücksichtslose Palmerston, der, von der englischen Presse hierin meisterlich unterstützt, offenbare Demüthigungen und Acte der Unterwürfigkeit gegenüber von Frankreich mit der Miene der Grobheit und des Trotzes ausführte.

Man erinnere sich, daß zu derselben Zeit, in welcher Napoleon III. in Italien seine glänzenden Siege über Oesterreich erfocht, Rußland sich durch Gefangennehmung Schamyls in Besitz des Kaukasus setzte und sich das Amurland annexirte, und die vereinigten Staaten von Nordamerika wegen San Juan mit England Händel anfingen, dieses England die blutige Schlappe am Peiho von den Chinesen empfing und noch nicht einmal mit dem ostindischen Aufruhr fertig war. Es brauchte alles, was es an Truppen irgend entbehren konnte, für Indien und China. Ein Minister, der dies mit mehr Aengstlichkeit erwogen hätte, würde England nicht so große Dienste geleistet haben, wie der allezeit lustige Palmerston. Das englische Blaubuch (die dem Parlament vorgelegten De-

pechen) beweist sehr deutlich, daß Palmerston das Parlament nur dupirte. Die englischen Gesandten in Turin und Paris (Hobson und Cowley) berichteten wiederholt, sowohl Cavour, als Thouvenel und Kaiser Napoleon selbst seyen verwundert, daß man von Annexirung spreche und verwahrten sich dagegen. Bis auf den letzten Augenblick machte Russel das Parlament glauben, Napoleon denke an keine Annexirung. Als sie aber nun doch erfolgte und viele der edelsten Lords und Parlamentsglieder im Zorn entbrannten, sagte Palmerston kein Wort und schob nur wieder Russel vor, welcher der Mehrheit begreiflich machte, es liege nur in Englands Interesse, wegen Savoyens und der Schweiz jetzt noch nicht Krieg mit Frankreich zu suchen.

Man nannte dieses Verfahren „die Politik der bewaffneten Furcht" und glaubte, das gelte auch für Deutschland, weil Oesterreich sich völlig resignirte und Preußen und die Mittelstaaten eben dadurch gehindert waren, der Schweiz zu helfen, denn was hätte Preußen wohl ohne England und Oesterreich für die Schweiz thun können? Die verächtliche Phrase von der bewaffneten Furcht war daher ungerecht. Das von England gegebene Beispiel hatte nicht Furcht, sondern Berechnung zum Motiv.

Lord John Russel sagte gegen Roebuck, als dieser das Benehmen der Minister für der englischen Ehre zuwiderlaufend erklärte, am 5. März 1860, wenn seine, Roebucks, Sprache in Petersburg, Wien und Berlin ein Echo fände, so werde Napoleon nachgeben, ehe diese Stimmen aber gesprochen hätten, könne England nicht einseitig gegen Frankreich losschlagen. Das Parlament aber solle, wenn das Ministerium nicht trotz allem das wahre Interesse Englands fördere, dasselbe stürzen.

England erlaubte sich, trotz der intimen Allianz mit Frankreich, doch der französischen Politik entgegenzuwirken in der Frage der Donaufürstenthümer. Es unterstützte die gerechten Forderungen Napoleons in Betreff der von England ausgehenden Verschwörungen gegen sein Leben mit beleidigender Lahmheit. Es nahm die Insel

Perim und schritt eigenmächtig gegen Dschedda ein, ohne auf die Franzosen zu warten. Während Palmerston im engsten Verkehr mit Napoleon stand und die Königin Victoria sich hergeben mußte, den gegen England errichteten Kriegshafen Cherbourg mit einweihen zu helfen, sprach sich die englische Presse im feindlichsten Sinne gegen Frankreich aus und wurde Napoleon in zahlreichen Karrikaturen verhöhnt. Als die Königin von Cherbourg zurückkehrte, sagten die Times: sie sey mit 3000 Kanonenschüssen salutirt worden und man habe ihr die Forts gezeigt, welche bestimmt seyen, englische Flotten zu beschießen und zu vernichten, und die Eisenbahn, die aus dem Innern Frankreichs streitlustige Heere gegen England herbeiführen sollte. Man habe sie zu einem Kusse der Freundschaft eingeladen und ihr den Rachen des Löwen gezeigt. Als Napoleon III. in Italien vorging und sich Savoyen und Nizza wegnahm, schien Palmerston zwar den Niederlagen Oesterreichs zuzujubeln, intrigirte aber auf alle Weise durch Mazzini und Garibaldi gegen Frankreich und leitete die Revolution Siciliens ein, um selber dort festen Fuß zu fassen.

In Unteritalien war bisher, trotz aller Verhetzungen von England aus, das bourbonische Königthum beider Sicilien durch den Rückhalt, den es am Papst und an Oesterreich fand, und durch den gefürchteten Heldenmuth seiner 10—12,000 Mann starken Schweizer Truppen im Vollbesitz seiner Rechte geblieben. Aber gerade jetzt, in dem Augenblick, in welchem Oesterreich im Felde geschlagen wurde und allen Einfluß auf Mittel- und Unteritalien verlor und der Papst selbst in schwere Drangsale kam, starb der muthige König Ferdinand II., nachdem er schon lange krank gelegen hatte, und folgte ihm sein viel minder fähiger Sohn Franz II., der den Stoß der zu diesem Zweck vereinigten francosardischen und anglomazzinischen Politik nicht aushielt. Der Thronwechsel bedingte eine neue Beeidigung der Schweizer Soldtruppen, die radicale Bundesgewalt in der Schweiz aber ließ sich so weit durch den englisch-französischen Einfluß und die eigene thörichte Principien-

reiterei verblenden, ihren tapfern Landsleuten in Neapel den Dienſt unter einem fremden Könige zu verbieten. Der junge König ſelbſt aber handelte nicht minder blind und thöricht, indem er ſofort ohne alle Vorbereitung und Unterhandlung oder Bearbeitung der treuen Schweizer, denſelben ihre alten Fahnen nehmen ließ und ſie in gemeine neapolitaniſche Regimenter verwandeln wollte, ja ihnen ſogar ein neues Handgeld zu geben, wie ſie verlangten, verweigerte. Nun ſträubten ſie ſich mit vollem Recht, ließen ſich aber durch rührige Agenten zu Inſubordination und offener Empörung hinreißen, am 13. Aug. 1859. Nachdem Oberſt Wyß ſie vergebens ermahnt hatte, kam es zum blutigen Kampfe, in welchem die Empörer (nur ein Theil des vierten Regiments und der Jäger) 50—60 Todte verloren, zwei wurden ſpäter noch ſtandrechtlich erſchoſſen und 290 auf die Galeeren geſchickt. Die übrigen kehrten ruhig in die Schweiz heim. Ein Regiment, welches in Sicilien ſtand, hätte ſich leicht zurückhalten laſſen und dem König gute Dienſte geleiſtet, aber man ließ es ebenfalls ziehen, ohne ihm annehmliche Gebote zu machen. Dadurch nun entwaffnete ſich der König, denn jene Schweizer allein hatten bisher ſeinem Vater den Thron erhalten. Auf die einheimiſchen Truppen konnte er nicht rechnen, weil ſie unterwühlt oder zu feig waren.

Von nun an hatten die Mächte, welche Neapel nicht direct angriffen, aber durch innere Revolutionen das daſelbſt regierende Haus Bourbon ſtürzen wollten, freies Spiel. Der große Nationalheld Garibaldi wurde auserſehen, das Volk in beiden Sicilien zu „befreien“, und zwar unterſtützt von Sardinien, wo er werben und ſich rüſten durfte, und von England, welches der Expedition Kriegsſchiffe zum Schutze mitgab. Frankreich ſah dem kecken Unternehmen ſchweigend zu und hinderte es nicht. Man glaubte, wenn auch die Bourbons aus Neapel vertrieben wären, würde dieſer Staat einen franzöſiſchen Herrn bekommen (Prinz Napoleon oder Murat), oder Napoleon III. werde, wenn der Sardenkönig ſeine Herrſchaft über Neapel ausdehne, ſeinerſeits die Rheingrenze anſprechen. Damals

circulirte ein angebliches Manifeſt Mazzini's, worin derſelbe den Sicilianern den Sardenkönig empfahl, als „der Italien auf den Einheitsweg führe", bald aber folgte demſelben ein ohne Zweifel echtes Manifeſt, worin Mazzini umgekehrt die Italianiſſimi wiederholt vor dem Sarden warnte und ein freies Volk, keine Fürſtenknechte in Italien haben wollte.

Garibaldi mußte natürlicherweiſe eine Veranlaſſung finden, in Sicilien einzufallen. Dort wurde alſo die Nothwendigkeit ſeiner Ankunft durch einen Inſurrectionsverſuch motivirt und vorbereitet. Schon im December 1859 wurde in Palermo der Polizeidirector Maniſcalco erdolcht. Am 4. April 1860 wagte die revolutionäre Partei in Palermo, Meſſina und Catanea offenen Aufruhr, wurde jedoch von den königlichen Truppen bald beſiegt. Die Inſurgenten zogen ſich ins Innere der Inſel zurück, wurden aber auch hier von den Truppen überwältigt, bei Carini. Die Schilderungen des Blutbades daſelbſt ſind übertrieben. In Palermo ſelbſt wurde die Geſellſchaft der Fürſtin Monteleone verhaftet, in deren Hauſe der Aufſtand angezettelt worden war. Nun war genug geſchehen, um Garibaldi's bewaffnete Einmiſchung in Sicilien als einen patriotiſchen Act zu entſchuldigen. Es galt ja die Freiheit Italiens in Sicilien, wie in der Romagna. Alles war längſt vorbereitet und mit England verabredet. In der Nacht vom 5. zum 6. Mai 1860 ſegelte Garibaldi von Genua aus auf ſardiniſchen Schiffen unter engliſcher Flagge, mit ſardiniſchen Kanonen und 2000 Alpenjägern nach Sicilien und landete am 11. an der Weſtküſte der Inſel bei Marſala unter dem Schutz zweier engliſcher Corvetten, welche die Ausſchiffung deckten. Die anweſenden neapolitaniſchen Kriegsſchiffe wagten wirklich nicht eher zu ſchießen, als bis die ganze Mannſchaft glücklich gelandet war, und wurden nachher ausgelacht. Garibaldi bekam zwar Verſtärkungen zur See, indem ihm immer mehr Truppen aus Sardinien und Mittelitalien nachgeſchickt wurden, und durch die Inſurgenten in Sicilien ſelbſt; doch hatte General Lanza, vom König von

Neapel mit unbeschränkten Vollmachten versehen, eine bedeutende Truppenmacht und hätte leicht Meister bleiben können, wenn er Energie genug besessen hätte. Nachdem seine Truppen die gelandeten Freischaaren bei Calatafimi am 20. zurückgeschlagen hatten, gingen sie, anstatt den Feind zu verfolgen, nach Palermo zurück, angeblich, weil sie nicht genug Proviant hatten. Unterdeß verstärkte sich Garibaldi und wurde durch den Verrath in der Stadt selbst unterstützt, so daß er am 27. Palermo von außen bestürmte, während im Innern das Volk aufstand. Nach einem langen blutigen Kampfe wurden die neapolitanischen Truppen in die Forts zurückgedrängt und Garibaldi blieb Herr der Stadt. Die Privatrache schärfte dabei ihren Dolch und eine Menge unbeliebter Personen, besonders Beamte, wurden umgebracht. Man unterhandelte, schloß einen Waffenstillstand und, da die Truppen allzustark verführt wurden und häufig desertirten, endlich am 6. Juni eine Capitulation, in deren Folge Lanza mit allen Truppen sich einschiffte und Sicilien dem Sieger überließ. Er wurde beschuldigt, mit seinen 25,000 Mann viel zu wenig Energie entwickelt zu haben und auf die Insel Ischia verbannt. Nur in Messina hielten sich noch die treuen Truppen.

In Turin spielte man unterdeß Comödie. Thouvenel stellte sich sehr unzufrieden mit dem einseitigen Vorgehen Garibaldi's und Cavour stimmte ganz überein und that, als ob er höchst entrüstet darüber wäre und als ob er nichts davon gewußt hätte. Ernsthafter wurde die Sache von Rußland angesehen, welches in Turin gegen die sicilianische Expedition Protest einlegte, weil es die Insel nicht unter englischem Einfluß sehen wollte. Daher auch die schnelle Auffrischung der orientalischen Frage von Seiten Rußlands, um Frankreich auf seine Seite zu nöthigen und England zu isoliren. Die Noten, womit Gortschakof Allarm schlug, alle christlichen Mächte sollten den Christen im Orient helfen, und die Metzeleien im Libanon waren blos Contrecoups gegen England wegen Sicilien.

Digitized by Google

Garibaldi suchte in Palermo Ruhe und Ordnung herzustellen, wurde aber der Anarchie auf dem Lande nicht Meister. Er bekam fortwährend Verstärkungen aus Piemont und Mittelitalien und recrutirte sein Heer auch aus Sicilianern, brauchte jedoch Zeit, bis er stark genug war, um auch das Festland von Neapel angreifen zu können. Unterdeß lüftete er die Maske ein wenig. Als ihm Cavour in der Person Lafarinas einen sardinischen Gouverneur schickte, der Sicilien im Namen Victor Emanuels regieren sollte, ließ Garibaldi am 7. Juli gedachten Lafarina verhaften und schickte ihn heim mit der Erklärung, Sicilien bleibe dem König von Sardinien vorbehalten, werde ihm aber nicht eher übergeben werden, bis ganz Italien frei geworden sey. In einem Privatbrief an Victor Emanuel schrieb er, daß er demselben treu bleiben werde trotz der schlechten Minister (Cavour), welche italienische Provinzen (Savoyen und Nizza) verkauft hätten, stellte ihm aber die Bedingung, für die Befreiung ganz Italiens zu wirken. Fast gleichzeitig erklärte sich Garibaldi auch gegen Mazzini, indem er verkündete, er sey Royalist und glaube, Italien könne nur unter einem König einig werden, durch die republikanischen Umtriebe aber nicht. Auf die Einheit und Unabhängigkeit der Nation komme es an, nicht auf die Regierungsform.

Zwei sardinische Schiffe, welche für Garibaldi Truppen nach Sicilien überführten, wurden damals von den Neapolitanern weggenommen, aber sogleich von Sardinien reclamirt und der junge König von Neapel, Franz II., war nicht im Stande, die Zurückgabe zu verweigern, denn ihm selbst wuchs die Gefahr der Revolution über den Kopf. Durch Garibaldi's und Cavours Agenten war hier alles unterwühlt und man harrte nur auf eine Landung Garibaldi's, um den Thron des jüngsten und schwächsten Bourbon zu stürzen. Da wandte sich der König in seiner Noth an Victor Emanuel. Wie es heißt, war ihm dieser Gedanke durch den französischen Gesandten Brenier eingegeben worden, der dafür, sobald es bekannt wurde, auf offener Straße Dolchstiche

empfing, aber mit dem Leben davonkam. Die Intrigue ist noch nicht ganz aufgedeckt. Ein Gerücht wollte wissen, Napoleon III. habe mit Victor Emanuel einen geheimen Vertrag abgeschlossen, wonach dem erstern Ligurien mit Genua und die Insel Sardinien zufallen sollte, wenn der letztere Sicilien erhielt. Kraft dieses Vertrages sey die Eroberung Siciliens durch Garibaldi beiden nöthig gewesen, und deshalb habe Napoleon III. Garibaldi nicht gehindert, Victor Emanuel ihm sogar die Waffen geliehen. Wenn nun Garibaldi auch Neapel einnahm, vielleicht bald auch Rom und sein Versprechen der vollen Befreiung Italiens erfüllte, war damit den Interessen Napoleons schwerlich gedient, denn Garibaldi an der Spitze der gesammten italienischen Nation würde sich der Annexirung Liguriens und der Insel Sardinien widersetzt haben. Napoleon scheint noch immer an die italienische Föderation gedacht und sich Neapel (ohne Sicilien) für einen zweiten Murat vorbehalten zu haben. Dies würde die Brenier'sche Intrigue erklären. Sie war aber vielleicht nur ein Mittel, um das moralische Ansehen des jungen Bourbon vollends zu brechen und die Revolutionirung Neapels zu beschleunigen. Denn die Haltung der deutschen Mächte war von der Art, daß Napoleon III. das Vorgehen Garibaldi's wieder aus dem Grunde billigen und fördern konnte, weil ihm dieser Nationalheld Italiens in einem etwa neuen Kampfe mit Oesterreich der wichtigste Bundesgenosse seyn mußte.

Dem sey wie ihm wolle, so wandte sich Franz II. flehentlich an Victor Emanuel, er möge doch mit ihm eine enge Allianz schließen, indem er dessen System annahm, und Garibaldi's weiteres Vorgehen verhindern. Am 25. Juni gab er eine freisinnige Verfassung, erließ eine allgemeine Amnestie und ernannte das liberale Ministerium Spinelli. Victor Emanuel verlangte von ihm sogleich die Cedirung Siciliens, die ihm auch zugestanden wurde, hielt ihn aber mit leeren Hoffnungen hin, und wirkte ihm namentlich den ersehnten Waffenstillstand mit Garibaldi nicht aus. In Neapel selbst folgten auf die Neuerungen einige Tage Anarchie

Hier wie früher in Palermo wurden die Polizeibeamten ermordet und ihre Häuser geplündert. Unterdeß mußte Garibaldi erst noch die in Messina unter General Clary festsitzenden Neapolitaner vertreiben. Sein Untergeneral Medici erstürmte nach einem äußerst blutigen Kampfe am 19. Juli Milazzo, Clary capitulirte nun und erhielt freien Abzug von Messina. Ganz Sicilien war nun in den Händen Garibaldi's, welcher sofort in Calabrien landete und am 21. August Reggio wegnahm. Ueberall flohen die neapolitanischen Soldaten oder gingen zu ihm über. In Neapel herrschte grenzenlose Verwirrung. Der neapolitanische Gesandte in Turin, Graf Aquila, wurde von dort ohne Trost fortgeschickt. Ein Verzweiflungsbrief des König Franz an Napoleon III. blieb ohne Erfolg. Dagegen erließ der junge Murat am 19. August eine Proclamation, worin er sich als Candidaten für die zu erwartende Volksabstimmung in Neapel empfahl.

Nach dem Frieden von Villafranca, in welchem sich Oesterreich in die Arme Frankreichs geworfen hatte, glaubten die alten Patrioten von der gothaischen Partei, das übrige Deutschland müsse nur um so einiger zusammenhalten und sich desfalls der preußischen Führung überlassen. Der liberale Abgeordnete von Bennigsen in Hannover regte den Gedanken zuerst an und veranstaltete am 17. Juli 1859 zu Eisenach die erste Besprechung desselben mit gleichgesinnten Männern. Auf einer zweiten noch zahlreicher besuchten Versammlung in demselben Eisenach am 14. August wurde das Programm formulirt: Deutschland ist durch den neuen Frieden gefährdet, die Gefahr liegt in seiner Uneinigkeit, die Einigkeit muß erzielt werden durch eine Centralregierung, wofür sich nur Preußen eignet, und durch ein deutsches Parlament. Am 28. überreichte eine Deputation dieser Patriotenpartei dem regierenden Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha eine Adresse, welcher dieselbe huldvoll empfing und freimüthig erklärte: „Wenn in Deutschland etwas Ersprießliches erreicht werden solle, müßten Fürsten wie Staaten Opfer bringen;

er begrüße die Bildung einer großen nationalen Partei mit Freuden und werde ihr stets mit Rath und That zur Hand gehen." Nur acht Tage später erklärte sich bereits von Seiten Oesterreichs Graf Rechberg in einem Schreiben an den österreichischen Gesandten in Dresden, Grafen Traun, sehr bestimmt gegen dieses gothaische Vorgehen als gegen eine Negation des bestehenden deutschen Bundesrechts und legte Rechtsverwahrung ein. Der Herzog von Coburg ließ durch seinen Minister, Herrn von Seebach, am 14. Sept. antworten, er wahre sich das Recht, Wünsche in Bezug auf zweckmäßige Veränderungen im öffentlichen Rechte Deutschlands auszusprechen, und niemand sey befugt, ihm dabei zu unterstellen, er wolle solche Aenderungen auf einem andern Wege als dem der Vereinbarung der dabei Betheiligten durchsetzen. Er gebe übrigens zu erwägen, daß die Erhaltung des (unnatürlich) Bestehenden kaum möglich seyn werde, daß das deutsche Volk eine naturgemäßere Gestaltung seiner öffentlichen Rechte schon längst bedürfe und verlange ꝛc.

Am 16. September knüpfte sich an den volkswirthschaftlichen Congreß in Frankfurt a. M. auch wieder eine Versammlung von Männern aus Süd- und Norddeutschland, welche das Eisenacher Programm angenommen hatten. Neben Bennigsen, Unruh von Berlin, Schüler aus Jena ꝛc. sah man hier den alten Welcker, Reyscher aus Württemberg ꝛc. Man constituirte hier förmlich einen Nationalverein, dessen Ausschuß in Gotha seinen Sitz nahm, sofern ihn die freie Stadt Frankfurt nicht aufnehmen wollte. Eine Adresse der Stadt Stettin an den neuen Minister des Innern in Preußen, Grafen von Schwerin, unterstützt die Bestrebungen des Nationalvereins, Schwerin aber antwortete darauf mit einer angemessenen Zurückhaltung, indem er den patriotischen Zweck anerkannte, aber nur loyale Mittel wollte. Eine Reclamation Rechbergs beantwortete Schleinitz mit einer ähnlichen Erklärung, Preußen anerkenne, daß es in Deutschland der Verbesserung bedürfe, werde

aber seine Pflicht nie vergessen und hege keine „selbstsüchtigen Tendenzen."

Die Regierungen der Mittelstaaten theilten Oesterreichs Mißstimmung gegen den Nationalverein und ihre Minister tagten am 24. November in Würzburg, um sich unter einander gegen die ihnen zugemuthete preußische Hegemonie zu vereinbaren. Abgesehen von dem Widerspruch, den der Nationalverein von Seiten Oesterreichs und in Würzburg fand, hatte derselbe auch alles gegen sich, was bereits 1849 und 1850 gegen die preußische Union eingewendet worden war. Selbst Heinrich von Gagern, als Haupt der alten Gothaer Partei, verwarf in einem Privatbriefe, der gegen seinen Willen veröffentlicht wurde, den kleindeutschen Gedanken, glaubte nicht, daß Preußen selbst ihn durchzuführen geneigt sey, und wollte Deutschösterreich nicht ausschließen. Der Nationalverein machte unter diesen Umständen keine Fortschritte, aber der hundertjährige Geburtstag Schillers am 10. Nov. 1859 bot eine erwünschte Gelegenheit dar, in einer großartigen Feier seines Namens dem Selbstbewußtseyn und der Selbstachtung der Nation Ausdruck zu geben. Von einem Ende Deutschlands zum andern, in allen Städten, selbst in vielen Dörfern, und weithin im Auslande, sogar in fernen Welttheilen, wo Deutsche leben, wurde der 10. Nov. mit Gottesdienst, Festaufzügen, Gesang und Reden gefeiert, am glänzendsten in Stuttgart, wo die Familie des verewigten Dichters die Huldigungen seiner speciellen Landsleute entgegennahm, sodann in Wien, wo dem Dichter von vielen Tausenden ein Fackelzug gebracht wurde. In Berlin hatte man, wegen der schweren Krankheit des Königs, die Feier anfangs untersagt, doch wurde nachher noch auf dem Gensdarmenplatz feierlich der Grundstein zu einem Denkmal Schillers gelegt, in der Dunkelheit der Nacht aber beging hier der Pöbel widrige Excesse.

Eine lebhafte patriotische Kundgebung in der gesammten deutschen Presse veranlaßte der hannöver'sche Minister v. Borries, indem er am 2. Mai 1860 in der Kammer die Naivetät hatte, zu

ſagen, die Mittel- und Kleinſtaaten würden ſich die Unterordnung unter einen andern deutſchen Staat (Preußen) nicht gefallen laſſen, ſondern ſich durch Bündniſſe unter einander oder mit auswärtigen Mächten ſchützen. Alles ſtürmte auf den armen Miniſter ein, der doch nur ſo ehrlich geweſen war, auszuſprechen, was andere unehrlich verſchwiegen, ohne es anders zu meinen. Der blinde König von Hannover erhob ſeinen treuen Diener in den Grafenſtand.

Auch in dieſe Angelegenheit miſchte ſich wieder Frankreich ein. Die Pariſer Blätter wetteiferten, dem deutſchen Nationalverein zuzuſtimmen und die kleindeutſche Politik zu bevorworten und in Straßburg wurde vom 1. Jan. 1860 an eine deutſche Zeitung derſelben Tendenz herausgegeben. Napoleons geſchäftige Feder About erließ eine Flugſchrift im gleichen Sinne, und der Moniteur ſelbſt ſprach ſich offen aus: Preußen müſſe für Deutſchland werden, was Sardinien für Italien. Es ſolle ſich durch Annexirung der ihm zunächſt gelegenen Mittel- und Kleinſtaaten oder „des ganzen Zollvereingebiets" arrondiren wie Piemont mit Ober- und Mittelitalien, und dagegen nur die Rheinprovinzen an Frankreich abtreten, wie Sardinien Savoyen abgetreten habe. Wir brauchen Rheinwein, um den Savoyiſchen Kuchen zu verdauen, ſoll Napoleon geſagt haben. Rußland aber übernahm es, dem Prinzregenten von Preußen die Wünſche und Anträge Frankreichs in dieſer Beziehung zu inſinuiren. Die Zuſammenkunft des Prinzen mit dem ruſſiſchen Kaiſer am 23. Oct. zu Breslau war nur die Vorbereitung dazu. Es handelte ſich hier zunächſt darum, Preußen für die von Rußland gebilligte Aenderung in Italien zu ſtimmen. Preußen ſah ſich von England verlaſſen, es war alſo in der That der günſtigſte Augenblick für die ruſſiſch-franzöſiſche Politik, gerade jetzt Preußen zu bearbeiten.

Schleinitz erklärte ſich am 14. Januar 1860 gegen den engliſchen Geſandten Lord Bloomfield „wenn auch Preußen die Möglichkeit eines neuen Krieges gern beſeitigt ſähe, dürfe man doch kaum erwarten, daß es ſo zu ſagen mit verbundenen Augen die

durch Frankreich und England gemeinschaftlich bewirkte Reorganisation Italiens als eine vollendete Thatsache ansehen solle, wenn es früher nicht aufgefordert worden sey, an den betreffenden Berathungen Theil zu nehmen." Nichts bezeichnet deutlicher, wie wenig sich Preußen auf Palmerston verlassen konnte.*) Ohne England vermochte aber Preußen eben so wenig gegen die Annexirung einzuschreiten, als ohne Oesterreich. Oesterreich aber blieb ganz passiv. Als ihm Thouvenel erklären mußte, es sey Frankreich unmöglich, die Bestimmungen des Friedens einzuhalten, weil die Bevölkerungen Mittelitaliens unaufhaltsam zur Annexirung mit Sardinien drängen, die Fürsten von Toscana und Modena müßten also verzichten, — beklagte sich Rechberg zwar über die Agitation, die sich selbst bis Venedig erstrecke, und die wenigstens nicht „im Schatten eines eben geschlossenen Friedens" hätte vorkommen sollen, sprach aber offen aus, es werde sich einstweilen auf die Hut seiner Grenzen beschränken und sich um das, was außerdem in Italien vorgehe, nicht kümmern. Rußland war überall nur Frankreichs Secundant. Bei diesem Verhalten Englands, Oesterreichs und Rußlands nun konnte Preußen nicht allein handeln wollen und Herr von Schleinitz war völlig berechtigt, sich auf den Wunsch zu beschränken, man möge ihm die Annexirungen wenigstens nicht offiziell anzeigen.

---

*) Unter anderem wurde eine Aeußerung von Schleinitz in England auf eine höchst perfide Art so verdreht, als hätte er während des italienischen Krieges den deutschen Patriotismus in Süddeutschland gedämpft, um die französische Politik zu unterstützen. Schleinitz erklärte sich gegen diese Fälschung seiner Worte mit würdevollem Ernst. Bald darauf erdreistete sich der französische Gesandte, Latour d'Auvergne, in Berlin von Schleinitz Auskunft, beziehungsweise Genugthuung für einen Brief des Prinzregenten an Prinz Albert von England zu verlangen. Dieser Brief war in England gestohlen und abgeschrieben worden. Schleinitz fertigte den Forderer stolz mit der Bemerkung ab, Privatbriefe seines Herrn gehören nicht in seinen Amtsbereich.

Einen Schritt weiter ging Rußland, als es im Mai 1860 im Namen Frankreichs Preußen direct vorschlug, die Rheinprovinzen an Frankreich abzutreten und sich dafür reichlich in Deutschland zu entschädigen. Der Prinzregent wies diese Zumuthung mit einer edeln Entrüstung zurück und verließ mit auffallender Schnelligkeit Berlin eine Stunde vorher, ehe ein russischer Großfürst daselbst ankam. In Saarbrücken hielt er sodann bei Eröffnung der Eisenbahn eine Rede, welche das gesammte deutsche Vaterland seiner Treue und seines Schutzes auf die wärmste Weise versicherte.

Mittlerweile reiste die Kaiserin Mutter von Nizza über Lyon zurück, wohin der Kaiser und die Kaiserin von Frankreich sich begaben, um sie auf's ehrerbietigste zu begrüßen, am 2. Juni. Die Rheinreise des Prinzregenten aber gab Napoleon III. erwünschten Anlaß, ihm einen Besuch abstatten zu wollen, vielleicht noch in der Hoffnung, ihn mit russischer Hülfe zu bearbeiten, sofern Preußen damals immer noch von Oesterreich und England isolirt war und die alte russische Partei in Preußen das liberale Ministerium in Berlin zu stürzen sich damals die größte Mühe gab. Weil der Prinzregent zu seiner Tochter in Karlsruhe und dem berühmten Badeort Baden reiste, hatten die süddeutschen Fürsten bereits vor Napoleon dem Prinzregenten ihren Besuch in Baden angesagt, um die schwebende Frage deutscher Politik mit ihm zu besprechen. Indem er nun die Zusammenkunft mit Napoleon nicht ablehnen konnte, ohne ihn zu beleidigen, stellte er ihm doch die Bedingung, daß die Integrität Deutschlands in keiner Weise in Frage kommen und daß er ihn in Gegenwart der übrigen deutschen Fürsten empfange. Immerhin aber, wenn der Prinzregent auch die verführerischen Anträge Frankreichs zurückwies, konnte Napoleon in Baden doch noch den Zweck verfolgen, Preußen und die Mittelstaaten durch Friedensversicherungen zu beruhigen, zu neutralisiren und noch mehr als bisher von Oesterreich zu trennen, damit sie dem letztern, wenn Venedig angegriffen würde, nicht hülfen; man las damals in französischen Blättern, in Baden werde der öster-

reichischen Monarchie das Sterbeglöcklein geläutet werden. Erreichte Napoleon aber auch diese Absicht nicht, so konnte er wenigstens durch seine Dazwischenkunft in Baden die von der öffentlichen Meinung in Deutschland ersehnte Vereinbarung der Fürsten vereiteln, die deutsche Fürstenversammlung stören, den günstigen Effect, den dieselbe versprach, in einen ungünstigen umwandeln.

Schwerlich hat er damals noch gehofft, den Prinzregenten durch süße Bezauberungen zur Annahme der russischen Anträge zu verlocken. Was aber er nicht mehr hoffte, das wurde noch und zwar in hohem Grade in Hannover gefürchtet. Die Sorge, daß der Plan, Preußen für die Rheinprovinzen mit Hannover zu entschädigen, in Baden zur Reife kommen werde, trieb den König von Hannover eiligst nach Berlin.*) Hier aber beruhigte ihn der Prinzregent völlig, indem er ihn einlud, selbst mit nach Baden zu kommen. Auch der König von Sachsen, der Großherzog von Weimar, die Herzoge von Gotha und Nassau folgten ihm dahin, so wie von Süden her die Könige von Bayern und Württemberg. Am 15. Juni nun begrüßte Napoleon III. in Baden den Prinzregenten und die deutschen Fürsten und gab ihnen die bündigsten Versicherungen seiner Friedensliebe und daß es ihm nicht in den Sinn komme, Deutschland beunruhigen zu wollen. Man erwies ihm große Höflichkeit, ließ ihn jedoch mit der Ueberzeugung abreisen, daß seine Dazwischenkunft die Vereinbarung der deutschen Fürsten nicht gestört, sondern gefördert habe.

Der Prinzregent hielt mit den Fürsten nach Napoleons Abreise noch mehrere Besprechungen, in welchen er ihnen ehrlich sagte, es sey an der Zeit, daß sie alle mit ihm fest zusammenhielten zur gemeinsamen Vertheidigung des großen deutschen Vaterlandes, wie es auch die Nation erwarte, und daß eben deshalb auch eine Verständigung mit Oesterreich dringend zu wünschen wäre. Man habe

*) Hier glaubte der Pöbel, Borries sey mitgekommen, rief ihn heraus und erhob großen Tumult vor dem Hotel des Königs.

ihnen Mißtrauen eingeflößt, als ob er (im Sinn der russischen Anträge, wie im Sinn der kleindeutschen Partei) Preußen auf ihre Kosten durch ihre Mediatisirung und durch Annexirung ihrer Länder vergrößern wolle, aber das sey niemals seine Politik gewesen, er verbürge ihnen gerne den Bestand ihres Besitzes. Er wolle auch eine Bundesreform nur unter Wahrung ihrer Rechte. Namentlich in einer längeren Besprechung mit seinem Neffen, dem König von Bayern, kam man über die Hauptfrage auf's Reine und klärte sich zum erstenmal wieder der deutsche Horizont. Max I. aber erwarb sich das Verdienst, nunmehr auch Oesterreich herbeizuziehen.

Es waren höchst interessante Tage, in denen von Baden aus die Fäden der Vereinigung aller Deutschen insgeheim fortgesponnen wurden, während die aus allen Gauen Deutschlands zusammenströmenden Turner fröhlich zu Coburg am 17. Juni ein großes Turn- und Volksfest feierten, auf der andern Seite aber diejenigen, welche gehofft und gebohrt hatten, das Ministerium in Berlin zu stürzen, ärgerlich die Lippen zusammenbissen, und das sonst so praktische Frankreich sich lächerlich machte, indem wir in officiösen Pariser Blättern von Huldigungen lesen mußten, die ihrem Kaiser in Baden gebracht worden seyen, und daß „Deutschland sich an das wiedergewonnene Uebergewicht Frankreichs werde gewöhnen müssen."

Zwischenfälle sollten die französische Hoffahrt noch tiefer beschämen. Am 24. Juni starb in Paris der alte König Jerome, welcher bisher seinen Sohn, den ungestümen Prinzen Napoleon, in leidlichem Gehorsam gegen den Kaiser, seinen Vetter, zu erhalten verstanden hatte, da alle Welt wußte, der Prinz sey der heimliche Rival des Kaisers und halte sich selbst für legitimer, als ihn. Wie es in öffentlichen Blättern hieß und auch nicht widersprochen wurde, bewahrte der Prinz nach seines Vaters Tode nicht mehr so streng als sonst gewisse den Kaiser betreffende Geheimnisse und so erfuhr der Engländer Kinglake, was er zur Ueberraschung der Welt am 12. Juli öffentlich im Parlament verkündete: „Napoleon III. habe zu Villafranca dem Kaiser Franz Joseph die Rück-

erſtattung der Lombardei angeboten, wenn Oeſterreich dulde, daß Frankreich ſich des linken Rheinufers bemächtige, Franz Joſeph aber habe einfach geantwortet: nein, ich bin ein deutſcher Fürſt." Kinglake's Rede ging durch ganz Europa und niemand hat die darin erwähnte Thatſache geleugnet, deren Bekanntwerden mehr als alles andere die Verſtändigung zwiſchen Oeſterreich und Preußen erleichtern mußte, denn ohne Verabredung, ja ohne es von einander zu wiſſen, hatte jeder für ſich, der Kaiſer und der Prinzregent, in einer Zeit des ruchloſeſten Machiavellismus den Muth gehabt, als ein ehrlicher Mann zu handeln.

Oeſterreich befand ſich in einem traurigen Zuſtande. Seine Finanzen waren furchtbar zerrüttet, das Vertrauen in die Regierung durch die verſchuldeten Unglücksfälle in Italien tief erſchüttert. Erzherzog Johann, der früher als Vertrauensmann vor manchen Riß der Monarchie getreten war, hatte am 12. Mai 1859 das Zeitliche geſegnet. Acht Tage ſpäter auch Jellachich, der edle Ban von Croatien, in Kummer über die Mißgriffe der Finanzverwaltung, die auch tief in die Rechte der Croaten eingriffen. Die Mißſtimmung war allgemein und Miniſter Bach war der erſte, der ihr zum Opfer gebracht wurde. Am 21. Auguſt ſchickte ihn der Kaiſer als Geſandten nach Rom und erſetzte ihn durch Goluchowski im Miniſterium des Innern, dem v. Hübner, der frühere Geſandte in Paris, als Polizeiminiſter zur Seite trat. Graf Grünne, erſter Generaladjutant des Kaiſers, gegen den das Mißtrauen im Volk am höchſten geſtiegen war, wurde erſt im October entfernt.

Obgleich die ſchlechte Truppenverpflegung ſchon im Mai und Juni 1859 während des italieniſchen Feldzugs allgemein bekannt worden war, dauerte es doch noch faſt ein Jahr, bis ſie unterſucht wurde. Erſt Anfang März 1860 begann man mit einem Prozeß gegen den k. k. Hauptmann Doré, der den Franzoſen den Plan der Befeſtigungen Verona's verkauft hatte. Er wurde kriegsrechtlich erſchoſſen. Faſt gleichzeitig wurde kund, in Wien ſelbſt

ſey einer der höchſten Militairbeamten, Feldmarſchalllieutenant von Eynatten, plötzlich verhaftet worden, weil er als Chef des Armeeobercommando's in Italien den Staat um zwei Millionen Gulden betrogen habe, ſich für 25,000 Ochſen, große Quantitäten Wein ꝛc., die gar nicht exiſtirten, vom Staat habe bezahlen und die Armee hungern laſſen. Er wich der Unterſuchung raſch aus, indem er ſich in der Nacht vom 7. auf den 8. März 1860 im Gefängniß erhenkte. Gleichzeitig wurden in Trieſt mehrere angeſehene Kaufleute (Brambilla, Mardolfo, Revoltella) verhaftet, als bei den Unterſchleifen betheiligte, und rettete ſich der jüdiſche Liferant Moiſe Baſevi nur durch die Flucht. In Wien wurde ferner der Director der bei der Armeeverwaltung mit großen Summen betheiligten öſterreichiſchen Creditanſtalt, Richter, verhaftet und Robert, Chef eines großen Wiener Hauſes, erſchoß ſich, um dem gleichen Geſchick zu entgehen. Die Unterſuchung wurde im tiefſten Geheimniß betrieben. Aber ſchon nach ſechs Wochen erfuhr die ſtaunende Welt, der berühmte Finanzminiſter von Bruck habe ſich am 23. April in Wien ſelbſt entleibt, weil auch er bei den großartigen Betrügereien die Hand im Spiel gehabt und die verhafteten Trieſtiner nur ſeine Handlanger geweſen ſeyen. Am 20. April war Bruck als Zeuge vor das Gericht citirt worden und hatte ſich ſeiner hohen Stellung wegen geweigert, zu erſcheinen, bis es ihm der Kaiſer befehlen werde. Der Kaiſer aber erfuhr von Seiten des Gerichts, es handle ſich um mehr als bloße Zeugenſchaft, entließ daher den Miniſter am 22. und ernannte Plener zu ſeinem Nachfolger. Nun ſah ſich Bruck verloren und ſchnitt ſich über Nacht den Hals ab. Ein ziemlicher Theil der Preſſe ſuchte ihn zu entſchuldigen, er habe nur aus falſchem Ehrgefühl gehandelt, er ſey unſchuldig. Aber man merkte wohl, hinter dieſen Beſchönigungen ſteckte die Todesangſt derer, die ſich mitſchuldig wußten und eine noch weitere Aufdeckung des die ganze Staatsverwaltung durchziehenden Netzes von Betrug fürchteten. Und es gelang auch, (wie einſt unter den Directoren in Paris, vgl. Theil II. 395) den

Schaden so tief als möglich zu verschleiern, die Untersuchung zu beschränken, die wichtigsten Fragen mit Stillschweigen zu übergehen. Die öffentliche Meinung verband die Mehrverausgabung von 111 Millionen Gulden Anlehensobligationen mit der Finanzverwaltung Brucks, erhielt aber keine Aufklärung.

Am meisten Aufregung bemerkte man in Ungarn. Hier war durch Kossuth von Italien aus wieder gehörig gewühlt worden, aber die Unzufriedenheit bedurfte solcher Hebel nicht, sie war hinreichend begründet durch den Verlust aller alten Landesrechte und durch die Finanznoth. Ein kaiserliches Patent suchte am 1. September 1859 die ungarischen Protestanten durch Concessionen zu beruhigen, aber die Protestanten beschlossen am 27. auf einer Versammlung zu Käsmark, das Patent als nicht vorhanden zu betrachten und einfach ihr altes Recht zu verlangen. Am 15. März 1860 veranlaßte die Feier der Schilderhebung von 1848 einen Studententumult in Pesth. Am 8. April verbreitete sich die erschütternde Nachricht, der seit 1848 bei Wien in einer Irrenanstalt aufbewahrte große Reformer Ungarns, Graf Szechenyi, habe sich durch einen Pistolenschuß das Hirn zerschmettert. Kurz zuvor waren dessen Papiere untersucht und, wie es hieß, ein ganzes Arsenal von revolutionairen für Ungarn bestimmten Brandschriften bei ihm gefunden worden. Die regierungsfeindliche Partei sprengte daher das Gerücht aus, er habe sich nicht selbst ums Leben gebracht, und feierte ihn in ganz Ungarn als Märtyrer durch wochenlange Requiems und Ovationen aller Art. Die Regierung glaubte nun noch mehr Concessionen machen zu müssen, stellte am 20. April die Comitatsverwaltung wieder her und schickte den biderben Helden Benedek, einen gebornen Ungarn, mit unumschränkter Vollmacht als Civil- und Militairgouverneur nach Ungarn, um mit Ernst und Milde das schwierige Land in Ordnung zu halten. Als der Kaiser die vermehrten Reichsräthe ernannte, überging er den Primas von Ungarn, weil derselbe zu Pesth das feierliche Hochamt für Szechenyi gehalten, aber sechs andere edle Ungarn, auf welche die

kaiserliche Wahl fiel, voran Eötvös, lehnten die Wahl ab und verlangten (wie die Protestanten von Käsmark) nur ihr „altes Recht“. Doch nahmen nachher andere die Wahl an, um einen letzten Versuch in Wien zu machen, aber unter ausdrücklichem Vorbehalt aller Rechte Ungarns. Im Mai erschien eine Flugschrift von Horn, noch fanatischer, als wenn Kossuth sie geschrieben hätte, in französischer Sprache und von Paris aus.

Die Einberufung des vermehrten Reichsraths datirt vom 5. März. Sie entsprach der Einberufung der Notabeln des Jahres 1787 in Frankreich und sollte (mit Umgehung eines gewählten Parlaments) zunächst den Credit und das Vertrauen des Volks in die Regierung herstellen. Der Kaiser allein ernannte die Reichsräthe (die Erzherzoge, höheren Geistlichen, höheren Beamten und 38 Mitglieder der einzelnen Landesvertretungen), denen aber keine Initiative zustehen, sondern die nur die k. k. Vorlagen begutachten sollten. Der Reichsrath wurde am 31. Mai in Wien durch Erzherzog Rainer feierlich eröffnet und trat mit großer Mäßigung und Klugheit auf, bis ihm nach und nach immer mehr Rechte vom Kaiser selbst zuerkannt wurden. Die Staatsschuld betrug nach den Vorlagen 2268 Millionen Gulden, das Deficit des nächsten Verwaltungsjahres 40 Millionen.

Eben hatte der Reichsrath sich das Vertrauen des Volks erworben und begann das Volk, dessen Grundanschauung bisher eine sehr pessimistische gewesen war, wieder zu hoffen, als die biedern Worte, welche der Prinzregent in Baden gesprochen, die Enthüllungen Kinglakes und die patriotische Bemühung des Königs von Bayern den Kaiser veranlaßten, dem Prinzregenten eine Zusammenkunft anzutragen. Dieselbe erfolgte in Töplitz am 25. Juli und führte zum erwünschtesten Einverständniß in der innern wie äußern Politik Oesterreichs und Preußens, denn nicht nur schloß sich Kaiser Franz Joseph an das patriotische Programm von Baden an und wurde eine Defensivallianz gegen einen auswärtigen Angriff unter gewissen Umständen und Bedingungen verabredet, son-

dern Oeſterreich ſchloß ſich auch in Bezug auf die innere Verfaſſung und Verwaltung dem liberalen preußiſchen Syſtem an. Nach den glaubwürdigſten Nachrichten verſprach Preußen, wenn Venedig angegriffen würde und Frankreich den Italienern noch einmal zu Hülfe kommen wolle, ſeinerſeits Frankreich den Krieg zu erklären. Wie aber in Baden durch den König von Bayern die Verſtändigung von Töplitz vorbereitet worden war, ſo ſollte wieder in Töplitz durch den Prinzregenten eine noch weitere Verſtändigung mit England und Rußland vorbereitet werden. — Auch in der innern Politik ſchloß ſich Oeſterreich an das conſtitutionelle Preußen an. Um über ſeine Geſinnungsänderung keinen Zweifel zu laſſen, erklärte der Kaiſer ſchon vor dem Tage von Töplitz durch Erlaß vom 17. Juli, daß in Oeſterreich künftig weder neue Steuern erhoben, noch beſtehende erhöht, noch neue Anleihen contrahirt werden ſollten ohne Zuſtimmung des Reichsraths. Nichts war daher übler berechnet, als die Hoffnung, auch jetzt noch in Töplitz das preußiſche Miniſterium zu ſtürzen. Der Tag in Töplitz war vielmehr der vollſtändigſte moraliſche Sieg des Prinzregenten und ſeines bisherigen Syſtems. Die Ausſöhnung Preußens mit Oeſterreich erfolgte unter der freudigſten Zuſtimmung des geſammten deutſchen Volks. Nur die Parteien, die eine Auflöſung Oeſterreichs wünſchten, grollten. Die Ungarn machten Ende Juli kleine Aufläufe in Peſth und feierten ein Verbindungsfeſt mit den Rumänen, in Klauſenburg. Im vermehrten Reichsrath zu Wien behielt in der 21er Commiſſion die combinirte ungariſch-böhmiſche Adelspartei, geführt von den Grafen Szecſen und Clam-Martinitz, die Mehrheit der Stimmen und forderte (im Auguſt) eine möglichſt große Selbſtändigkeit der Nationalitäten, während die deutſche Minderheit eine feſtere Einheit der Monarchie erhalten wünſchte. Man warf dem Miniſterium vor, daß es ſich bei dieſem Zwieſpalt im Reichsrath gänzlich paſſiv verhalte und die Ereigniſſe erwarten zu wollen ſcheine, anſtatt ihnen zuvorzukommen.

Kaiſer Franz Joſeph beſuchte von Töplitz aus noch den König

von Sachsen und den König von Bayern (in Gräfenberg) und gab seine Geneigtheit, die bisherigen deutschen Streitfragen friedlich zu schlichten, auch dadurch zu erkennen, daß er den Kurfürsten von Hessen zur Nachgiebigkeit ermahnte. Die Verfassung Kurhessens von 1831 war außer Wirksamkeit gesetzt durch Bundesbeschluß von 1852. Stände und Volk verlangten nun aber die Herstellung jener älteren Verfassung, indem jener Bundesbeschluß rechtlich angefochten wurde. Bisher hatte sich Preußen für das reclamirende hessische Volk gegen den Kurfürsten erklärt, was die Abberufung des preußischen Gesandten in Cassel (Herrn von Sydows) zur Folge hatte. Der Kurfürst octroyirte am 30. Mai 1860 eine neue Verfassung, gegen die aber sogleich von den Gemeinden protestirt wurde. Oesterreich rieth ihm nun, sich mit dem Volke zu versöhnen und die Wünsche der letzten Ständeversammlung zu berücksichtigen.

Dagegen wurde eine Instruction Napoleons an seinen Gesandten bei einem kleinen deutschen Hofe bekannt, worin demselben befohlen wurde, der Eitelkeit des Duodezfürsten zu schmeicheln, seine Vorfahren, die Größe seiner Dynastie zu rühmen und ihn daran zu erinnern, daß Napoleon I. in Deutschland drei Könige gemacht habe und daß sein Neffe deren noch mehr machen könne. Vor allem aber sollte der Gesandte die Ehrlichkeit des Prinzregenten von Preußen zu verdächtigen suchen, dem kleinen deutschen Fürsten vor preußischen Annexirungsabsichten immerfort Angst machen und ihm Frankreich als seine einzige Stütze bezeichnen. Er rechnete auf die alten eifersüchtigen Sonderinteressen, die in der That durch schöne Worte nicht zu neutralisiren sind und die sich in der fast lächerlichen Furcht einiger Mittelstaatenminister vor dem coburgischen Nationalverein verrieth. Indeß mißlang der Versuch einiger solcher Mittelstaaten, strenge Maßregeln gegen denselben hervorzurufen, in Töplitz, in Baden. Ein anderer Versuch, die Mittelstaaten unter Bayern in eine Sondergruppe zu vereinigen, mißlang an der Weigerung des König Max.

Die Eröffnung der neuen Eisenbahn in Salzburg, von

hoher Wichtigkeit, weil durch sie zum erstenmal eine directe Eisenbahnverbindung geradlinig zwischen Wien und Paris hergestellt wurde, konnte nicht anders als festlich begangen werden und fanden sich dazu am 12. August der Kaiser von Oesterreich und der König von Bayern ein. Beim Festmahl freuten sich die beiden Monarchen der Eintracht zwischen Oestreich und Bayern, verfehlten aber nicht, dabei in warmen Worten der noch wichtigeren Eintracht zwischen Süd- und Norddeutschland zu gedenken und Kaiser Franz Joseph pries laut den schönen Tag, „an dem er die Hand des Prinzregenten von Preußen ergriff" und trank „auf die Einigkeit der Fürsten und Völker Deutschlands." Bei demselben Festmahl nahm auch der bayrische Freiherr von Lerchenfeld das Wort und rief: „Wohl ist es dem Feinde öfters gelungen, bis ins Herz des zerrissenen Deutschlands einzudringen, aber das einige hat stets blutige Sühne dafür genommen."

Mit Trinksprüchen ist es indeß nicht gethan. Die Hauptsache ist die Wehrhaftigkeit. Das gab Napoleon III. den Deutschen zu verstehen, indem er damals ein großes Lager bei Chalons abhielt und die Manoevres der Jenaer Schlacht einüben ließ. Indeß war man in Berlin auch nicht unthätig geblieben. Eine Umgestaltung des preußischen Heerwesens war dringend nöthig geworden. Die allgemeine Wehrpflicht war eine Illusion. Der Staat hätte, wenn alle Wehrfähige auch wehrpflichtig gewesen wären, die Präsenz nicht bestreiten können. Jährlich wurden nur 40,000 Recruten ausgehoben, welche drei Jahre dienten und dann in die Landwehr übergingen. Diese Landwehr blieb aber kriegspflichtig und zwar mußte im Kriegsfall je ein Landwehrregiment mit je einem Linienregiment vereinigt eine Brigade bilden. So kam es, daß verheirathete Landwehrmänner die kleinen Kriege in Schleswig, Posen und Baden mitmachen mußten, während viele Tausende von jungen und unverheiratheten Leuten vorhanden waren, die gar nicht zum Militair waren berufen worden. Begreiflicherweise beschwerte sich die Landwehr über diese Unnatur und litt der Staat selbst, wenn die Hälfte der Armee

ungern diente und zum Theil auch nicht mehr recht fähige Führer hatte, denn die Landwehroffiziere waren nicht genug in Thätigkeit. Die Reorganisation kam wegen Widerspruchs des Herrenhauses in den Kammern nicht zu Stande, die Regierung erhielt aber neun Mill. Thaler Credit und brachte nun die Umbildung des Heeres bis Mitte des Jahres 1860 glücklich in der Art zu Stande, daß die Landwehr lediglich Reserve blieb und nicht mehr mit der Linie combinirt, dagegen die Linie um mehr als 100,000 Mann verstärkt wurde. Auch die Artillerie wurde in dieser Zeit um 100 gezogene Kanonen vermehrt. Man stritt lange um die dreijährige Dienstzeit, auf welcher aber der Prinzregent mit Recht fest bestand, weil nur eine längere Uebung eine Armee gehörig schlagfertig macht.

Noch dringender war die Instandsetzung der Bundesfestungen und die Vornahme mancher Verbesserung und Ergänzung in den Contingenten der Mittel- und Kleinstaaten. Seit vierzig Jahren hatte man hunderte von Millionen verausgabt und das Volk war überall willig, für die Vertheidigung des Oberrheins Opfer zu bringen und doch fehlte noch viel zur Sicherung der Festungen, zur Schlagfertigkeit und Uebereinstimmung der Bundescontingente. Die Kriegsminister der Mittelstaaten beriethen sich übrigens im August in Würzburg.

Napoleon wachte, während wir schliefen. Napoleon erkannte die Mißbräuche im Armeewesen und schuf sich eine neue treffliche Armee, während wir im alten Schlendrian beharrten. Napoleon handelte, während wir nur unterhandelten.

Belgien hatte bisher vor Frankreich gezittert. Sehr natürlich. Wie am Ausgang des vorigen Jahrhunderts die belgischen Parteien sammt und sonders von Frankreich verschlungen worden waren, so sahen sie denselben Rachen auch jetzt wieder an ihren fast wehrlosen Grenzen gähnen. Daher eine bis zum Lächerlichen gesteigerte Furcht vor Frankreich, welche den Kriegsminister, General Chazal, als er am 19. August 1859 von der Kammer Geld zu einer verstärkten Befestigung von Antwerpen verlangte, zu der

zornigen Rede hinriß: „Europa soll erfahren, wie viele unter den belgischen Abgeordneten ihr Haupt unter das Joch beugen und ihr Vaterland und ihre Unabhängigkeit der Fremdherrschaft überliefern!“ Gewiß ist, Belgien war von französischen Agenten und Parteigängern unterwühlt, das Postgeheimniß in der Hand derselben ꝛc. Frankreich frug: was die Befestigung Antwerpens in einem völlig neutralen Lande bedeuten solle? Daher die Angst, mit der man die Berathung über diese Befestigung zu vertagen suchte und die geringe Zahl von Stimmen, mit der sie endlich durchging (57 gegen 42). Bald darauf aber reiste König Leopold nach Biarriz, um den französischen Kaiser persönlich zu beruhigen.

Man glaubte damals annehmen zu dürfen, die französische Annexationspolitik werde sich früher auf Belgien als auf die preußischen Rheinlande werfen, weil, wenn Frankreich zuerst Preußen angriffe und in einen schweren Kampf in Deutschland verwickelt wäre, England sich eher geneigt zeigen würde, sich mit Preußen zu alliiren, als umgekehrt, wenn Frankreich zuerst Belgien angriffe und deshalb mit England in Conflict käme, das von Rußland bedrohte, von Oesterreich, vielleicht auch den deutschen Mittelstaaten verlassene Preußen sich schwerer entschließen würde, den Landkrieg gegen Frankreich für England allein auf sich zu nehmen. Man deutete daher auch die Reise Napoleons III. nach Baden-Baden dahin, daß er eine Trennung Deutschlands von England bezweckt habe. Genug, in Belgien war große Sorge vor Frankreich. Da regten sich nun plötzlich auch wieder die Vlämingen und erinnerten daran, wie unnatürlich und verkehrt die herrschenden Parteien in Belgien gehandelt hätten, indem sie wetteifernd die einheimische niederdeutsche Sprache im öffentlichen Gebrauch stets unterdrückt und den Privatgebrauch, den sich das gemeine Volk nicht nehmen ließ, wenigstens ignorirt, treffliche Germanisten, wie Willems, verfolgt hatten. Ihr seyd deutsche Niederländer, riefen die wahren Patrioten den Belgiern zu, so bekennt auch, daß ihr es seyd, und äfft nicht in allem den Franzosen nach, wenn ihr Angst habt,

Franzoſen werden zu müſſen! Der Tag von Baden feuerte den Muth der Belgier noch mehr an und am 21. Juli, dem Jahresfeſt der Thronbeſteigung König Leopolds, glühte alles von Begeiſterung. Eine Flugſchrift von Boniface la Belge independante ſprach den Nationalwillen der Belgier aus: um keinen Preis wollten ſie Franzoſen werden. Im Auguſt reiste König Leopold nach Wiesbaden, wo er mit dem König von Holland eine Unterredung hatte, und bald darauf nach Oſtende, wo er den Prinzregenten von Preußen beſuchte.

Noch wichtiger als die Einigung Deutſchlands war der Abfall Englands von Frankreich, obgleich zunächſt durch dieſelbe motivirt. England konnte ſich nicht gegen Frankreich wenden, ohne einer ſtarken Allianz ſicher zu ſeyn, und dieſe konnte ihm nicht Preußen allein, ſondern nur Geſammtdeutſchland gewähren. Napoleon hatte im Uebermuth des Glücks durch die Annexirung Savoyens das Schickſal herausgefordert. Ein kleiner Gewinn, den er ſich nicht hatte verſagen können, brachte ihn um die koſtbarſten Allianzen.

Napoleon III. gebot über eine ungeheure Land- und Seemacht, (6—700,000 Mann und 550 Schiffe mit 8700 Kanonen), hatte ſich die Revolution in Italien dienſtbar gemacht, rechnete, wenn er auch die Verſöhnung Oeſterreichs mit Preußen nicht mehr hindern konnte, doch noch auf die nie verjährende Sonderpolitik der ehemaligen Rheinbundſtaaten und hoffte, immer kunſtreich zwiſchen der engliſchen und ruſſiſchen Freundſchaft balancirend, wenn er die eine verlieren müßte, um ſo gewiſſer die andere zu behalten. Aber er machte ſich doch wohl ohne Noth aus Freunden Feinde, indem er alle zugleich bedrohte. Wie konnte man ſeinen friedlichen Verſicherungen glauben, wenn ſeine Preſſe ſich beſtändig mit den Staaten von Europa beſchäftigte, das Princip der freien und unabhängigen Nationalitäten geltend machte und denſelben gleichzeitig nicht nur in der italieniſchen, ungariſchen und rumäniſchen, ſondern auch in der iriſchen und polniſchen Frage das Wort redete. Der

polnische Adel war während des Sommers in großer Aufregung und in Warschau wurden Verhaftungen vorgenommen. In der Flugschrift Napoleon et la Pologne wurde die Herstellung Polens durch die siegreichen Waffen der Franzosen verkündet. Eine andere Flugschrift la question irlandoise drohte den Engländern, Mac Mahon solle König von Irland werden.

England blieb nicht länger blind. Der englische Herald gestand damals, der Prinzregent von Preußen sey der geachtetste Mann in Europa und freute sich der Tage von Baden und Töplitz, denn jetzt erst könne auch England wieder frei athmen. Palmerston selbst hielt am 24. Juli eine Rede im Parlament, über die Nothwendigkeit, große Summen zur Küstenvertheidigung zu bewilligen, und drückte zum erstenmal tiefes Mißtrauen gegen seinen Freund an der Seine aus. Daher schon am 29. Napoleon III. in sehr übler Laune einen Brief an Persigny, seinen Gesandten in London, schrieb und veröffentlichen ließ, worin er behauptet, er sey gar nicht gerüstet, er habe nicht mehr als 400,000 Mann, er habe Savoyen nur gleichsam aus Noth annehmen müssen, weil Piemont sonst zu mächtig geworden wäre, er sey immer noch der Mann des Friedens und bedrohe niemand, sein sehnlichster Wunsch sey, mit England einig zu bleiben. „Verständigen wir uns doch loyal wie ehrliche Leute und nicht wie Diebe, die sich gegenseitig anführen wollen." Diese Ansprache wurde aber von der englischen Presse kalt und spöttisch aufgenommen*) und das Parlament bewilligte mit ungeheurer Stimmenmehrheit die enormen Summen, welche Palmerston forderte und die einzig zur Abwehr Frankreichs bestimmt waren. Einen noch festeren Schritt that England, indem es durch Lord

*) Im Juli kamen 3000 Orpheonisten von Paris, mit rothen Bändern geschmückt, nach England, um im Glaspalast zu Sydenham ein großes Concert zu geben. Aber gerade weil sie damit eine politische Demonstration machen und eine scheinbare Verbindung der französischen und englischen Nation zur Schau tragen wollten, empfing man sie auf's gleichgültigste und sorgte nicht einmal für Quartiere.

Cowley im Auguſt an Frankreich erklären ließ, es werde die Annexirung Savoyens nicht eher als zu Recht beſtehend anerkennen, als bis der Schweiz volle Genugthuung, beziehungsweiſe Entſchädigung geworden ſey. Am 24. Auguſt erklärte Palmerſton ſelbſt im Parlament, Sardinien wäre nicht befugt, Savoyen abzutreten, Frankreich nicht befugt, es anzunehmen, denn Sardinien beſaß Savoyen nur unter Bedingungen, welche der Wiener Vertrag daran knüpfte. Aber nicht nur aus dieſem Grund ſey die Annexirung tadelnswerth, ſondern auch durch die Art, mit der Frankreich dabei verfuhr, indem es die Annexirung erſt ableugnete, dann den Schweizern Chablay und Faucigny zu geben verſprach und dieſes Verſprechen wieder zurücknahm ꝛc. Zugleich hieß es, England habe Sardinien jede Offenſive gegen Oeſterreich abgerathen. Eine friedliche Rede Perſigny's ſuchte nochmals zu beſchwichtigen, damit im Widerſpruch aber erſchien in Paris eine „Antwort an Palmerſton", worin Frankreich immer noch auf die Allianz Rußlands pochte, welche um ſo inniger ſeyn werde, wenn Frankreich nichts mehr von England wiſſen wolle. Der Kaiſer reiste mit ſeiner Gemahlin über Lyon, wo er eine Friedensrede hielt, nach Savoyen, um ſich hier huldigen zu laſſen, wurde aber von der Eidgenoſſenſchaft (mit abſichtlicher Verletzung der alten Sitten) nicht begrüßt, Ende Auguſt. Als er nach Thonon kam, zogen ihm Bewohner von Gex mit einer franzöſiſchen Fahne auf dem See zu und kehrten über Genf zurück, wo ſie übermüthig riefen, bald werde ihre Fahne vom höchſten Thurm in Genf wehen. Die Schweizer gaben grobe Antworten und mit Mühe wurde die Fahne vor Beſchimpfung gerettet. Frankreich beſchwerte ſich, ohne jedoch einen Bruch mit der Schweiz herbeizuführen, denn hier hatte ſich bereits der ſehr kriegeriſch geſinnten Weſtſchweiz mit Stämpfli von Bern an der Spitze, eine mehr gemäßigte und friedliebende Partei der Oſtſchweiz mit Furrer von Zürich an der Spitze, entgegengeſtellt. Beim Einzug und kurzen Aufenthalt des Kaiſers in Nizza bemerkte man auffallend ſtrenge Polizeimaßregeln zur Sicherheit ſeiner Perſon. Er fuhr

dann über Corsica nach Algier, wo er am 17. Sept. ankam. Hier begrüßte ihn der Bey von Tunis und ein Prinz von Marokko. Auch hier verkündete Napoleon nur Segnungen des Friedens, kehrte aber mit überraschender Schnelligkeit nach Frankreich zurück.

Spanien gerieth 1859 in Krieg mit Marokko, weil die kleine spanische Besitzung in Afrika gegenüber von Gibraltar von den räuberischen Stämmen der Umgegend überfallen und mißhandelt worden war. Spanien forderte hauptsächlich wegen Schändung des königlichen Wappens eine Genugthuung und O'Donnel, von kriegerischem Ehrgeiz beseelt, wünschte den Krieg, um sich durch Thaten auszuzeichnen, zum großen Aerger Englands. Daily News, Russel's Organ, warf Spanien vor, es beginne den Krieg mit Marokko ohne Noth, nur von Frankreich verlockt und aufgestiftet. Marokko wolle nachgeben, aber Frankreich wolle durch Spanien festen Fuß an der Meerenge von Gibraltar gewinnen. Deshalb habe O'Donnel ein Ultimatum an Marokko geschickt, was so viel forderte, daß er dessen Abweisung voraussetzte, und als Marokko dennoch nachgab, habe er ein zweites und ein drittes Ultimatum gestellt, denn Krieg wollte er einmal haben. Die französischen Blätter wiesen diese Unterstellung zurück und erklärten die Theilnahme der Franzosen am Kampf gegen die räuberischen marokkanischen Grenzstämme für etwas sehr einfaches und natürliches. Indessen mußte sich Spanien doch gegen England verpflichten, keinen Punct an der marokkanischen Küste behalten zu wollen, der das Meer beherrsche. Der Krieg begann im Winter auf 1860 und wurde von O'Donnel mit vielem Glück geführt. Er schlug den Feind und eroberte Tetuan, worauf der Sultan von Marokko, Sidi Muhamed, im März Frieden machte und an Spanien einen kleinen Bezirk bis zur Bucht von Anghera abtrat und 20 Mill. Piaster Kriegsentschädigung bezahlte.

Obgleich O'Donnel allzu ruhmredig auftrat und seinen Sieg über ein wenig disciplinirtes Heer nicht mehr Werth hatte, als der französische bei Isly, so erfreute man sich doch an der Tapfer-

keit der spanischen Soldaten, deren kriegerischen Eifer eine fromme Begeisterung heiligte. Man athmete im spanischen Lager wieder einmal die Luft der Kreuzzüge. Eine fromme Stimmung ging durch ganz Spanien. Zum erstenmal wagten es Gesellschaften in Madrid und Barcellona, öffentlich der Verbreitung schlechter Bücher entgegenzuwirken, dieselben zu verbrennen und dagegen gute zu verbreiten. Ein merkwürdiges und schönes Zeichen wiederkehrender Gesinnung bei dem arg verführten spanischen Volke. Wie dieses fromme und edle Volk allmählig von Frankreich aus mit der gott- und sittenlosen Literatur seit Voltaire überschwemmt worden ist, gehört zu den schaudervollen stillen Vergiftungsprocessen der Völker, an denen die neuere Geschichte so reich ist und die sich nicht blos auf den erzwungenen Opiumhandel in China und die befohlene Branntweinpest in Rußland beschränken.

Am 28. Jan. 1857 hatte Königin Isabella ihren ersten Sohn geboren, die Familie des Don Carlos also um so gewisser die Thronfolge verloren. Dennoch hielt dessen Sohn, Carlos, Graf von Montemolin, im Frühjahr 1860, als die spanische Armee noch in Afrika stand, den Zeitpunct für geeignet, einen Usurpationsversuch zu machen. General Ortega, Commandant der balearischen Inseln, landete mit dem Grafen Carlos und dessen Bruder Juan, sowie auch mit dem General Cabrera auf englischen Schiffen bei Tortosa. Man hielt die Engländer für fähig, den tollen Versuch begünstigt zu haben, um ihrem Aerger wegen der Kriegslust der Spanier Luft zu machen. Im Ernst konnte England wohl keinen Erfolg für Carlos hoffen. Die Truppen, die mit von den balearischen Inseln gekommen waren, wußten gar nicht, wovon es sich handle. An der Küste fand sich der erwartete Anhang nicht vor. Oberstlieutenant da Vera schöpfte Verdacht, die Truppen empörten sich gegen Ortega und nahmen ihn mit den Prinzen gefangen. Ortega wurde kriegsrechtlich erschossen, die beiden Prinzen zwar bald wieder frei gelassen, jedoch nicht eher, bis Carlos schriftlich dem spanischen Thron entsagt hatte. Kaum waren sie frei,

ſo erklärte Juan, er ſpreche nunmehr das Thronrecht für ſich an. Dieſer Herr lebte von ſeiner Gemahlin, einer Prinzeſſin von Modena, getrennt in London mit einer Engländerin. Im Juni aber erklärte Don Carlos ſelbſt ſeine Abdication für ungültig, ohne zu begreifen, daß ihm eine ſolche Handlungsweiſe keine Ehre machte.

Die verzeihliche Eitelkeit der damaligen ſpaniſchen Regierung im Rückblick auf ihre jüngſten Siege wollte Napoleon III. benutzen und trug darauf an, Spanien in die Reihe der europäiſchen Großmächte aufzunehmen. Dies that er, um Spanien auf ſeine Seite zu bringen, keineswegs, wie man glaubte, um nur die künftige Erhebung Sardiniens zur Großmacht vorzubereiten. Spanien ſelbſt aber zeigte keinen Eifer, ſich in den Rath der Großmächte einzudrängen und England und Preußen riethen davon ab, weil gar kein triftiger Grund zu einer Erweiterung der Pentarchie vorliege, wenn aber noch eine katholiſche Stimme einträte, dann auch eine weitere akatholiſche erforderlich würde.

Dagegen ſchien Dänemark und ſelbſt Schweden den franzöſiſchen Rathſchlägen zugänglich. Dänemark ließ ſich in ſeiner Unterdrückung deutſchen Rechts in Schleswig und Holſtein nicht im Geringſten ſtören, gab auf die letzten Mahnungen Deutſchlands nicht einmal Antwort, ſondern legte die Acten dem franzöſiſchen Kaiſer vor. Aber dieſer kleine däniſche Alliirte bot ihm keinen Erſatz für die Freundſchaft Englands und Rußlands, die ihm abhanden zu kommen drohten. Die europäiſche Diplomatie wurde immer thätiger, je raſcher die italieniſche Bewegung von Süden nach Norden fortſchritt.

Victor Emanuel ſowohl als Napoleon III. hielten den König von Neapel, als er ſich in ſeiner Angſt an ſie wandte, mit Hoffnungen hin, damit er nicht etwa Muth faſſe und noch in der letzten Stunde energiſche Maßregeln treffe. Sobald in Folge ſeiner Schwäche die neapolitaniſche Armee vollends der Verführung und den Angriffen Garibaldi's und der Umſturzpartei Preis gegeben und demoraliſirt war, ſchickte Victor Emanuel den Grafen von Aquila

(Oheim des Königs von Neapel), von Turin ohne Troſt wieder heim. Derſelbe wollte am 12. Auguſt einen Reactionsverſuch in Neapel machen, woran ihn aber die feigen Umtriebe ſeines Bruders, des Grafen von Syracus, verhinderten. Dieſer affectirte eine brennende Liebe zum Fortſchritt und hoffte, dadurch den Thron zu retten. Aber beide mußten flüchtig werden. Der alte tapfere General Filangieri, der Eroberer Siciliens, dankte ab, weil auch er nicht mehr retten und helfen konnte. — Garibaldi kam aus Sicilien nach Calabrien hinüber, beſetzte Reggio und ſchlug die ihm entgegengeſchickten neapolitaniſchen Truppen bei Piale. Mit ſeinen wenigen Leuten hätte er unmöglich das 60—80,000 Mann ſtarke Heer des Königs von Neapel beſiegen können, wenn nicht dieſes Heer ſeit lange vom Verrath unterwühlt worden wäre. Alle Truppen verliefen ſich, wo Garibaldi erſchien, oder gingen zu ihm über. Die Entſchloſſenen ſelbſt wurden durch Befehle von Neapel aus in ihrem Eifer gelähmt. So konnte Garibaldi ungehindert am 5. September bei Salerno landen und zwei Tage ſpäter ohne Schwertſtreich in Neapel einziehen. Denn Franz II. floh davon, nachdem ihm ſeine Miniſter, ſeine Offiziere bis auf wenige Ausnahmen den Dienſt verſagt hatten. Obgleich ihm noch treue Truppen zu Gebote ſtanden, zog er doch nicht dem Feind entgegen, um rühmlich unterzugehen, ſondern floh nach Gaëta. Sein Miniſter Romano ließ die Gewalt einfach von Franz II. auf Garibaldi übergehen. Das Wappen der Bourbons wurde überall abgeriſſen, das Heer, auch die Flotte huldigte dem kühnen Uſurpator und Garibaldi hielt, während ſeine Truppen noch unterwegs zurückblieben, am 7. September ſeinen Triumpheinzug in Neapel, er allein. Seine Perſon, ſein Name reichten hin, dies Wunder zu bewirken. Anſtatt aber das eroberte Königreich dem König Victor Emanuel huldigen zu laſſen, erklärte er: „keine Annexirung! ich werde das neue Königreich Italien erſt auf dem Quirinal ausrufen, wenn ich dort meine Fahne aufpflanzen werde.“

Der Sarde bot raſch Trotz gegen Trotz. Die piemonteſiſchen

Truppen in Mittelitalien unter den Generalen Cialdini und Fanti erhielten augenblicklich Befehl, in den Kirchenstaat einzurücken und sich desselben zu bemächtigen, ehe Garibaldi das Gleiche zu thun vermochte. Diesem zuvorzukommen war so pressant, daß man in formeller Beziehung nicht viele Umstände machte. Der Papst wurde seiner Länder beraubt ohne Kriegserklärung. Cavour hatte sich einfach auf eine Depesche beschränkt, in welcher er vom Papste forderte, derselbe solle seine fremden Söldner entlassen. Cardinal Antonelli antwortete ihm mit stolzer Indignation, Sardinien, welches selbst fremde Söldner zum Angriff Siciliens und Neapels führe, sey am wenigsten befugt, dem Papst ein uraltes, nie bestrittenes Recht, Fremde im Solde zu halten, abzusprechen. Der plötzliche Ueberfall der Sarden ohne Kriegserklärung hatte für Lamoricière den Nachtheil, daß dessen vorgeschobene Truppen, welche einzelne Puncte besetzt hatten, überrascht und gefangen oder zersprengt wurden. In Perugia unterlagen die päpstlichen Truppen unter General Schmidt Fanti's Uebermacht erst nach blutigem Kampfe, am 14. September. Vier Tage später sah sich Lamoricière selbst bei Castelfidardo durch Cialdini, der zu diesem Zweck einen Gewaltmarsch durch das Gebirge machte, von Ancona abgeschnitten und unterlag ebenfalls in einer heißen Schlacht der feindlichen Uebermacht, am 18. Zwar rettete er sich noch Ancona, wurde aber hier bald gezwungen zu capituliren.

Napoleon III. nahm die Miene an, als ob er den Angriff der Sarden auf das päpstliche Gebiet in hohem Grade mißbillige. Na touchez pas à Rome! soll er befohlen haben. Sein Gesandter, Herr von Talleyrand, wurde von Turin abberufen. Indeß glaubte niemand, daß dadurch die Verabredungen von Plombières gefährdet würden. Man erwartete vielmehr, daß, nachdem unter französischer Autorität Rom isolirt oder der Papst persönlich von dort entfernt und in Sicherheit gebracht seyn würde, das unter Garibaldi oder Victor Emanuel vereinigte Italien Venedig angreifen und gleichzeitig eine von Kossuth und Klapka vorbereitete Insurrection in

Ungarn, vielleicht auch in den Nordprovinzen der Türkei ausbrechen und Oesterreich in solchem Maaß beschäftigen werde, daß es Preußen nicht helfen könnte, wenn dieses am Rhein angegriffen würde. Wäre aber auch Preußen besiegt, wie Oesterreich, dann würde die Wühlerei mittelst des Nationalitätenprincips alsbald auch Polen und alle Rußland und der Pforte gehorchenden Völker ergreifen.

Aus dieser allgemeinen Voraussetzung der europäischen Presse erklären sich die Maßnahmen Englands und Rußlands. England suchte eine starke Allianz in den vereinigten deutschen Großmächten. Rußland schien seinem Groll gegen Oesterreich plötzlich entsagt zu haben. Alexander II. feierte das Geburtsfest Franz Josephs am 18. August in österreichischer Uniform und trank auf das Wohl des Kaisers. Franz Joseph erwiederte die ferne Begrüßung durch einen Toast auf „den besten Freund Oesterreichs und den Schützer alles guten Rechts". Im October wird die Königin Victoria den Prinzregenten am Rhein begrüßen und dieser dann in Warschau mit den beiden Kaisern von Oesterreich und Rußland zusammentreffen. Alexander II. wird hier die Waage halten und prüfen, ob die Opfer, welche ihm Oesterreich, oder die, welche ihm Frankreich bringt, schwerer wiegen.

Sechstes Buch.

Rußlands Fortschritte im Orient.

Die Art, wie sich Rußland im Jahre 1856 aus der Affaire zu ziehen wußte, war musterhaft und machte seinem Kaiser alle Ehre. Der unvermeidliche Verlust, den es erleiden mußte, wurde auf das allerkleinste Maß herunterdiplomatisirt, und nachdem es eben noch gänzlich isolirt, vom Krieg erschöpft und durch den Frieden gedemüthigt erschien, stand Rußland auf einmal wieder, im guten Einverständniß mit Frankreich, mächtiger und einflußreicher als je vorher in Europa da.

Nach dem Tode des energischen Kaiser Nicolaus hatte man erwartet, der junge Kaiser Alexander II. werde allzumild auftreten, zu viel nachgeben und als Freund ausländischer Bildung nicht gut mit der altrussischen Partei auskommen, als deren Haupt der gleich seinem Vater energische Großfürst Constantin, des Kaisers Bruder, stand. Alexander II. aber täuschte diese Meinung, trat nicht mild und nachgiebig auf, sondern schien sogar noch die Thatkraft seines Vaters überbieten zu wollen, indem er die russische Nation in Masse zum Kriege aufbot, und zwischen den beiden Brüdern bestand und erhielt sich die vollkommenste Harmonie. Erst als der fortdauernde Kriegszustand, die gänzliche Handelsstockung und zunehmende Theuerung den Adel und die Kaufmannschaft gehörig mürbe

gemacht und eine Sehnsucht nach Frieden und Ruhe in Rußland verbreitet hatte, begann der Kaiser auch seinerseits nachzugeben, jedoch nicht eher, bis ihm die Eroberung von Kars ein Pfand für das verlorene Sebastopol gewährt und er mit Ehren und sogar in einem geheimen Einverständniß mit Frankreich einen möglichst guten Frieden schließen konnte.

Die Pläne Frankreichs in Italien zu befördern, war fortan die angelegentlichste Beschäftigung der russischen Diplomatie, denn nichts konnte Rußland angenehmer und vortheilhafter seyn, als eine Schwächung Oesterreichs durch Frankreich. Ueberdies mußte das gute Einvernehmen Rußlands und Frankreichs allen europäischen Mächten imponiren. Wenn England darüber grollte, so ließ sich dagegen Preußen wieder ganz von Rußland an's Schlepptau nehmen. Schon bald nach dem Friedensschluß von Paris reiste Kaiser Alexander über Warschau, wo er den Polen eine großartige Amnestie gewährte, indem er sie nur vor „Träumereien" warnte,*) nach Berlin, 29. Mai 1856, und besiegelte hier die alte intime Freundschaft der beiden so nahe verwandten Häuser Romanow und Zollern. Daß Preußen sich während des Kriegs neutral gehalten, sogar Oesterreich an entschiedenem Vorgehen gegen Rußland verhindert hatte und auch dem Vertrag vom 15. April nicht beigetreten war, verdiente in der That von Seiten Rußlands den wärmsten Dank, während es vom Standpunkt jeder andern Politik aus, auch von dem der preußischen selbst, nur getadelt werden konnte. Der Kaiser reiste damals nicht weiter als Berlin und kehrte in seine Staaten zurück, aber seine Mutter, die Kaiserin Wittwe, besuchte im Sommer ihre Tochter, die Kronprinzessin Olga in Stuttgart, und das Wildbad im Schwarzwald. Die ungeheure

*) Viele Häupter der polnischen Emigration in Paris: Mieroslawski, Wisecki, Lelewel, Ledochowski ꝛc. nahmen die Amnestie nicht an, sondern erklärten, sie würden nicht nach Polen zurückkehren, außer um für die Freiheit zu kämpfen, d. h. für eben die Träumereien, vor denen der Kaiser warne.

Freigebigkeit dieser erlauchten Dame auf der ganzen Reise sollte der Welt beweisen, wie wenig Rußland durch den Krieg erschöpft sey.

Noch imposanter war die Haltung Rußlands und die Auslegung seines unerschöpflichen Reichthums, indem sich der junge Kaiser mit seiner darmstädtischen Gemahlin am 7. Sept. 1856 in Moskau krönen ließ, welcher Feierlichkeit die Gesandten aller europäischen Staaten, wie auch der Türkei und Persiens, im höchsten Glanze beiwohnten. Die hier zu einer großen Parade versammelte Armee zählte 200,000 Mann in schönster Galla. Eine Menge deutscher Prinzen und Prinzessinnen waren gekommen, deren Costume und Equipagen noch übertroffen wurden von der Pracht der französischen, englischen und österreichischen Gesandten, welche alle mit zahlreichem Gefolge erschienen. Mitten unter den Fremden aber, dem Hofvolke und dem Militair zeichneten sich die zur Huldigung erschienenen eigentlichen Vertreter des weiten russischen Kaiserreichs durch ihre imposante Haltung aus, alles Gestalten wie aus einer früheren Zeit, heroisch, fremdartig, aber trutzig und mährchenhaft schimmernd von Juwelen.*) Den weltlichen Zug empfing eine

*) „Hier kommt eine noch malerischere Gruppe: hundert Reiter auf prachtvollen Rennern, gekleidet in den reichsten und mannigfaltigsten Trachten, geführt von einem Greise, der ganz mit reichen Goldstickereien bedeckt ist, dem Fürsten Schtscherbatoff, Adelsmarschall des Moskauer Gouvernements. Es sind die Großbojaren des Reiches, in ihren Nationaltrachten und mit ihren Abzeichen bekleidet. Einige sind mit außerordentlicher Einfachheit gekleidet, mit einem grauen, zugeknöpften Ueberrock und einer Mütze mit rothem Besatz, andere sind mit Diamanten und Stickereien bedeckt; alle sind von stolzer Haltung, majestätischer Gestalt und bedeutsamen Zügen. Dies sind die Söhne der Männer, welche ehemals in Uebereinstimmung mit dem Czaren das Reich regierten, von denen es in der Formel der Ukase hieß: „die Bojaren haben für gut erkannt," was der Czar vorher befohlen und der Patriarch gesegnet hatte. Seit Peter dem Großen hat sich ihr Ansehen vermindert, allein ihre Macht ist immer noch groß

große Schaar von Erzbischöfen und Bischöfen in der malerischen Tracht der russischen Kirche. In der Kathedrale ertheilte der Metropolit von Moskau dem vor ihm knieenden Kaiser den Segen, indem er ihm mit einem goldenen, in Oel getauchten Zweige Stirne, Augen, Ohren und Brust berührte, worauf der Kaiser sich stolz emporrichtete und die Krone sich selbst aufsetzte. Bei dem Hoffeste bemerkte man, daß Graf Morny, der französische Gesandte, den Tanz mit der Kaiserin eröffnete, während dem englischen und österreichischen Gesandten mit ziemlicher Kälte begegnet wurde. Der englische war Lord Granville. Der österreichische Gesandte, der reiche Fürst Esterhazy, trug ungarisches Costum und überstrahlte alles durch den Reichthum desselben. Im Uebrigen mußte doch auch bei diesem Fest die russische Barbarei ihre Geltung finden. Ein ungeheures Gastmahl für 200,000 Personen war im Freien angerichtet, damit das gemeine Volk zu Ehren des Kaisers speise. Das kaiserliche Paar aber, welches dabei seyn sollte, blieb zu lange aus, das Volk wurde ungeduldig, durchbrach die Barriere und stürzte

---

und jeder dieser Herren befiehlt über mehrere tausend, manche über mehrere hunderttausend Leibeigene. Auf sie folgt ein Zug noch malerischer und anziehender. Es sind die Deputirten der Rußland unterworfenen asiatischen Völkerschaften, der Kalmücken, Kirgisen, Indier und Tartaren. Beinahe alle haben Costüme von einer unerhörten Pracht, die einen Rüstungen von Stahl und Gold, andere Kleider von Sammet, von Cascheмir und Brocat, die Satteldecken ihrer Pferde sind mit Perlen und Steinen besetzt; Säbel mit ciselirten Scheiden schlagen die Flanken ihrer wilden Renner. Die einen haben den Kopf unbedeckt und ihre langen Haare sind mit Goldplatten untermischt, andere tragen spitzige Mützen wie die indischen Derwische. Alle sind Anführer und Aelteste in ihren Stämmen und verrathen ihren Adel in dem Stolz ihrer Haltung. Dieses doppelte Geleite der Bojaren Europas und der Fürsten Asiens ist der schlagendste Beweis für die Unermeßlichkeit des russischen Reiches und personificirt die Macht des Doppeladlers, der mit seinen Griffen zwei Erdtheile umfaßt."

auf Speisen und Getränke, daß alles in wildem Getümmel endete und viele Menschen um's Leben kamen.

Im folgenden Jahre 1857 begab sich die Kaiserin Mutter nochmals nach Deutschland und dann nach Nizza, wo sie die Huldigungen des Königs von Sardinien empfing und Rußland den Hafen von Villafranca erwarb, wie oben schon berichtet ist. Auf dieser Reise wurde auch die Vermählung des Großfürsten Michael mit der badischen Prinzessin Cäcilie abgemacht. Kaiser Alexander selbst kam später in Warschau mit Prinz Napoleon und in Stuttgart mit Kaiser Napoleon, in Weimar mit dem österreichischen Kaiser, zuletzt noch in Breslau mit dem Prinzregenten von Preußen zusammen, und behauptete gegen das mittlere und westliche Europa, Dank seinen Verabredungen mit Frankreich, eine viel imposantere Stellung, als man nach den russischen Niederlagen im Jahr 1855 hätte erwarten sollen. Von der antiösterreichischen Politik Rußlands ist schon im zweiten Buche gehandelt worden.

Nachdem Kaiser Alexander mit großem Geschick die Autorität Rußlands nach außen aufrecht erhalten hatte, wandte er seine ganze Sorge auf die Restauration im Innern. Der Krieg, das Waffenaufgebot, die lange Handelssperre, und vielleicht mehr noch als das alles, die herkömmliche Corruption der Beamten hatte das Reich sehr geschwächt. Der Kaiser verhängte nun über die Beamten, deren Veruntreuungen am offenkundigsten geworden waren, Untersuchung und Strafe. Pirandi, Inspector der Holzlieferungen, gab freiwillig 250,000 Silberrubel zurück, um der Strafe zu entgehen. Armeelieferanten hatten das Geld genommen und die Soldaten hungern lassen. Sogar Aerzte und Hospitalbeamte wurden verhaftet, weil sie den Verwundeten das Nöthigste betrügerisch entzogen hatten. — Sodann erließ der Kaiser dem Volk 24 Mill. Silberrubel an rückständiger Steuer, welche einzutreiben ohnehin kaum möglich war. Ferner stellte er die Recrutirung auf vier Jahre ein und hob die verhaßten Militaircolonien seines Vaters auf. Alles populaire Maßregeln.

In Bezug auf die Behandlung der Katholiken in Polen und Lithauen lauteten die Nachrichten verschieden. Während nämlich die Bereitwilligkeit des Kaisers, die (trotz den Versicherungen, welche Kaiser Nicolaus 1847 dem Papst gegeben hatte) noch immer unbesetzt gebliebenen polnischen Bischofsstühle wieder zu besetzen, gepriesen wurde und man diese Maßregel zur Beruhigung der slavischen Katholiken sogar mit der antiösterreichischen Politik des Cabinets von St. Petersburg in Verbindung brachte, wurden andererseits bittere Klagen über vorenthaltenes Recht nach wie vor vernommen. Im Sommer 1857 reichte der Adel der Gouvernements Witebsk und Minsk Bittschriften an den Kaiser ein: „Durchdrungen von Verehrung für den Glauben unserer Väter und von ganzem Herzen der Sprache zugethan, die wir von der Wiege an reden und in der wir zu Gott beten, flehen wir Ew. Majestät zu erlauben 1) die katholischen Kirchen, welche in Trümmern liegen, wiederherzustellen und neue nach dem Bedürfniß zu bauen, 2) in den Schulen die polnische Sprache zu gebrauchen, und eine polnische Universität zu errichten." Die Bittsteller erhielten darauf einen strengen Verweis, daß sie „Gesuche ohne allen vernünftigen Grund" vorgelegt hätten.

Kaiser Nicolaus hatte erst einen kleinen Anfang mit Eisenbahnbauten gemacht. Alexander II. beschloß, zunächst das europäische Rußland mit einem großen Eisenbahnnetz zu überziehen, durch Eisenschienen die Ostsee mit dem schwarzen Meere zu verbinden und Linien nach den wichtigsten Grenzpuncten zu führen, um schnell eine Armee dahin werfen zu können, wo sie nöthig seyn würde. Im Krimmkriege waren ganze Bataillone Russen den Strapazen des langen Marsches aus dem Innern Rußlands durch die Steppen nach Odessa erlegen. Diesem Uebel sollte nun abgeholfen, die schnellste Communication durch das ganze weite Reich geöffnet werden. Die bereits vorhandene Eisenbahn von St. Petersburg nach Moskau sollte sich von Moskau nach dem Krimm'schen Hafen Fordosia fortsetzen, also die ganze Länge des Reichs von

Nord nach Süd durchlaufen. Eine Querbahn sollte dann von Ost nach West führen, nämlich von Nischney Nowgorod über Moskau und Dünaburg nach Libau, und endlich eine Bahn von St. Petersburg nach Warschau und an die preußische Grenze. Den Bau dieser vom Staat befohlenen Bahnen übernahm der Pariser Mobiliercredit mit andern vom Kaiser Napoleon abhängigen Geldinstituten. Noch anderweitige Zweigbahnen zu errichten, wurde der Privatindustrie überlassen. Die neue Freundschaft mit Frankreich wurde auch noch durch einen neuen Zolltarif, worin namentlich die Einfuhr französischer Artikel erleichtert war, und durch einen Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Frankreich bestätigt.

Die schwierigste Aufgabe stellte sich Alexander II., indem er die Leibeigenschaft der Bauern in Rußland aufheben wollte. Schon Alexander I. hatte diesen Plan verfolgt, war aber bald durch die Drohungen des Adels zurückgeschreckt worden. Inzwischen hatten sich die bäuerlichen Verhältnisse immer mehr verändert. Durch das oben schon (Theil IV. S. 166) charakterisirte Obroksystem waren immer mehr Leibeigene dem Landleben entfremdet und in die Städte gezogen worden, indem sie nicht mehr den adeligen Gutsherrn das Feld bebauten, sondern irgend ein Handwerk, Kaufmannschaft oder eine Kunst trieben und ihrem Leibherrn davon eine jährliche Abgabe (Obrok) bezahlten. Man rechnete beim Regierungsantritt Alexanders II. bereits 44,700 Edelleute oder Leibherrn, deren Leibeigene den Obrok leisteten, und wovon eine große Menge nicht einmal mehr ein Landgut besaßen, sondern ihre Leibeigenen nur betrüglich auf ein fremdes Gut hatten einschreiben lassen. In gleichem Verhältniß wuchs beständig die Zahl sowohl des güterlosen Adels, als der nicht mehr an die Scholle gebundenen, sondern frei in den Städten umherziehenden Obrokleibeigenen. Dazu kam die ungeheure Recrutirung und das Massenaufgebot vom Jahre 1855. Wer Soldat wurde, hörte auf Leibeigener des Edelmanns zu seyn und wurde Sclave der Krone. Wer in sein Dorf zurückkehrte, stand nun schon in einem andern Verhältniß

zum Gutsherrn. Zudem vertheilte der Kaiſer nach dem Kriege in größter Zahl Ehrenmedaillen unter das Heer, und wer die Medaille trug, durfte nicht mehr geprügelt werden. Es ſchien nun allerdings nöthig, die Leibeigenſchaft aller der Individuen aufzuheben, die einmal aus dem patriarchaliſchen Bauernleben heraus und von der Scholle weggeriſſen waren, und es frug ſich, ob nicht auch der Ackerbau bei dieſer Gelegenheit emancipirt werden ſolle? Der Monarchie ſtand in Rußland die Ariſtokratie immer noch ſchroff gegenüber. Früher hatte ſich der ruſſiſche Bojarenadel auf das Heer, das er mit ſeinen Leibeigenen ſelbſt darſtellte, auf den Klerus und auf die blinde Ergebenheit ſeiner Leibeigenen geſtützt. Peter der Große hatte ſich ſelbſt zum Patriarchen gemacht und den Klerus auf die Seite der Monarchie getrieben. Peter III. und Paul I. wurden gleichwohl noch durch den Adel ermordet. Von Nicolaus I. glaubte man daher, er habe die militairiſche Hierarchie als Mittel gebraucht, um den Adel zu ſchwächen, denn adelige Geburt als ſolche verlieh keinen Rang, dieſer konnte nur durch den Armeedienſt erworben werden, und der jüngſte und ärmſte Lieutenant ſtand über dem älteſten und reichſten Fürſten. Gewiß iſt, daß eine Emancipation der Bauern den ruſſiſchen Adel noch weit mehr ſchwächen mußte. Zu einer ſolchen Maßregel aber drängte jetzt die ganz veränderte Lage der Obrokleibeigenen und der vom Maſſenaufgebot Heimgekehrten und konnte der Monarchie bei ihrem Vorgehen gegen den Adel zur Entſchuldigung gereichen.

Inzwiſchen ſtellte Kaiſer Alexander II. einen andern Beweggrund voran. Den im Kriege tiefgeſunkenen Wohlſtand des Reichs wiederherzuſtellen ſollte die erſte und vornehmſte Aufgabe der Verwaltung und Geſetzgebung ſeyn. Deswegen wurde Rußland von Eiſenbahnen überzogen, deswegen wurden die hohen Zölle herabgeſetzt und im Geiſt Friderichs II. und Joſephs II. verfahren nach phyſiokratiſchen Grundſätzen. In einem Umlaufſchreiben an die Gouverneure und Adelsmarſchalle erklärte der Miniſter im Namen des Kaiſers: „Sie haben die Aufgabe, Ihre Aufmerkſamkeit den

Bedürfnissen aller Stände zuzuwenden, die Wege und Mittel zur Vermehrung ihres nationalen Wohlstandes zu finden. Nur die volle Entfaltung der producirenden Kraft kann den Wohlstand Rußlands herstellen.“ Dazu sollte aber die Emancipation der Bauern wesentlich beitragen, weil der Bauer seinen eigenen Acker fleißiger bebaut und ergiebiger macht, als das Gut des Herrn.

Im Jahr 1857 wurde zu St. Petersburg eine kaiserliche Commission niedergesetzt, welche die wichtige Maßregel vorbereiten sollte. Sie machte viel Aufsehen, kam aber nicht recht vorwärts. Ueberall zeigte sich beim Adel eine tiefe Abneigung, sich die Neuerung aufdringen zu lassen, allein man hielt sie für so wenig ausführbar, daß man sich mit dem Gedanken beruhigte, Alexander II. werde sie eben so gewiß wieder aufgeben, wie Alexander I. Die Bauern selbst waren mit den Vorschlägen einer successiven Befreiung und Auflösung nicht zufrieden. Sie hatten kein Geld, um dem Edelmann die persönliche Freilassung und die Ueberlassung des Grund und Bodens bezahlen zu können. Sie begriffen gar nicht, warum sie für einen Grund und Boden etwas bezahlen sollten, den sie von jeher als den ihrigen betrachtet hatten, auf dem sie aufgewachsen waren und den sie bebaut hatten, wie ihre Väter; oder den sie zu verlassen entschlossen waren. Einmal frei, würden die meisten jungen Bauernsöhne ihr Glück in den Städten gesucht haben. Das deutsche Ablösungssystem bäuerlicher Lasten mit Geld war also in Rußland völlig unpopulär. Nur in den westlichen Gouvernements zeigte sich entweder ein wilder Freiheitsdrang unter den Bauern oder eine Geneigtheit des Adels, durch freiwillige Emancipation derselben, Ausbrüchen barbarischer Anarchie zuvorzukommen. In dem noch großentheils katholischen Lithauen war das Verhältniß zwischen Adel und Bauern geradezu unerträglich geworden durch die Einmischung der kaiserlichen Immediatcommissionen und hatten die Bauern, einmal aus der alten patriarchalischen Stimmung herausgerissen, mehrfache Aufstandsversuche gemacht. Kaum hatte daher der Kaiser die Commission in St. Petersburg niedergesetzt, als

auch schon der Adel von Wilna, Grodno und Kowno freiwillig die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft anbot. Im folgenden Jahr gab es einen größern Aufstand in Esthland, wo die Bauern allzu ungestüm die verheißene Freiheit gleich auf einmal vollständig haben wollten. Am merkwürdigsten erscheint die plötzliche Gründung von Mäßigkeitsvereinen in Lithauen, im Jahre 1858. Sie beweist, daß man im katholischen Lithauen die Frage der Bauernemancipation nicht blos von der politischen, sondern auch von der moralischen Seite auffaßte. In Rußland wird das Recht, Branntwein zu schenken, verpachtet, und 1858 war die jährliche Pachtsumme bis auf 78,731,451 Silberrubel gestiegen. Um dieser erstaunlichen Einnahme willen wurde das Laster des Branntweintrinkens auf alle Art gefördert*) und die Branntweinpest den armen Bauern gleichsam eingeimpft. Von dieser Pest nun zu befreien, erschien den wahren Volksmännern die erste Bedingung eine Verbesserung der bäuerlichen Zustände. Das sahen alle irgend edel und ernst denkenden Menschen in Rußland ein und die Mäßigkeitsvereine,

*) „In den Privatdörfern beaufsichtigten die Herren das Branntweinwesen, in den Krondörfern stachen die Vorstände mit den Branntweinpächtern durch, wurden von ihnen bestochen. Jede Gemeindeversammlung, jede Cantonalversammlung wurde vor der Schenke abgehalten, immer mit dem Glase in der Hand jede Angelegenheit berathen. So stand es in den großrussischen Gouvernements, wo die allgemeine Branntweinspacht bestand. Viel schlimmer noch in den s. g. privilegirten Gouvernements, wo die Pacht sich nur auf die Städte und Krondörfer beschränkte, und die Pächter die Concurrenz der Privatbrennereien zu fürchten hatten. Hier zwangen die Pächter die Gemeinde pro Familie ein gewisses Quantum Branntwein zu nehmen oder sie legten ihnen eine Steuer auf, für die Erlaubniß überall geistige Getränke kaufen zu dürfen. Wollten die Gemeinden nicht, so wurden sie wegen verbotenen Branntweinhandels verklagt und natürlich stets verurtheilt und bestraft! — In den großrussischen Gouvernements wurden die Bauern zum Trunk verführt, in den privilegirten wurden sie dazu gezwungen!“ Nach Frh. von Haxthausen.

zuerst in den katholischen Westprovinzen entstanden, gingen auf die altgläubigen Russen (Roskolniks) auch in den innern Provinzen des Reichs über. Nun aber schrie die Beamtenwelt über regierungsfeindliche Absichten, über eigenmächtige Beschränkung der Staatseinnahmen ꝛc. und die Mäßigkeit wurde verboten und mit Strafen bedroht, 1859. Im August 1860 meldeten russische Correspondenten, es sey die Absicht, im Jahre 1863 die Verpachtung aufzugeben und den Branntwein wie in andern Ländern zu besteuern, doch nicht ohne den Zusatz, man verspreche sich von dieser Maßregel einen noch größeren Branntweinverbrauch.

Mittlerweile hatte die Commission in St. Petersburg die Bauernfrage besonderen Ausschüssen des Provinzialadels zur Begutachtung überwiesen, die aber den geringsten Eifer in dieser Sache kund gaben, so daß der Kaiser 1858 ein größeres „Leibeigenschaftscomité“ von zwölf Mitgliedern niedersetzte und wiederholt Beschleunigung dieser Angelegenheit befahl. Nun kamen wohl einige loyale Minderheitsadressen des Adels an, aber die große Mehrheit des Adels hielt sich fern und glaubte immer noch, der Kaiser werde und müsse den ganzen Plan aufgeben. Als nun aber der Kaiser auf einer Rundreise im Herbst 1858 überall den Adel anfeuerte, die Trägheit und Renitenz der einen scharf rügte, andern seine Hoffnungen gleichsam bittend ausdrückte und seinen ernsten Willen beurkundete, das angefangene Werk durchzuführen, erhob der Adel endlich einen ernsteren Widerstand. Insbesondere mißfiel die Aeußerung, der Kaiser könne und werde nöthigenfalls die Bauernemancipation verfügen, ohne den Adel zu fragen. Dem widersetzte sich am entschiedensten der Adel von Twer, Nischney-Nowgorod und Moskau. Aber in St. Petersburg selbst erklärte der Adelsmarschall Platonoff, die Bauernfrage könne nur von der Dumah entschieden werden, einer altrussischen Einrichtung, ähnlich dem türkischen Divan, nämlich einer Versammlung der Bojaren oder Notabeln des Reichs, wie sie früher bestanden und die wichtigsten Reichsangelegenheiten entschieden hatten, ehe Peter der Große

ſie beſeitigte. Das große Wort des ruſſiſchen Adels war nun, „die Dumah iſt niemals rechtskräftig abgeſchafft, nur einſeitig von den Czaren ſuspendirt worden, ſie beſteht noch zu Recht und kann jeden Tag wieder zuſammentreten.“ Am entſchiedenſten ſprach für dieſe Anſicht Beſobraſow, der durch ſeine Verwandtſchaft eine ſehr große Partei unter dem alten moskowitiſchen Bojarenadel hatte. Er wurde abgeſetzt, wie auch Unkoffski, der Adelsmarſchall von Twer. Aber die Emancipation ſtockte fort und fort. Man erfuhr zuletzt nur, das Leibeigenſchaftscomité habe ſich in drei Sectionen getheilt, um die Frage nach verſchiedenen Seiten hin gründlich zu erörtern.

Im Juni 1860 wurde eine Adreſſe des Adels im Gouv. Wladimir bekannt, in welcher derſelbe vom Kaiſer die Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, die Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte und Maßregeln zur Sicherung des Privat- und Staatscredits verlangte, aber einen ſtrengen Verweis erhielt, weil Adelsverſammlungen kein Recht hätten, Fragen zu erörtern, welche die allg. Staatsorganiſation betreffen.

Inzwiſchen ließ die ruſſiſche Politik den Orient nicht aus den Augen. Die im Pariſer Frieden von Rußland erzwungene Abtretung der Donaumündungen wurde vom ruſſiſchen Stolz und Trotz lange verzögert. Die kleine Schlangeninſel wurde von den Ruſſen angeſprochen, aber ſogleich auch von Türken beſetzt. In Betreff des Grenzorts Belgrod ſtritt man, ob der Ort Alt- oder Neu-Belgrod gemeint ſey ꝛc. und Rußland ſetzte bei Frankreichs gutem Willen wirklich die ihm günſtigſte Auslegung durch. Von Stund an aber waren Rußland und Frankreich einverſtanden, die Hoffnungen Oeſterreichs an der untern Donau zu vereiteln und deſſen Einfluß, namentlich in den Donaufürſtenthümern, Serbien und Montenegro zu lähmen.

Die Donaufürſtenthümer, Moldau und Walachei, waren durch den Pariſer Frieden definitiv von dem Joch erlöst, womit Rußland ſie bisher beladen hatte. Das ruſſiſche Protectorat durfte

hier nicht mehr allein gebieten. Die Fürstenthümer waren vielmehr unter die Garantie sämmtlicher Großmächte gestellt und hatte man denselben Reformen zugesichert. Daran knüpfte nun die russisch-französische Politik alsbald eine tiefgreifende Intrigue an. Als die zuträglichste Reform empfahl man nämlich die Vereinigung beider Fürstenthümer unter einem einzigen Hospodar oder Wahlfürsten und verband damit die Idee einer Vereinigung der rumänischen Nation. Die Rumänen (Römer) waren directe Nachkommen der freilich sehr vermischten römischen Bevölkerung im alten Dazien und sprachen auch noch eine lateinische Mundart. Napoleon, welcher auch der Vereinigung und Unabhängigkeit der italienischen Nation das Wort redete, begünstigte die der Rumänen hauptsächlich deshalb, weil dem rumänischen Stamme auch noch das russische Bessarabien, die österreichische Bukowina und ein Theil Siebenbürgens gehörte. Je größer das rumänische Reich wurde, desto mehr schien es auch geeignet, (namentlich im Verein mit Ungarn und Polen), der französischen Politik gegenüber von Oesterreich, Rußland und der Türkei gute Dienste leisten zu können. Rußland aber ging dießmal auf den französischen Plan ein, weil es für sich selbst noch näher liegende Vortheile zu erringen hoffte, denn es grenzte unmittelbar an das neue Rumänenreich, es beherrschte bereits einen Theil der Rumänen in Bessarabien und es übte auf alle Einfluß durch die griechische Kirche. Die Union der Fürstenthümer wurde daher mit gleichem Eifer von Rußland wie von Frankreich verfolgt, während sie die Pforte und Oesterreich selbst entschieden verwarfen. Das Recht war auf der letztern Seite. Im Frieden wurden die Rechte beider Fürstenthümer garantirt, von ihrer Verschmelzung war nicht die Rede und gegen den Willen des rechtmäßigen Oberherrn, des Sultans, konnte dieselbe gar nicht vorgenommen werden. In diesem Sinn erklärte sich schon Ali Pascha, der türkische Gesandte auf dem Pariser Friedenscongreß, und mit ihm übereinstimmend Graf Buol, als Walewski den ersten Unionsvorschlag machte, am 8. März 1856,

und die Mehrheit des Congresses stimmte ihm damals zu. Allein Napoleon III. war weit entfernt, sich dadurch in seinem Plane beirren zu lassen. Der Widerstand Englands wurde merklich abgeschwächt durch die Noth, in welche die englische Regierung versetzt wurde, als die große Revolution in Indien ausbrach. Von diesem Zeitpunct an gab England in vielen Puncten Frankreich nach, in denen es sich unter andern Umständen widersetzt haben würde und Preußen ließ sich, wie immer, von Rußland bestimmen.

Napoleon wollte das Recht nationaler Selbstbestimmung, das Princip der Plebiscite, auf die Rumänen angewandt wissen. Das Volk stand aber hier zu niedrig, um die Frage zu begreifen. Die Bauern schleppten in tiefer Barbarei und bei angeborner Faulheit ein elendes Sklavenleben dahin, und die Bojaren, eben so daheim verthiert wie die Bauern selbst, hatten den russischen Beamten und Offizieren nur den äußern Schliff französischer Cultur abgelernt und vereinten damit die tiefe Corruption der Phanarioten. Hier fand sich alles Laster von Moskau, Constantinopel und Paris beisammen ohne eine Tugend.*) Die Bojaren dachten am wenigsten an die Union, denn zwischen denen in der Moldau (reich an Zahl und arm an Gut) und denen in der Wallachei (gering an Zahl, aber reich an Gut) war keine natürliche Harmonie und die Trennung beider Provinzen uralte Gewohnheit. Als nun die Wahl des Vagarides, als Kaimakan (Stellvertreter des Hospodar) in der Moldau, den französischen Erwartungen nicht entsprach, drohte der französische Gesandte Thouvenel, Constantinopel zu verlassen, und auch der englische, Lord Redcliffe, stimmte ihm bei, im August 1857. Der Sultan sah sich in der That gezwungen, die Moldauer Wahlen zu cassiren. Im September zeigte sich der junge Murat im Ge-

*) Die österr. Zeitung charakterisirte die Donaufürstenthümer also: Eine Aristokratie ohne Adel, Städte ohne Bürgersinn, ein Klerus alles Geistigen und Geistlichen baar, Dörfer ohne Häuser, Bauern ohne Land, Luxus ohne Bildung, überall Barbarei und Koth mit etwas französischer Vergoldung.

folge Napoleons III. zu Stuttgart bei der Zusammenkunft desselben mit Alexander II. Man glaubte damals, die Anwesenheit dieses jungen Prinzen könne sich mehr auf das rumänische Reich, zu dessen Oberhaupt er schon bezeichnet wurde, als auf Neapel beziehen. Inzwischen vermittelte Lord Clarendon und die Pforte ließ sich in der Noth, da sie von Rußland, Frankreich, England und Preußen überstimmt wurde und Oesterreich allein ihr nicht helfen konnte, das Project einer blos administrativen Union der beiden Fürstenthümer gefallen. Der Divan (Bojarenversammlung) in Jassy stimmte für die Moldau, der in Bukarest für die Wallachei bei, im October 1857. In einem neuen Pariser Vertrage vom 19. August 1858 wurde unter englischem Einfluß, weil das Unterhaus die Union verworfen hatte, wieder die Wahl zweier Hospodare beliebt, die jedoch unter einer zu Fokschani niederzusetzenden unionistischen Commission stehen sollten. Eine unpractische, daher auch nur provisorische Halbheit. Ungleich practischer im Sinn der Unionisten war die am 13. April 1859 erfolgte Doppelwahl des Fürsten Alexander Couza, zum gemeinschaftlichen Hospodar beider Fürstenthümer, eine Improvisation, die aber als fait accompli provisorisch anerkannt wurde. Indeß trat eine Stockung in die rumänische Bewegung ein. Das französische System der Nationalitäten und Plebiscite fing an, dem russischen Kaiser bedenklich zu werden, als im Verlauf des italienischen Krieges Kossuth und Klapka in Italien eine ungarische Legion bildeten und die Rechte der ungarischen, in zweiter Linie der polnischen Nationalität zur Geltung bringen wollten. Die Sprache, welche Rußland damals gegen Frankreich führte, hat viel zum Abschluß des Friedens von Villafranca beigetragen.

Eine sehr merkwürdige Erscheinung war in den letzten Jahren, besonders noch 1860, die massenhafte Auswanderung der Tartaren aus der Krimm nach Constantinopel, theils wegen schlechter Behandlung durch die Russen, theils aus muhamedanischem Fanatismus.

Den bei weitem wichtigsten Erfolg in Asien errang Rußland 1859 durch die Besiegung und Gefangennehmung Schamyls,

denn mit diesem Helden seines Volks endete der hartnäckige Widerstand der Tscherkessen und die Gebirgsvölker des Kaukasus wurden, wenn auch noch keineswegs ganz und unbedingt den Russen unterworfen, doch ihrem übermächtigen Einfluß immer zugänglicher und zu einer Abwehr immer unfähiger, die einen erschöpft und niedergeworfen, die andern bestochen und verführt. Das Gebirge hat eine sehr große Ausdehnung und es ist den Russen bisher nur gelungen, ein Paar Heerstraßen durch dasselbe vom Innern Rußlands nach Transkaukasien zu führen und kleine Festungen theils an der Straße, theils an den Aus- und Eingängen des Gebirges, theils am schwarzen und caspischen Meere zu errichten. Wenn daher das mächtige Rußland dereinst von äußern Feinden bedrängt wäre und die zahlreichen und tapfern Stämme des Kaukasus nur einmal zusammenhalten wollten, so würde es ihnen auch von heute noch nicht schwer werden, das russische Joch zu zerbrechen.

Der Tscherkessenkrieg im Kaukasus hat Rußland unermeßliche Opfer gekostet. Nachdem alle früheren Versuche, sich des Gebirges zu bemeistern, mißlungen waren, eroberte zwar Graf Woronzow, mit 12,000 Mann eindringend, das Dorf Dargo, den Wohnsitz Schamyls, erlitt aber auf dem Rückwege, da ihm Schamyl 300 Lastwagen abgefangen hatte, durch Strapazen und Mangel an Lebensmitteln großen Verlust (allein 300 Offiziere), 1845. Da ihm die großen Wälder besonders hinderlich geworden waren, fing er an, sie lichten zu lassen, wurde dabei aber unaufhörlich durch die Tscherkessen gestört, ohne große Fortschritte zu machen. Jedoch bemerkte man, daß Schamyl mit seinen Tschetschenzen immer mehr isolirt wurde, indem es den Russen gelang, die übrigen Stämme durch Bestechung oder Ueberrumpelung wenn nicht zu unterwerfen, doch zu neutralisiren. Im Krimmkriege hätte England um jeden Preis vom schwarzen Meere aus Schamyl unterstützen sollen. Damals war die rechte Zeit. Eine nur geringe englisch-französisch-türkische Streitmacht hätte hingereicht, mit Schamyl im Bunde einen allgemeinen Völkersturm in Transkaukasien aufzuregen und die dort

stationirten Russen zu erdrücken. Dann würde der ganze Kaukasus das russische Joch für immer abgeschüttelt haben. Allein es geschah nichts für die Tscherkessen, gegen welche Kaiser Alexander II. nach glücklicher Beendigung des Krimmkriegs nun wieder mit verdoppeltem Eifer rüsten ließ, um so bald als möglich den Kaukasus, als das Bollwerk, von wo aus er die asiatische Türkei und Persien beherrscht, ganz und für immer in seine Gewalt zu bekommen. Das Nähere des Gebirgskriegs ist nicht aufgeklärt. Russische Berichte meldeten fast immer von Siegen, englische noch 1857 von einer Niederlage der Russen. Allein im Jahr 1859 mahnte eine Adresse von 250 angesehenen Tscherkessen, an alle europäische Mächte gerichtet, daß es die letzte Zeit sey, wenn man ihnen helfen wolle. Aber man half ihnen nicht.

Der russische Fürst Barjatinsky umzingelte die letzten bei Schamyl aushaltenden Stämme mit ungeheurer Uebermacht und schloß ihn in immer engere Grenzen ein. Am 1. April eroberte er dessen Felsenfeste Weden. Mit nur 400 ihm bis in den Tod treuen Müriden floh Schamyl wie ein gehetztes Wild in den Süden Daghestans. Die Russen hatten alle Mittel der Macht, List und Bestechung angewandt, die Lauen zu verführen, die Freunde zu entmuthigen. Auf dem Felsennest Gunib endlich wurde er von den Russen unter Fürst Barjatinsky's persönlicher Anführung eingeschlossen und die Feste erstürmt, wobei alle Müriden bis auf 47 fielen. Schamyl selbst barg sich noch in eine Höhle, ergab sich aber, als der Fürst selbst ihn aufforderte,*) am 8. Sept. 1859.

*) Fürst Barjatinsky forderte ihn auf, sich zu ergeben. Er zeigte sich an der Oeffnung der Höhle und fragte nach den Bedingungen. „Tritt ohne jede Bedingnng aus deinem Versteck heraus," sagte der Fürst. Schamyl trat heraus. „Bist du Schamyl?" — „Ja," antwortete dieser. „Dein Leben ist dir geschenkt, auch behältst du deine Frauen und Schätze. Morgen schicke ich dich nach Petersburg, vom Kaiser, meinem erhabenen Herrn, hängt die schließliche Bestimmung über dein Schicksal ab." Schamyl beugte schweigend das Haupt. „Ich habe sehr lange in Tiflis auf dich

Der Fürſt ließ ihm Dolch und Piſtolen und ſchickte den gefangenen, damals 63jährigen Helden nach St. Petersburg. Aber ſchon unterwegs in Tſchagunef empfing ihn Kaiſer Alexander II., behandelte ihn ſehr gnädig und ließ ihn an ſeiner Seite einer großen Revue beiwohnen. In St. Petersburg wurde er der Löwe des Tages, wie einſt Abdel Kader in Paris. Die Ruſſen wollten an Großmuth nicht hinter den Franzoſen zurückbleiben. Schamyl erhielt eine anſtändige Wohnung in Kaluga angewieſen.

In demſelben Jahre unterwarfen ſich die transkaukaſiſchen Abadſcheſen unter Muhamed Amin den Ruſſen und nur wenige Tſcherkeſſen hielten ſich im Hochgebirge noch frei. Viele wanderten über die türkiſche Grenze und man ſah ſie maſſenhaft ankommen, wie die ausgewanderten Tataren aus der Krimm. Die Ufer des caſpiſchen Meeres waren von Rußland ſchon früher gewonnen. Im Weſten deſſelben war es ſeit Peter des Großen Zeiten ruſſiſche Politik, die dort hauſenden mongoliſchen und tatariſchen Horden unter einander ſelbſt zu entzweien. An die Stelle der 1771 aus dem ruſſiſchen Gebiet entflohenen Kalmücken (vgl. Theil I. S. 189) ließen ſich 1796 die Kirgis-Kaiſaken, 12,000 Zelte ſtark, von den Ruſſen aufnehmen. Dieſe ſind aber Todfeinde der Baſchkiren und Rußland hetzt beide gegen einander.*) Dieſer Kirgiſen bediente ſich der ruſſiſche Oberſt Ogarew, als er 1854 die Usbeken von Kokand ſchlug. Aber auch tiefer nach Aſien hinein gelang es Rußland, die Khalkatataren, vier Millionen Seelen, an der mongoliſchen Wüſte, ſeinem ſibiriſchen Gebiete einzuverleiben.

In Sibirien hat ſich die Bevölkerung und der Wohlſtand unvermerkt geſteigert. Im vorigen Jahrhundert erlaubten ſich die hier als kaiſerliche Wachen aufgeſtellten Koſaken die ärgſten Plackereien

---

gewartet," fuhr der Fürſt fort, „ich hatte gehofft, du würdeſt dich ſelbſt ergeben; aber du haſt mich gezwungen, dich hier aufzuſuchen."

*) Als die muhamedaniſchen Baſchkiren ſich 1755 gegen Rußland empörten, überließ Rußland den Kirgiſen alle baſchkiriſchen Frauen und Mädchen, unter der Bedingung, daß ihm die Männer ausgeliefert würden.

der tunguſiſchen und mongoliſchen Einwohner, die daher meiſtens über die Grenze liefen und ſich unter chineſiſchen Schutz ſtellten. Aber das fruchtbare Südſibirien dem Gebirge Altai entlang wurde von Ruſſen coloniſirt. Nicht nur kamen jährlich Tauſende von Verbrechern, die man in Rußland nicht hinrichtet, ſondern deportirt, in die Bergwerke und Städte Sibiriens, ſondern es wurden auch unſchuldige Leibeigene, junge Burſchen und Mädchen, jährlich im europäiſchen Rußland recrutirt, um ſie in das Aſiatiſche und insbeſondere in den Bergwerksbezirk Barnaul am Altai zu verpflanzen, wo nun bereits ausgedehnte Niederlaſſungen ſind und von wo aus jährlich zwei große Karawanen mit Silber, Wachs und Honig beladen und von trefflichen, auf den ſibiriſchen Steppen gezogenen Pferden begleitet, nach Moskau abgehen. Noch ergiebiger ſind die Goldgruben, die man erſt in neuerer Zeit auf der aſiatiſchen Seite des Ural bei Tomsk entdeckt hat. Die Gier nach Gold durchbricht auch hier, wie in Californien, alle Schranken der gewohnten Sitte. Trotz des deſpotiſchen Regiments in Rußland kann die Zucht unter den verwilderten Goldgräbern auch hier nicht gehandhabt werden. Der Arbeiter gewinnt zu viel, vergeudet dann den Gewinn und übt in der Trunkenheit alle Laſter.*)

Von höchſter Bedeutung für die Zukunft des öſtlichen Aſien war die Beſitznahme des Amurlandes durch die Ruſſen. Der Gouverneur Oſtſibiriens Murawiew machte dieſe unblutige Erobe-

*) Sehr intereſſant ſind in dieſer Beziehung die Schilderungen des Engländers Hill, der vor wenigen Jahren Sibirien bereiste. In Tomsk unter anderem war er bei einem reichen Goldgrubenbeſitzer zu Tiſch, der eben für ſeine Kinder einen deutſchen Hofmeiſter angenommen hatte. Dieſer junge Deutſche erklärte ziemlich naiv, man könne auch mit wenig glücklich ſeyn. Da frug ihn der Hausherr: nun, wieviel würden Sie denn brauchen, um ſich Ihr Leben lang ganz und vollkommen glücklich zu fühlen? Scherzweiſe antwortete der Hofmeiſter: ein Pud Gold. Der Hausherr aber lachte: wenn es nicht mehr iſt! und ſchenkte ihm das Pud Gold (40 Pfund).

rung einzig durch die ihm inwohnende Klugheit und Rührigkeit. China, damals durch die Weſtmächte gedrängt, hoffte Schutz von Rußland und trat das ohnehin faſt gar nicht bewohnte Land zwiſchen dem Fluß Amur und dem Meere von der Caſtriebai ſüdwärts nach der Niederlaſſung Conſtantinowski im Vertrage von Aigun am 28. Mai 1858 freiwillig an Rußland ab. Murawiew erhielt davon den Ehrennamen Amurski. Die Hauptſtadt des neuerworbenen Landes aber iſt das ſchon 1852 von Murawiew gegründete Nicolajef. Die Zeitungen berichteten wiederholt, vielleicht mit Uebertreibung, vom raſchen Aufſchwung des Welthandels am Amur. Im Jahr 1858 hätten dieſen Strom bereits 29 Dampfſchiffe befahren, in Nicolajef befinde ſich bereits ein amerikaniſches Conſulat. Auf dieſem Fluſſe komme man mit Dampfſchiffen ſo tief ins Land, daß nur noch ein kurzer Landweg von 180 Werſt bis Irkutzk übrig bleibe. Somit werde bald aller Einfuhr- und Ausfuhrhandel Sibiriens, der bisher den weiten Landweg nach Moskau einſchlagen mußte, den Seeweg über Nicolajewski nehmen.

Auch die ruſſiſch-amerikaniſche Geſellſchaft erhielt vom Kaiſer die ausgedehnteſten Monopole über Schifffahrt, Handel, Jagd und Fiſchfang in den Gewäſſern von Kamtſchatka. Ruſſiſche Colonien blühten zu Petropaulowsk, Ochotzk, Sitka. Erſtere Stadt war ſtark befeſtigt. Aber die Ruſſen verfuhren hier ſo barbariſch, wie in Sibirien, ſo daß auch hier die alten eingebornen Stämme verkümmerten. Im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts iſt die Bevölkerung von Kamtſchatka auf den 15. Theil geſchmolzen, die der aleutiſchen Inſeln am Ausſterben. Der Ruſſe Schelikof, der hier commandirte, ließ einmal eine Anzahl Aleuten hinter einander ſtellen, um zu verſuchen, durch wie viele Köpfe eine einzige Flintenkugel hindurchgehen könne? *)

Wenn die ungeheure Ausdehnung der ruſſiſchen Macht allen andern Mächten Furcht einzuflößen geeignet iſt, ſo darf man doch

*) Allg. Zeitung 1856 Nr. 2.

nicht vergessen, daß der Koloß in der That auf thönernen Füßen steht. Die Bauernfrage, weit entfernt auf eine befriedigende Weise gelöst zu seyn, verwickelt sich auf gefährliche Art, und die Finanzen des Reichs befinden sich, trotz des äußern Glanzes, in sehr übler Lage. Das Danaidenfaß ist hier noch durchlöcherter, als in Oesterreich. Ein russischer Großer, der vom Selbstmord Cynattens und Bruks hörte, rief aus: Wie nobel ist dieses Oesterreich, wo Leute, die den Staat betrogen haben, sich den Hals abschneiden. Bei uns, wo alles betrügt, denkt keiner, daß es eine Schande sey.

Siebentes Buch.

Die muhamedaniſche Welt.

Das Weltreich der Chalifen iſt längſt zerfallen, allein noch ſeine Bruchtheile waren viele Jahrhunderte hindurch erobernde und mächtige Reiche, das der türkiſchen Sultane, der perſiſchen Schahs und der indiſchen Moguls. Erſt im vorigen Jahrhundert fielen ſie alle in Schwäche und verlor der Islam in Aſien die alte Spannkraft eben ſo, wie das Chriſtenthum in Europa. Während aber in Europa der Staat an Stärke gewonnen, was die Kirche verlor, und die Kirche ſelbſt jetzt wieder erſtarkt iſt, zerfiel in Aſien der Staat mit der Kirche zugleich und beide ſcheinen ſich nicht mehr erheben und verjüngen zu ſollen.

Mißkennen wir nicht, daß ſich darin ein göttliches Gericht offenbart, denn der Islam iſt nicht in der Wahrheit gegründet, und welche rühmlichen Eigenſchaften ihm auch inwohnen, ſo kann er doch den Charakter des falſchen Prophetenthums nicht verleugnen. Der Fanatismus, den er den Völkern einpflanzt, bedingt nicht nur deren Todesverachtung im Kriege, ſondern auch deren Stumpfſinn im Ueben und Dulden des Despotismus. Der Muſelmann kann nur Herr oder Sklave ſeyn. Seine Vorſtellungen von der andern Welt ſind grobſinnlich, ſein Glauben bannt den Geiſt in's Fleiſch, anſtatt ihn von demſelben zu befreien. Da

iſt kein Fortſchritt möglich weder im ſtaatlichen Leben, noch im Geiſte.

Daher in allen muhamedaniſchen Reichen die ſtete Wiederkehr von rohen räuberiſchen Völkern, die in unbändiger Kriegsluſt alles vor ſich niederwerfen, die ſodann despotiſche Reiche und Throne von feenhaftem Glanze und mit allen Wollüſten der Erde umgeben gründen, deren Beherrſcher aber verweichlichen und durch Mord weggerafft werden, um einem Emporkömmling Platz zu machen, während die Provinzen unbarmherzig von Statthaltern ausgeſogen werden, einzelne kecke Räuber- und Gebirgsvölker ausgenommen, die ſich durch beſtändige Rebellionen unabhängig zu erhalten wiſſen. Daher aber auch das allmählige Verkommen der muhamedaniſchen Reiche und das Hereinbrechen der chriſtlichen Eroberung oder wenigſtens des chriſtlichen Einfluſſes an faſt allen ihren Grenzen, dem ſie zwar einen hartnäckigen, nie aber auf die Dauer erfolgreichen Widerſtand entgegenſetzen. Alle Verſuche durch eine Reform des Islam, durch eine Wiedergeburt ſeines urſprünglichen Geiſtes alle ſeine Gläubigen wieder zu vereinigen und zu einem gemeinſamen Widerſtand gegen die Chriſten zu ermuthigen, ſind mißlungen und werden auch künftig mißlingen, weil in der Lehre des falſchen Propheten keine zwingende Nothwendigkeit liegt, welche die Begeiſterung allgemein und unwiderſtehlich machen müßte. Die Wechabiten ſahen ihre Reform ſcheitern an der Ueppigkeit und Corruption des Despotismus; die Schwärmer für den Islam, die hie und da, wo das Chriſtenthum ſiegreich vordringt, einen heiligen Krieg entflammen, ſind alle, wie Schamyl, Abdel Kader ꝛc., vereinzelt geblieben.

Von der Türkei iſt in den früheren Bänden dieſes Werkes ſchon oft die Rede geweſen, da ſie ſich nicht nur mit Rußland und Oeſterreich, ſondern auch mit den Seemächten nahe berührt. Wir haben bereits die Türkenkriege des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts geſchildert, deren Ergebniß iſt, daß die Pforte nach außen hin nicht mehr ſtark genug ſey, ſich allein Rußlands erweh-

ren zu können, seine Stütze gegen dessen Uebermacht bei den übrigen christlichen Mächten suchen muß, und daß sie, unfähig mit dem alttürkischen System den Stoß der europäischen Cultur auszuhalten, sich zu Reformen bequemt hat, die mit dem Islam nicht mehr vereinbar sind. Der Schutz, welcher ihr durch den Pariser Frieden von 1856 zu Theil geworden ist, erscheint nur als ein Aufschub, nicht als eine Besiegung der ihr drohenden Gefahr. Sie hat sich im Frieden bequemt, den Christen Concessionen zu machen, welche dennoch unausführbar bleiben, so lange Christen unter Muhamedanern leben müssen. Die Christen fühlen sich stark durch die Sympathie mit Rußland und Rußland wartet nur den günstigen Augenblick ab, um für sie einzuschreiten.

Am kläglichsten war die Lage der Christen in Bosnien und der Herzegowina. Denn hier wurde trotz des Hatti-Humajum von 1856, welcher die Christen den Muhamedanern rechtlich gleichstellte, die alte Tyrannei der letztern über die erstern in vollem Maaße fortgeübt. Der zur griechischen Kirche gehörige gemeine Bosnier unterlag doppelter Quälerei durch die Steuerpächter des Sultans (Sakupnik) und durch die muhamedanischen Grundherrn (Agas und Spahis), denen er das Drittel (Tretschina) alles Feldertrags zahlen mußte; weigerte er sich aber zu zahlen, oder konnte er nicht, so wurde er auf's härteste mißhandelt. Der Unmuth darüber veranlaßte am 2. Jan. 1858 eine große Volksversammlung in der Herzegowina und die Bildung zweier streitbarer Bauernhaufen unter Tukanowitsch und Matanowitsch, welche mit Montenegrinern verbunden, am 4. die Türken schlugen. Zugleich schickten sie Deputationen nach Wien und Constantinopel und baten um Schutz. Der Sultan soll ihnen gütig geantwortet und die Tretschina aufgehoben haben. Allein da sie die Waffen, aus Furcht vor ihren grausamen Herren, nicht niederlegen wollten, erlitten sie durch die Paschas von Bosna Serai und Mostar in einer zweitägigen Schlacht bei Türkisch-Kastanizza eine blutige Niederlage, am 21. und 22. Juli. Die Grausamkeit aber, mit der Reschid

Bey nachher wieder bei der Eintreibung der Tretſchina verfuhr, reizte die Bosnier, dieſen Böſewicht am 6. Oct. zu ermorden und es brach ein neuer Aufſtand aus, welcher wieder unterdrückt wurde. Die türkiſchen Paſchas halten hier immer mit den muhamedaniſchen Grundherrn zuſammen und ſind in Waffen den rohen Bauernhaufen überlegen. Die Befehle des Sultans ſind daher hier eben ſo illuſoriſch wie die diplomatiſche Intervention der Mächte. Hier kann nicht eher geholfen werden, bis die muhamedaniſchen Grundherrn chriſtianiſirt oder vertrieben ſind.

Wenn man die Leiden dieſer chriſtlichen Nachbarn betrachtet, kann man den ſtolzen Montenegrinern ihren Haß gegen die Türken nicht verdenken. Sicher in ihren Bergen, genoſſen ſie zugleich den Schutz Rußlands und Oeſterreichs. Ihr Fürſt Danilo ließ im Kirchengebet für den Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland beten, als ob er ein ruſſiſcher Unterthan wäre, trug hohe ruſſiſche Orden und machte 1857 eine Reiſe nach Paris, um ſich auch mit Napoleon III. zu verſtändigen. Obgleich nun aber Frankreich die Souverainetät der Pforte über Montenegro feſthielt, benutzte Danilo doch die ſtrittige Grenzabmarkung, um räuberiſch in's türkiſche Gebiet einzufallen. Schon am 11. Juli 1856 machten die Montenegriner einen ſolchen Einfall und mordeten alle Einwohner des Dorfes Kuzi; am 11. Mai 1858 verbrannten ſie das türkiſche Grabowo und die Türken ſollten ſich nicht einmal wehren dürfen. Zwei franzöſiſche Fregatten erſchienen drohend an den Küſten. Als jedoch die Montenegriner abermals ihre türkiſchen Nachbarn überfielen wurden ſie am 24. Juli bei Bert von den Türken zurückgeſchlagen. Dafür rächten ſie ſich zwei Tage ſpäter durch nächtlichen Ueberfall von Kolatſchini, wo ſie 500 Männer, Weiber und Kinder abſchlachteten und alle Häuſer in Aſche legten. Die glänzende Feier des Napoleonsfeſtes in den ſchwarzen Bergen verkündete ſodann, daß Frankreich (und Rußland) die Montenegriner in Schutz genommen, und die Türken wagten wirklich nicht, Rache zu nehmen.

In Serbien regierte der dem Sultan treue und Oeſterreich befreundete, aber ſchwache Sohn Kara Georgs, Alexander, unter dem übeln Einfluß ſeiner Gemahlin und der Familie derſelben, der Nenadowitſchen, ſowie des Wutſitſch und des Miniſter Garaſchanin. Der letztere galt als ruſſiſch-franzöſiſcher Agent, von Wutſitſch hieß es, er ſtehe an der Spitze einer nationalen Partei, ſey aber der Nenadowitſchen Feind geweſen. Genug, dieſe Männer hetzten das Land auf, veranlaßten die Einberufung einer Landesverſammlung (Skuptſchina) und erwirkten durch dieſelbe die förmliche Abſetzung Alexanders, am 22. Dez. 1858. Ein Verſuch den letztern zu ſchützen, mißlang. Er mußte abtreten und ſeinen Platz dem alten Miloſch Obrenowitſch abtreten, der ſchon in Odeſſa auf dieſes Ereigniß gelauert hatte und nun ſchnell herbei kam. Oeſterreich war durch dieſen Wechſel der Dinge ſehr unangenehm berührt und damit durch die ſerbiſche Bewegung in der Stadt Belgrad nicht etwa die Feſtung, die ſich in den Händen der Türken befand, überrumpelt würde, befahl es dem Commandanten des nahen Semlin, dem Paſcha von Belgrad nöthigenfalls Hülfe zu leiſten. Das wurde von Frankreich ſehr übel genommen und trug mit zu dem Oeſterreich feindlichen Neujahrsgruß Napoleons III. und zu dem ſchnellen Ausbruch des Kriegs von 1859 bei.

Eben ſo wie Montenegro und Serbien kamen auch wieder die beiden Donaufürſtenthümer unter den ruſſiſchen Einfluß. Denn Frankreich arbeitete eifrig mit Rußland dahin, die Moldau und Wallachei zu einem rumäniſchen Geſammtſtaat zu vereinigen. Davon iſt ſchon oben ausführlich die Rede geweſen. Im Jahr 1859, als Oeſterreich in Italien ſchwer bedrängt war und Koſſuth und Klapka ſchon bei der Hand waren, um Ungarn zu inſurgiren, falls Napoleon III. bis Venedig vorgedrungen wäre, waren auch ſchon Danilo, Miloſch und der für die Moldau und Wallachei gemeinſchaftlich gewählte Fürſt Couza bereit, eine Diverſion zu Gunſten Frankreichs und Rußlands gegen Oeſterreich und die Türkei zu machen. Dieſe Verbindung erhielt ſich auch noch ſpäter und

nahm einen Glaubens- und Racekrieg in der Türkei in Ausſicht, der auch mit dem Chriſtenmorden in Syrien 1860 zu beginnen ſchien. Danilo wurde durch Mörderhand plötzlich aus dem Kleeblatt herausgeriſſen, am 13. Aug. 1860, ihm aber folgte Nikizza, der für noch fanatiſcher galt.

In Conſtantinopel ſelbſt blieb der Sultan umringt von den Intriguen und Zumuthungen theils Rußlands, theils der Weſtmächte. Geraume Zeit war dort der engliſche Geſandte, Lord Redcliffe das Factotum, und Redſchid Paſcha, der gebildete und geiſtreiche Eidam des Sultans, der paſſendſte Vermittler, der aber 1858 plötzlich ſtarb. Der Sultan ſelbſt beſaß in der Zeit der Noth, als ſein Thron und der Fortbeſtand des Islam immer mehr bedroht wurden, keine ſittliche Energie und raffte ſich aus den Vergnügungen ſeines Harems niemals recht auf. Man hörte von den ungeheuerſten Verſchwendungen ſeiner Damen, weshalb dem Kislaraga der Prozeß gemacht werden mußte, im Sommer 1858. Im folgenden Frühjahr erſchien zu Conſtantinopel der ruſſiſche Großfürſt Conſtantin, Bruder des Kaiſers. Dieſer Herr, mit deſſen Namen ſchon der Anſpruch auf den Beſitz von Conſtantinopel geboren war, hatte ſich mit einer ruſſiſchen Flotte ſtolz im Mittelmeer gezeigt, um zu beweiſen, daß Rußland trotz der Niederlagen von 1856 noch mächtig zur See wie zu Lande ſey, hatte den Hafen von Villafranca gekauft, dann das h. Grab in Jeruſalem mit einem Gefolge von 3000 Offizieren und Seeleuten beſucht und kam nun auch, den armen Sultan zu beſuchen, der ihn mit großem Glanz empfing, am 26. Mai 1859. Während des großen Diners im Serail, zog ein ſchweres Gewitter über Stambul und als der Sultan eben dem Großfürſten die Hand reichte, ſchlug der Blitz an einem Blitzableiter des Schloſſes mit ſo furchtbarem Krachen herunter, daß der Sultan erſchrocken zurückfuhr. Noch im Laufe des Jahres wurde der verdiente Großvezier Ali Paſcha durch eine ruſſiſche Intrigue geſtürzt und Mehemed Köpößlü, ein Anhänger Rußlands, trat an

seine Stelle. Wie es hieß, hatte eine wunderschöne Tscherkessin, die im russischen Solde stand, den Sultan bezaubert.

Die alttürkische Partei sah diesem Unwesen nicht ganz geduldig zu. Im September 1859 wurde eine Verschwörung derselben entdeckt und rasch unterdrückt. Der fromme und fanatische Scheik Bagdadis wollte in Verbindung mit dem General Hussein Pascha und vielen andern Beamten und Offizieren eine sittliche Reform, wie sie wahrlich der Türkei nöthig war, durchsetzen, die Verschwendungen des Hofes und der Großen, und die zu hohen Besoldungen abschaffen, besser für die Armen und das Volk sorgen ꝛc. Aber ihr Plan kam gar nicht zur Ausführung. — In neuster Zeit hat die Pforte eine Bewegung der Christen in Rumelien und Bulgarien zur römischen Kirche hin begünstigt. Sie hätte das schon längst thun sollen, um ihre christlichen Unterthanen der russischen Verführung weniger zugänglich zu machen. In der Gegend von Seres haben sich 20,000 Seelen von der griechischen zur römischen Kirche bekehrt (nach österreichischen Zeitungen von 1860).

Außerhalb der europäischen Türkei beherrscht der Sultan noch Kleinasien bis nordostwärts nach Armenien unter dem Kaukasus, und südwärts durch Syrien und Palästina, durch Kurdistan bis zum persischen Golf südwestwärts; allein man verglich ihn in Bezug auf diese Provinzen mit dem Bettler, dem, wenn er oben ein Loch in seinem Rock geflickt hat, schon wieder ein anderes reißt. Denn entweder die Paschas oder die halbwilden Völkerstämme empörten sich sehr häufig und wenn es ihnen auch nicht gelang, sich auch nur so weit unabhängig zu machen, wie der Pascha von Aegypten und die Wechabiten, so blieben sie doch unzuverläßig und schadeten dem Sultan hauptsächlich dadurch, daß sie sich nicht an die Reformen gewöhnen wollten. Paskiewitsch würde der großen Türkenheere in Kleinasien nicht Meister geworden seyn, wenn sie nicht nach alttürkischer Art bloße Baschibodzuks gewesen wären.

Ein Hauptheerd der Unruhen war immer Syrien. Hier standen die Religionen im schroffsten Gegensatz. Nirgends gab es

fanatiſchere Muſelmänner, als in Damascus und Aleppo, daneben aber gab es eben ſo eifrige Chriſtengemeinden in verſchiedenen Secten und noch eine Anzahl höchſt merkwürdiger muhamedaniſcher Secten, in denen noch altheidniſche Erinnerungen fortlebten. Der muſelmänniſche Fanatismus offenbarte ſich am häufigſten und ſchrecklichſten in wiederholten Chriſten- und Judenmorden zu Damascus. Zu Aleppo wurden noch 1850 Chriſten ermordet und ihre Häuſer zerſtört. Im Jahr 1856 ging durch das ganze Gebiet des Islam eine Zornwolke gegen die Chriſten und der Haß machte ſich in Morden zu Damascus, Maraſch und Nablus Luft. Allein die Rückſicht, welche der Sultan auf die chriſtlichen Mächte nehmen mußte, dämpfte ſolche Unruhen immer ſchnell.

Die blutigſten Glaubenskriege lieferten ſich im Gebirge Libanon die Druſen und die chriſtliche Secte der Maroniten, beides ungemein tapfere Kriegerſtämme. Die Druſen*) ſtammen ſchon aus dem 8. Jahrhundert, wo ihr Prophet Hamſi, ein Perſer, ihnen mit muhamedaniſchen Begriffen vermiſcht die altheidniſche Lehre der Seelenwanderung beibrachte. Die Maroniten ſind Ueberreſte der alten chriſtlichen Monotheleten und nennen ſich nach ihrem Stifter, dem Prieſter Maro. Als Nachbarn leben ſie in immer wiederkehrendem Streit mit den Druſen. — Neben dieſen Secten finden ſich in Syrien noch Mutualis, welche die nahe Ankunft des muhamedaniſchen Meſſias erwarten;**) Naſſeirier, die auch noch

*) Der Name bedeutet Lehre oder Weisheit und ſcheint von einem der erſten Häupter der Secte herzurühren, welcher ſich Ben Ismael el Dares nannte.

**) Viel Aufſehen machte in den 30er und 40er Jahren eine Lady Eſther Stanhope, die ſich erſt im Kloſter Mar-Elias am Libanon niederließ, dann ſich auf einem ſteilen Felſen das groteske Schloß Dair-Dſchuhn erbaute und die Ankunft des Meſſias erwartete, für den ſie bereits ein Meſſiaspferd bereit hielt. Durch große Wohlthaten, die ſie in der Gegend ſpendete, verſchaffte ſie ſich einen Anhang und ſchreckte andere durch den

an die Seelenwanderung glauben und ihre letzte Erlösung von Muhameds Tochter, der schönen Fatime, erwarten; Ismaeliten, die von den alten Assassinen abstammen sollen und denen man allerlei Religionsgreuel zuschreibt; Jesiden, in denen der altpersische Dualismus des die Welt beherrschenden guten und bösen Princips fortlebt.

Zwischen Maroniten und Drusen entbrannte 1845 ein blutiger Kampf, der sich noch schrecklicher 1860 wiederholen und über ganz Syrien verbreiten sollte. Man glaubte, Frankreich habe die Maroniten aufgereizt, um eine Gelegenheit zu finden, sich wieder in die orientalischen Dinge einzumischen. Kinglake sagte im englischen Parlament, die Maroniten, welche den Streit angefangen, seyen mit französischen Gewehren versehen gewesen. Indeß erklärte sich der wilde Fanatismus, den die Muhamedaner bei diesem Anlaß offenbarten, auch aus ihrem immer mehr überhandnehmenden Ingrimm über die Erfolge der christlichen Großmächte und über die Ohnmacht und die Reformsucht der Pforte. Man darf nicht vergessen, daß gerade damals hunderttausende von Tataren aus der Krimm und Tscherkessen aus dem Kaukasus, der russischen Tyrannei ausweichend, zerlumpt und verhungert in den türkischen Häfen und Grenzstädten ankamen. Fürst Gortschakof erließ schon am 23. April ein Rundschreiben an die Mächte, worin er sie auf die Leiden der Christen in der Türkei aufmerksam machte und dringend die Durchführung ihrer von der hohen Pforte längst versprochenen Emancipation verlangte. Frankreich stimmte zu, nur England, Oesterreich und Preußen glaubten, die Sache ganz in die Hand des Sultans legen zu müssen. Dieser schickte nun mit vieler Ostentation den Großvezier Kiprisli Mehemed Pascha in die nördlichen Provinzen, um die

---

Anblick eines gräßlichen Henkers ab, den sie in ihre Dienste genommen hatte, nachdem er schon 2000 Männer und Weiber hingerichtet hatte. Als sie kein Geld mehr hatte und ihr Palmerston, dem sie grobe Briefe schrieb, auch die Pension strich, machte sie Bankerot.

Lage der Chriſten zu prüfen. Das hielt aber den Fanatismus im Süden nicht auf. Schon am 29. Mai ſah man von Beyrut aus bei Nacht den Brand chriſtlicher Dörfer im Libanon. Die Druſen hatten ſich zum Morde aller Chriſten zuſammengeſchaart und fanden an den Beduinen im Hauran blut- und raubgierige Geſellen unter dem greulichen Schech Ismael el Attraſch. Churſchid Paſcha in Beyrut that nichts, um die Chriſten zu retten. Taher Paſcha, den er ihnen mit nur wenigen Truppen ſchickte, machte ihnen Verſprechungen und ermahnte ſie zur Ruhe, ſo daß ſie um ſo wehrloſer den Druſen Preis gegeben waren. Denn in allen volkreichen Chriſtenorten wiederholten dieſe das treuloſe Spiel, den Chriſten bei Tage Frieden zu verſichern und ſie dann bei Nacht zu überfallen und in Maſſen zu ermorden, die Weiber zu entehren, die Wohnungen zu plündern und zu verbrennen. Dieſes ſchreckliche Loos erlitten alle Chriſtendörfer im Umkreiſe von Beyrut, vornehmlich die reichbevölkerten Orte Der el Kammar, Raſcheya, Hasbeya und die Stadt Saida (das alte phöniciſche Sidon). Alles chriſtliche Landvolk, was in dieſe Stadt floh, wurde erſt dort ermordet, wobei die türkiſchen Soldaten zuſahen. Das Morden dauerte Wochen lang. Schon zählte man 10—15,000 Chriſtenleichen, als der Sturm erſt in der ſyriſchen Hauptſtadt Damascus losbrach, am 9. Juli. Dahin war Abdel Kader gezogen, nachdem er aus Bruſſa durch das große Erdbeben vertrieben worden war. Seinem Edelmuth und ſeiner Thatkraft gelang es, über 2000 Chriſten zu retten, aber 3000 andere wurden vom wüthenden Volk, dem auch die türkiſchen Soldaten halfen, auf die gräßlichſte Weiſe abgeſchlachtet. Achmed Paſcha, Gouverneur von Damascus wollte, oder konnte auch vielleicht die Ordnung nicht erhalten, weil ſeine Truppen ſeit zehn Monaten keinen Sold bekommen hatten.

Der Schutz und die Rache des chriſtlichen Europa konnte nicht ausbleiben. Frankreich rüſtete auf der Stelle eine Expedition gegen Syrien, und Rußland behielt ſich vor, wenn dieſe erfolge, auch

seinerseits zur Rettung der Christen einschreiten zu wollen. In aller Eile wurde nun den armen Maroniten ein Frieden mit den Drusen dictirt, damit England sagen konnte, die Ruhe sey ja hergestellt und eine Expedition gar nicht mehr nöthig. Am 16. Juli traf Fuad Pascha mit Truppen in Damascus ein, wo er 70 Christenmörder hängen, 110 erschießen und 3000 compromittirte Einwohner unter die Soldaten stecken ließ. Auch den Achmed Bey, der in Damascus commandirt hatte, ließ er erschießen. Es lag ihm alles daran, den Christen Genugthuung zu geben und die Einmischung der französischen Truppen unnöthig zu machen. Allein sein Auftreten erregte tiefe Erbitterung unter den türkischen Soldaten, so daß er eiligst Geld von Constantinopel verlangte, um sie durch Soldzahlungen zu befriedigen und zusammenzuhalten, da viele desertirten. Die Drohungen der Pforte und der europäischen Mächte hinderte nicht, daß Ende August nicht nur Metzeleien der Christen in Balbek und in der Nähe von St. Jean d'Acre vorgefallen wären, und die Angst der Christen im h. Lande war noch immer so groß wie die in Syrien und Constantinopel selbst, wo eine Verschwörung der Alttürken noch rechtzeitig entdeckt und vereitelt wurde. Der Sultan gab den christlichen Mächten die heiligsten Versicherungen, er werde die Ordnung aufrecht erhalten.

Der Eifer Frankreichs wurde durch die übrigen Großmächte, vor allem Englands, gemäßigt. Die Vertreter der fünf Mächte kamen am 3. August in Paris dahin überein, daß im Namen und Auftrag der gesammten europäischen Pentarchie 12,000 Mann, und zwar nur zur Hälfte Franzosen, nach Syrien abgehen sollten. Rußland sammelte ein Armeecorps in Bessarabien um die Aufregung in der nördlichen Türkei zu überwachen. Der Großvezier konnte in Bosnien und der Herzegowina nichts ausrichten, weil er wie Fuad für seine schwierigen Truppen keinen Sold hatte. Rußland hielt mit scharfen Augen Wacht. Eine Pariser Brochure (la Syrie et l'alliance Russe) wollte Rußland den Besitz Constantinopels und Preußen eine große Arrondirung in Deutschland sichern, wenn

beide Staaten einwilligten, daß Frankreich die Rheinprovinzen nehme. Es ſcheint jedoch, daß Rußland auf dieſen Plan ſo wenig, wie Preußen, eingehen wollte, da es ſich vielmehr Oeſterreich näherte, oder wenigſtens in Wien ſondirte.

An ſeiner nordöſtlichen Grenze hat das kleinaſiatiſche Reich der Türken bedeutend Einbuße gelitten durch die Ruſſen, wie früher ſchon erzählt iſt. In ſüdöſtlicher Richtung war es oft beunruhigt durch Aufſtände der Paſchas von Bagdad und durch Kriege mit den Perſern. Die chriſtlichen Armenier im Norden ſowohl des türkiſchen als perſiſchen Gebiets ſind unter ruſſiſchen Schutz gekommen. Die chriſtlichen Neſtorianer aber in Kurdiſtan erlitten 1846 eine grauſame Verfolgung durch die muhamedaniſchen Kurden, die ihre Kirchen zerſtörten und ſie zu Tauſenden hinſchlachteten, ohne daß eine europäiſche Intervention ſie hätte ſchützen können. Denn die Kurden, ein eben ſo ſchönes, als tapferes, gaſtfreies und hochherziges, aber barbariſches Volk, halb an die Pforte, halb an Perſien vertheilt, gehorchen beiden nicht.

In dieſem kurdiſchen Gebirge, nicht weit von Moſul, entdeckten der Franzoſe Botta und der Engländer Layard 1839 die bisher unbekannt gebliebenen Ruinen der großen Stadt Ninive am Tigris und Layard brachte höchſt merkwürdige Sculpturen von da nach England.

Das perſiſche Reich, welches eigentlich berufen wäre, mit der Türkei vereinigt Rußland zu widerſtehen, hält doch nie mit ihr zuſammen. Beide ſind feindliche Länder, wie Oeſterreich und Preußen. Obgleich die Perſer wie die Türken Muhamedaner ſind und von derſelben edeln tatariſchen Abſtammung, ſo trennen ſie ſich doch nach der Confeſſion, die Perſer als Sunniten (ſ. g. von der Sunna, ihrem Religionsbuch), die Türken als Schiiten (ſ. g. als Ketzer), und nicht nur ihre Dynaſtien, ſondern auch die Völkerſchaften haſſen und befehden ſich ohne irgend eine Ueberlegung des gemeinſamen Intereſſes, welches ſie verbinden ſollte.

Für Perſien und ſeine nächſten Nachbarn war, wie ſchon

Theil I. 77 kurz bemerkt wurde, der Tod des großen Eroberers Nadir Schah im Jahr 1747 ein Wendepunct, wie faſt gleichzeitig für das mittlere Europa der Tod des letzten Habsburgers im J. 1740. Indem nämlich das Reich Nadir Schahs zerfiel, bildeten ſich aus ſeinen Trümmern die noch heute zwiſchen der Türkei und Oſtindien beſtehenden Staaten. Nadir wurde am 7. Juni 1747 ſammt 17 Söhnen ermordet, nur ſein 13jähriger Sohn Schahroch blieb übrig, wurde aber geblendet, und fünf Generale nach einander uſurpirten die Herrſchaft, einer den andern verdrängend, bis ſich das Reich nach ſeinen Hauptvölkerbeſtandtheilen trennte. Im Südoſten gründeten die Abdalli das neue Afghanenreich, im Nordoſten die türkiſchen Kadſcharen das neue Perſerreich. Der Kadſchare Muhamed Haſan unterlag zwar dem Kerim, einem Uſurpator in Schiras, aber ſein entmannter Sohn, Aga Muhamed, behauptetete ſich auf dem Thron und ließ zum Ueberfluß 1795 auch den noch lebenden Schahroch umbringen, wurde jedoch ſelber ermordet. Ihm folgte ſein Neffe Feth Ali, welcher ſein Reich nach beiden Seiten erobernd ausdehnen wollte, aber in Choraſan auf die Engländer, in Georgien auf die Ruſſen ſtieß und die Klauen bald einziehen mußte. Napoleon hoffte ihn gegen Rußland benutzen zu können und bewog ihn wirklich durch ſeinen Geſandten, Grafen Gardonne, im Jahr 1811 gegen Rußland loszuſchlagen. Allein das perſiſche Heer beſtand nur aus Reiterei und war dem ruſſiſchen Fußvolk und Geſchütz nicht gewachſen. Als die Türkei, welche damals Rußland ebenfalls bekriegte, Frieden machte, mußte ſich auch Perſien 1814 bequemen, im Frieden von Tiflis ſeiner Souverainetät über Daghеſtan, Baku, Mingrelien, Kachetien, Imeretien, Gurien, Abchaſien ꝛc. am caſpiſchen Meer und im öſtlichen Kaukaſus zu entſagen. Nachher war Feth Ali ſo unvernünftig, als die Türkei 1822 den ſchweren Kampf gegen die empörten Griechen zu beſtehen hatte, ihr in den Rücken zu fallen und Bagdad zu belagern, ſein Heer ließ ſich aber von den Türken bei Erzerum ſchlagen.

Der Engländer Fraſer, der 1821 nach Teheran, Feth Ali's

Reſidenz, geſchickt wurde, hat ein ausführliches Gemälde ſeiner Regierung entworfen. Der Schah war ein ſchmutziger Geizhals, der Niemand Gehör gab, der ihm nicht Geſchenke brachte. Leute, von denen er wußte, ſie ſeyen reich, ließ er feſtnehmen, martern oder umbringen, um ſie zu berauben.*) Eben ſo raubten ſeine Beamten. Wo ſeine Steuererheber hinkamen, entleerten ſich die Dörfer von Menſchen, feſte Städte leiſteten ihnen zuweilen bewaffneten Widerſtand. Das Land liegt größtentheils wüſte. Nirgends werden Bäume gepflanzt oder wird für die Nachwelt geſorgt. Die Perſer ſind ſehr höflich und abgeſchliffen, weshalb man ſie die Franzoſen Aſiens nennt, aber verderbt und treulos. Man findet unter ihnen viele Suffies (Philoſophen, Zweifler).

Albas Mirza, der älteſte Sohn des Schah, ein Mann von Geiſt und Feuer, gab ſich alle Mühe, die perſiſche Armee auf den Fuß der europäiſchen zu bringen, wenigſtens annähernd, unterlag aber in dem Kampf, den er 1826 unvorſichtig unternahm, der Ueberlegenheit der Ruſſen, wie Theil III. S. 170 f. erzählt iſt. Später reiste Abbas Mirza nach St. Petersburg, um das europäiſche Heerweſen gründlich zu ſtudiren, ſtarb aber bald nach ſeiner Rückkehr 1833 und ein Jahr ſpäter auch ſein Vater. Nun folgte Abbas Mirza's Sohn Muhamed Mirza, der ſich nur durch ein engliſches Hülfscorps unter Lindſay gegen ſeinen Oheim Zilli behaupten konnte. Allein wegen Herat gerieth er ſeit 1837 wieder mit den Engländern in Hader und hielt ſich zu den Ruſſen. Der engliſche Geſandte Mac Neil und der ruſſiſche Graf Simonitſch zerrten den armen Schah hin und her.

Im Reiche der Afghanen hatte ſeit Nadirs Tode die Familie

*) Fraſer erzählt von einem Reichen, der ſich täglich habe prügeln laſſen, um ſich für den Fall abzuhärten, wenn ihn der Schah einmal holen laſſen würde. Das Aergſte, was von Feth Ali geſagt wird, iſt, daß er ſeine Gunſtbezeugungen an reiche Damen „verkaufte“ und ſogar in ſeinen eigenen Harem nur reiche Töchter aufgenommen und ſie nach dem Maaß ihrer Geldopfer bevorzugt habe.

der Durani geherrſcht, auch Abdalli genannt von dem großen Achmed Abdallah, der, wie Theil I. S. 138 erzählt iſt, öfters in Indien einfiel und die Mahratten ſchlug. Sein friedliebender Sohn Timur ſtarb 1793 und hinterließ vier Söhne; Humayun, der älteſte, wurde vom zweiten Zemon, dieſer wieder vom dritten Mahmud geblendet, den aber wieder der vierte Schudſchah vertrieb. Mahmud aber kehrte zurück, beſiegte ſeinen Bruder in der Schlacht bei Nimla mit Hülfe ſeines Vezirs Fatih Khan, wurde ein mächtiger Herrſcher und eroberte Kaſchmir. Da er aber aus Eiferſucht auf Fatih Khan's Anſehen dieſen ſeinen Retter blenden und endlich grauſam in Stücke ſchneiden ließ (1818), waffneten ſich deſſen tapfre Söhne (aus der Familie der Barekzi), vertrieben Mahmud nach Herat und theilten das Reich unter ſich, nachdem ſie Schudſchah zwar zurückgerufen, aber ſeines Stolzes wegen wieder entfernt hatten, 1833. Doch als Eyub, Schudſchahs jüngſter Bruder, ſie dringend anflehte, erlaubten ſie demſelben den Titel des Schah und Oberherrn fortzuführen, während ſie ſelbſt die wahre Gewalt unter ſich theilten. Der älteſte Kohal Dil ſaß zu Kandahar, der zweite Doſt Muhamed zu Kabul, der dritte Sardar Muhamed zu Peſchawer, welcher letztere aber den Sikhs unter Sturjet Sinſch, nachdem dieſelben auch Kaſchmir erobert hatten, tributbar wurde.

Mittlerweile war der Durane Mahmud, der ſich nach Herat geflüchtet hatte, 1829 geſtorben und ſein Sohn Kamran hatte ſich daſelbſt behauptet. Die vielen Theilungen des alten duraniſchen Reichs aber ließen Rußland eine leichte Eroberung hoffen. Es reizte daher den jungen Schah von Perſien durch ſeinen Geſandten Simonitſch zur Unterwerfung aller afghaniſchen Reiche, zunächſt aber Herats an, in der Hoffnung, dem Vordringen der Engländer von Oſtindien her eine Grenze zu ſetzen, 1838. Zu derſelben Zeit und zu demſelben Zwecke rüſtete Kaiſer Nicolaus den Zug gegen Chiwa aus, welcher jedoch mißlang (vgl. Theil V. S. 29). Vergebens ſtrengte der engliſche Geſandte Mac Niel ſich an, den Feldzug gegen Herat zu hintertreiben, der ehrgeizige Schah, Muhamed

Mirza, ließ sich verlocken, mit großer Heeresmacht, wozu Simonitsch Geld und Kanonen geliefert hatte, vor Herat zu ziehen. Hier vertheidigte sich Kamram oder eigentlich sein Vezir Yar Mahmud mit Hülfe englischer Offiziere, namentlich Pottingers, auf's tapferste, obgleich Simonitsch selbst von außen die Belagerung leitete. Endlich aber siegte die russische Intrigue, Dost Muhamed zog mit gegen Herat, um dem duranischen Geschlecht ein Ende zu machen und nun wäre Herat verloren gewesen, wenn nicht Yar Mahmud die Engländer fortgejagt und capitulirt hätte, indem er Herat unter persische Hoheit stellen ließ.

Mac Niel war inzwischen nicht unthätig geblieben, sondern hatte in Calcutta und London Lärm geschlagen. England lag alles daran, die russische Vormundschaft aus Persien und Afghanistan zurückzuweisen. Also wurde ein großer Kriegszug aus Ostindien gegen Afghanistan betrieben, um mit Schudschah die duranische Dynastie herzustellen, ein anderes Heer zur See in den persischen Golf geschickt und zugleich Aden im Süden Arabiens zu einem zweiten Gibraltar gemacht, um das rothe Meer und die Straße von Europa nach Asien zu bewachen. Die Engländer eroberten Kabul und landeten am persischen Ufer im Golf. Da bekam Schah Muhamed Mirza Angst und schickte 1840 den einsichtsvollen Husein Khan als Gesandten nach Wien, Paris und London. In Wien stellte derselbe dem Fürsten Metternich die üble Lage Persiens zwischen den russischen und englischen Drohungen vor und verlangte Schutz von den europäischen Mächten, die es weder mit Rußland, noch England hielten. Allein niemand wollte damals um Persiens willen eine Lanze mit Rußland oder England brechen. Persien wollte aber doch lieber mit dem letztern, als dem erstern gehen und bewilligte im Vertrage vom 28. October 1841 alle Forderungen Englands, große Privilegien der englischen Agenten und Kaufleute in Persien und das Recht, persische Schiffe im Golf zu durchsuchen.

Unter englischem Einfluß nahm der Schach damals viele pol-

niſche Offiziere in ſeine Dienſte, um ſein Heer beſſer organiſiren zu laſſen, mußte ſie jedoch 1844 wieder fortſchicken, weil Rußland ihn ernſtlich bedrohte. Die Verwaltung Perſiens unter dem habgierigen Vezier Hadſchi Mirza Agaſi wurde als wo möglich noch räuberiſcher geſchildert, als die frühere zur Zeit Feth Ali's. Zu allem Elend des Volks kam noch 1846 die verheerende Cholera. Muhamed Mirza ſtarb 1848, worauf ſein Sohn Naſureddin den Thron beſtieg und Hadſchi abſetzte. Gegen den neuen Schah erhob ſich eine von Mullah Sadik geſtiftete altperſiſche Secte, welche die turkomanniſche Kadſcharendynaſtie nicht anerkannte, aber durch zahlreiche Hinrichtungen entkräftet wurde. Im Jahre 1852, in welchem die Sectirer (die Babi genannt) einen Mordanſchlag auf den Schah machten, wurden 400 Babi auf die martervollſte Weiſe umgebracht. Gleiches Schickſal erlitt der Vezier Mirza Taghi, angeblich, weil er dem Schah die Ausſchweifungen ſeiner Mutter verrathen hatte.

Mittlerweile intrigirten Engländer und Ruſſen unaufhörlich gegen einander. In dem Uzbekenſtaat Bochara waren ſchon 1843 die engliſchen Agenten Oberſt Stoddart und Cap. Conolly auf Befehl des dort regierenden Emirs Naſſer Allah ermordet worden, um England das Spioniren zu verleiden. Im Jahr 1853 kämpfte dieſer Emir mit Doſt Muhamed, dem Freund der Engländer, um den Beſitz von Balkh. Die Ruſſen aber unterwarfen damals die usbekiſchen und turkomanniſchen Horden am Aralſee, Graf Waſſel Perowski, dem 1839 der Feldzug gegen Chiwa ſo arg mißrathen war, erfocht während des Donau- und Krimmkriegs bedeutende Erfolge am Aralſee, indem er 1853 Akmetſchet und das obere Flußgebiet des Sir-Darja eroberte, den Khan von Kokand demüthigte, und 1854 endlich auch den Khan von Chiwa unterwarf, zum ruſſiſchen Vaſallen machte und einen ruſſiſchen Geſandten als Proconſul in Chiwa einſetzte. Auch gegen die freien Turkomannen wurde ruſſiſcherſeits ſeit 1851 gekämpft, um die ſämmtlichen Ufer des caſpiſchen Sees frei zu machen, und der Druck, den Rußland

von hier aus gegen Mittelaſien ausübte, bedingte zugleich eine immer wachſende Dampfſchifffahrt auf der Wolga und das Aufblühen des Hafens von Aſtrachan. Der Zug, den der Khan von Chiwa 1855 mit 30,000 Mann gegen Perſien unternahm, war auf ruſſiſchen Antrieb begonnen, der Khan wurde jedoch unterwegs von 86 verwegenen Turkomannen in ſeinem Zelt überfallen und ermordet.

In Herat war Kamram geſtorben. Sein Vezier Yar Muhamed maßte ſich die Herrſchaft an und ſtarb ebenfalls 1851. Aber Kamrams Sohn, Mahomed Said, riß nun die Gewalt an ſich. Da ſuchte ſich Doſt Muhamed, im Einverſtändniß mit England, Herats zu bemächtigen, worauf er als Yars Schwiegerſohn um ſo eher ein Recht anſprach, als Yars Sohn und Nachfolger blödſinnig war. Der Schah von Perſien aber wollte Herat unter ſeiner Hoheit behalten und wurde wieder von Rußland unterſtützt, welches mit 5000 Mann Aſterabad beſetzte, um nöthigenfalls von hier aus den Perſern zu Hülfe zu kommen. Die Perſer nahmen Herat durch Verrath ein am 29. Auguſt 1856, indem ſich ein gewiſſer Yuſſuf gegen den brutalen Muhamed Said empörte. Zum Lohn erhielt dieſer Yuſſuf nun die Herrſchaft in Herat als perſiſcher Vaſall. Der Schah von Perſien aber ſchickte jetzt den engliſchen Geſandten Murray (angeblich wegen der ſchönen Frau eines ſeiner Attachés) von Teheran fort. Doſt Muhamed trachtete, die Perſer wieder aus Herat zu vertreiben, nachdem er am 30. März 1855 ein förmliches Bündniß mit England geſchloſſen hatte. Die Engländer aber ſchickten gleichzeitig wieder ein Landungsheer unter General Outram in den perſiſchen Golf, wo es Buſchir beſetzte und am 8. Februar 1857 eine große perſiſche Armee unter Schah el Mulk bei Khuſchab ſchlug. Aus Vorſicht aber hatte der Schah bereits den klugen Unterhändler Feruk Khan nach Conſtantinopel geſchickt, um dort mit Lord Redcliffe zu unterhandeln und dann nach Paris, und unter Napoleons III. Vermittlung wurde ſchon am 4. März 1857 zu Paris der Friede zwiſchen England und

Perſien geſchloſſen. Perſien verzichtete auf Herat, England aber entſagte dem bisher geübten Protectorat über perſiſche Unterthanen.

War nun auch der Friede wieder hergeſtellt, ſo blieb doch Perſien zwiſchen dem ruſſiſchen und engliſchen Druck wie zwiſchen Hammer und Ambos, während es im Innern immer mehr zerfiel. Im Jahr 1857 meldeten die Zeitungen, im Lande herrſche faſt überall Anarchie, das Volk ſtehe in verſchiedenen Provinzen auf gegen die heilloſen Statthalter und Steuereintreiber, ohne doch Kraft und Einheit genug zu beſitzen, um ein beſſeres Syſtem durchzuſetzen.

Von den muhamedaniſchen Afghanen und andern muhamedaniſchen Stämmen jenſeits des Indus werden wir handeln, wenn von Indien die Rede ſeyn wird. Es genügt hier zu bemerken, daß ſie noch weit weniger im Stande waren, ſich der engliſchen Herrſchaft zu entziehen, wie die tapfern tatariſchen, turkomanniſchen und usbekiſchen Stämme der ruſſiſchen. Die ganze muhamedaniſche Welt wird hier von zwei Seiten her aufgerollt und was wird in hundert Jahren noch von ihr übrig ſeyn?

Arabien, das Stammland des Islam, iſt dem Sultan nur dem Namen nach unterworfen, wirklich aber unter die Häupter der unabhängigen arabiſchen Stämme getheilt. Unter dieſen nimmt der Scherif von Mekka als geiſtliches Oberhaupt im türkiſchen Reiche die erſte Stelle ein. Als Nachkomme Muhameds genießt er das volle Anſehen dieſer Verwandtſchaft und als Herr des großen Wallfahrtsortes Mekka, wohin jährlich aus allen Theilen der muhamedaniſchen Welt Pilger ſtrömen, ein reiches Einkommen. Die Kaaba, das h. Haus des Propheten, im Mittelpunct von Mekka, gilt als das Centrum dieſer Welt des Islam. Dahin wendet ſich jeder Muſelmann beim Gebet, dahin trachtet er wenigſtens einmal im Leben zu kommen. In der Kaaba ſelbſt aber küßt er den ſchwarzen Stein, das größte Heiligthum der Muhamedaner. Der Scherif galt nur als Hoherprieſter der Kaaba und erlangte eine weltliche Gewalt erſt, als die türkiſchen Sultane ihr Anſehen in

den Provinzen überhaupt an die Paſchas oder an die Häuptlinge unabhängiger Stämme verloren und die großen Pilgerkaravanen nicht mehr von einer ſtarken Truppenmacht geleiten ließen. Seitdem wimmelte es auf allen Wegen, welche die Pilger zogen, von Räubern, welche ſie ausplünderten oder ihnen gegen hohen Preis ihr Geleit aufdrangen, beſonders in Arabien und Syrien. Seitdem erlangte aber auch der Scherif von Mekka im ſüdlichen Arabien eine ſelbſtändige Macht, und zwar zuerſt im Jahr 1750 der Scherif Meſaad, dem 1770 Huſſein, ein Gegner Meſaads, folgte, aber von Meſaads Sohn, Serur, 1774 verdrängt und ermordet wurde. Serur regierte weiſe und beſchützte die Pilger, wie den Handel; ihm folgte 1785 ſein Bruder Ghaleb.

Nun aber hatte Abd el Wahab im Jahre 1745, wie ſchon berichtet wurde, die Secte der Wechabiten geſtiftet, welche den ceremoniereichen Tempeldienſt, die Verehrung der Heiligen und auch den weltlichen Prunk der Deſpotie verwarfen und zur republikaniſchen Einfachheit der älteſten Krieger des Islam zurückkehrten. Anfangs waren ſie noch ſchwach und bekämpften nur benachbarte Stämme, unter dem Emir Suhud II. aber beſiegten ſie zum erſtenmal Ghaleb, den Scherif von Mekka, in einer großen Schlacht und plünderten Mekka, 1790. Der Sultan wollte helfen und beauftragte den Suleiman, Paſcha von Bagdad, mit der Unterwerfung der Wechabiten. Allein dieſe gewannen nur immer mehr Zulauf, ſchlugen den Paſcha und entweihten Kerbelah, das h. Grab des Ali, wie vorher Mekka, 1801. Ihre Macht ſtieg damals auf 120,000 Mann und blieb, da ſich ihnen Ghaleb förmlich unterworfen hatte, unerſchüttert bis 1810. In dieſem Jahr nämlich fand es die engliſch-oſtindiſche Compagnie für nöthig, eine Expedition gegen die wechabitiſchen Seeräuber im perſiſchen Golf abzuſchicken, unter Oberſtlieutenant Smith, der ſie auch zu Paaren trieb. Im folgenden Jahre aber zog Mehemet Ali, der mächtige Paſcha von Aegypten, auf Bitten des Sultans gegen die Wechabiten zu Felde, und dieſe, von Ghaleb verrathen und im Rücken

angegriffen, unterlagen. Dennoch wehrten sie sich auf's tapferste, besonders Faisal, Suhuds heldenmüthiger Sohn, und die Amazone Ghalye. Nach Suhuds II. Tode kam aber dessen ältester Sohn Abdallah zur Regierung, welcher sich wieder schlagen ließ und Frieden machte. Als jedoch Mehemet Ali furchtbare Grausamkeiten verübte,*) die Veste der Wechabiten, Derrajeh, zerstören lassen und Abdallah nach Constantinopel schicken wollte, ermannte sich die stolze Secte noch einmal und kämpfte verzweiflungsvoll gegen Mehemet Ali's berühmten Stiefsohn Ibrahim, von 1814 bis 1818. Endlich unterlagen sie, nachdem sie 1815 bei Bassora und 1818 bei El Mauyeh geschlagen und Derrajeh erobert und dort 20,000 Wechabiten erschlagen worden waren. Diese Veste wurde von Ibrahim bis auf den Grund zerstört und der unglückliche Abdallah nach Constantinopel geschleppt und dort enthauptet. Im nächsten Jahre 1819 schickten nun auch wieder die Engländer eine Expedition unter General Grant in den persischen Golf, um dort den wechabitischen Seeräubern vollends den Garaus zu machen. Derselbe zerstörte ihnen wirklich fast alle Schiffe und ihre Raubnester Ras el Keimah und Zelah. Indeß erhielt sich ein guter Theil fanatischer Wechabiten in der Wüste, immer noch angeführt von dem unerschrockenen Faisal, dem Vorbild Abdel Kaders. In Mekka aber behauptete sich der Scherif Tahia, Ghalebs Sohn, unter ägyptischem Schutz.

Aus allen diesen Ereignissen geht hervor, daß auch der bessere Geist in der muhamedanischen Welt nicht stark genug war, um die

*) Er zahlte 6 Thaler für jeden Kopf eines Wechabiten, den man ihm brachte. Vor dem Thor von Mekka ließ er 50 gefangene Wechabiten spießen und vor jedem Kaffeehaus in der Stadt noch einen, und sie mußten am Pfahl verfaulen, ohne daß man sie abnehmen durfte. Die Wechabiten ihrerseits ließen sich lieber umbringen, als daß sie flohen. Man sah in einer Schlacht 100 derselben, die sich mit den Beinen zusammengebunden hatten, um nicht fliehen zu können und alles vor sich niederschlugen, bis sie selbst alle umgekommen waren. Nach Burckhard.

Erschlaffung zu überwinden. In Mehemet Ali stand den Altgläubigen die unüberwindliche Macht moderner Reformen und Corruptionen siegreich gegenüber.

Wie in ältester Zeit, sind die Araber heute noch der Mehrzahl nach s. g. Beduinen oder nomadisirende Horden mit Viehheerden, unter einander selbst beständig in Fehde und äußerst räuberisch, aber tapfer, ehrlich und ungleich sittenreiner als die civilisirteren Bewohner der wenigen Städte.

Unter diesen letztern zeichnen sich Mokka am Ausgang des arabischen Meerbusens und Jeddah in der Mitte desselben durch ihren Handel aus. Der Scherif von Mokka ist der mächtigste Häuptling im Süden Arabiens (Yemen). Hier aber machte sich der Druck Englands und seiner Handelsinteressen fühlbar. Im Jahr 1839 kauften die Engländer den arabischen Stämmen südwestlich von Mokka die felsige Halbinsel Aden um 20,000 Pfund Sterling und eine Pension für die benachbarten Häuptlinge ab und machten daraus ein zweites Gibraltar, um den Eingang ins rothe Meer zu beherrschen. Die verblendeten Häuptlinge erkannten zu spät, welchen Pfahl sie sich ins Fleisch gesetzt hatten, und 1845 predigte Hussein, Scherif von Mokka, den heiligen Krieg gegen Aden, um die Engländer von dort wieder zu vertreiben; aber diese saßen schon zu fest und schlugen den Sturm zurück. Im Jahr 1857 besetzten die Engländer auch noch die kleine Insel Perim dicht am Eingang ins rothe Meer, worüber ein kleiner Federkrieg in Europa entstand.

Noch mehr wurden die Araber aufgereizt, als der Sultan sich durch seine Alliirten, England und Frankreich, 1856 gezwungen sah, den Sklavenhandel in allen seinen Staaten zu unterdrücken. Mokka und Jeddah aber hatten außer dem Kaffeehandel hauptsächlich viele Geschäfte im Menschenhandel, indem sie namentlich schwarze Sklaven aus Afrika nach Asien verkauften. Beide Städte und Umgegend empörten sich. Der Gouverneur von Yemen, Mahomed Pascha, kam eine Zeitlang ins Gedränge, da aber die Cho-

lera unter den Rebellen zu wüthen anfing, erfocht der neuernannte Scherif von Mokka, Ben Aun, über den alten einen Sieg bei Tarif und blieb Herr. Dagegen dauerte die Unzufriedenheit in Jeddah fort und richtete sich hauptsächlich gegen die Engländer, die sich nach und nach hier ansiedelten und immer mehr Dampfschiffe in den Hafen brachten. Als nun einmal hier zwischen dem englischen Consul Page und dem Cadi der Stadt ein Streit über ein Handelsschiff entstand, welches der Consul mit Sequester belegt, der Cadi aber wieder frei gemacht hatte, rottete sich der Pöbel zusammen, schwur den verhaßten Ausländern den Tod, stürmte in der Nacht des 15. Juli 1858 das englische und französische Consulargebäude und ermordete 21 Christen, darunter Herrn Page und auch den französischen Consul Eveillard, dessen heldenmüthige Tochter, ein 20jähriges Mädchen, ihn vertheidigte und einen Säbelhieb über das Gesicht bekam, aber mit Hülfe eines Herrn Emerat ihr Leben rettete. Namik Pascha, der in Jeddah befehligte, konnte dem Frevel nicht vorbeugen. Obgleich nun aber der Sultan sogleich England und Frankreich volle Genugthuung, die Hinrichtung der Mörder, eine reiche Entschädigung, der Mlle Eveillard eine Pension von 12,000 Fr. ꝛc. versprach, wollten die Regierungen von England und Frankreich doch den Souverainetätsrechten des Sultans zum Trotz selbst die Rache üben und schickten Kriegsschiffe nach Jeddah, welche gemeinschaftlich verfahren sollten. England aber hatte wieder seinerseits ein Interesse, Frankreich zuvorzukommen, zuerst und allein zu handeln, weil es durch ein exemplarisches Verfahren in Jeddah den rebellischen Indiern (denen die Nachricht davon durch die indischen Handelsschiffe bald zukommen mußte) beweisen wollte, wie stark und mächtig es sey. Die englische Fregatte Cyclops eilte daher voraus und ihr Cap. Pullen begann am 25. Juli Jeddah zu bombardiren und die im Hafen liegenden arabischen Schiffe zu zerstören. Vergebens flehten ihn die rathlosen Behörden in Jeddah an, nur so lange zu warten, bis die Befehle des Sultans angekommen seyen, ohne welche sie die bereits gefangenen Mörder nicht

konnten hinrichten lassen. Pullen hielt mit dem Feuer nur inne, um die zahlreichen Pilger aus Mekka ungefährdet aus der Stadt herauszulassen. Mittlerweile kam Ismael Pascha mit ägyptischen Truppen an und Namik, Pascha von Jeddah, empfing den Befehl des Sultans, worauf 11 Mörder geköpft wurden, am 5. Sept.

Auch diese Scene beweist, wie ohnmächtig der Islam geworden ist im Kampfe gegen die ihn mit Vernichtung bedrohenden Tendenzen und Mächte des Auslandes.

Im Osten Arabiens hatte sich der Imam von Mascat gleich dem von Mokka im Westen und dem Scherif von Mekka in der Mitte ein bedeutendes Ansehen erworben und durfte 1855 sogar den Persern zu trotzen wagen, denen er bei Bender Abassi eine Niederlage beibrachte, als sie ihn wegen seiner Beeinträchtigungen ihres Besitzes im persischen Golf bestrafen wollten.

Sehr interessant war die geheime Eifersucht und das Contreminiren der beiden alliirten Seemächte England und Frankreich im rothen Meere. Frankreich übte den größten Einfluß in Aegypten und suchte durch den langen schon projectirten Suez-Canal, der die Landenge von Suez durchstechen und das Mittelmeer mit dem rothen verbinden sollte, den nächsten Weg in die indischen Gewässer zu erlangen, um die Engländer daselbst desto besser überraschen und mit ihnen concurriren zu können. Für den Handel und Weltverkehr wäre die Oeffnung des Suezcanals von höchstem Werthe, aber England fürchtete zu sehr die Concurrenz Frankreichs und hat bis heute durch seinen Einfluß auf den Sultan, der den französisch-ägyptischen Canalvertrag zu ratificiren weigert, die Canalisirung zu hintertreiben gewußt. Aus Vorsorge bemächtigte es sich, wie schon bemerkt, Adens und Perims, aber auch Frankreich that das Seine, erkaufte am westlichen Ufer des rothen Meers die Bay Adulis (1860) und suchte durch eine Gesandtschaft Einfluß in Abyssinien zu gewinnen, wie in Aegypten.

In Aegypten war Mehemet Ali noch im hohen Alter gedemüthigt worden durch die Einmischung der Großmächte, die ihm

Syrien wieder entriſſen. Er machte noch kurz vor ſeinem Tode eine Reiſe nach Conſtantinopel und beugte ſich vor dem Sultan, dem er ſo lange getrotzt hatte. Nach ſeinem Tode (2. Aug. 1849) kam ſein Liebling Ibrahim nur kurze Zeit zur Regierung, indem er ihm ſchon das nächſte Jahr im Tode nachfolgte. Dann beſtieg Mehemet Ali's Enkel, Abbas Paſcha, den viceköniglichen Thron von Kairo, ein Herr, von dem man ſagte, er lebe nur ſeinen Vergnügungen, ſey von rohen Sitten, vernachläſſige die ſo ſegensreich am Nil begonnenen Reformen und kehre zur alten Barbarei zurück. Allein die Verleumdung ſcheint ſeine Fehler ſtark vergrößert zu haben und ſein größter Fehler nur der geweſen zu ſeyn, daß er die Franzoſen nicht mehr im Lande ſchalten und walten ließ, wie früher. Plötzlich erfuhr man, er ſey in der Nacht des 13. Juli 1854 erdroſſelt worden. Ihm folgte nun ſein Oheim Said Paſcha, der ſich ſogleich wieder als Freund der Franzoſen kund gab und, wie es hieß, für ſeine Ernennung zum Vicekönig, dem regierenden Sultan 20 Millionen Piaſter verehrte. Am 14. Mai 1858 wurde der Thronfolger Achmed Paſcha auf der erſten ägyptiſchen Eiſenbahn an der Stelle, wo die Waggons über einen Arm des Nil übergeſetzt werden, nebſt 25 andern Perſonen ins Waſſer geſtürzt und ertränkt, aus Ungeſchicklichkeit oder mit Abſicht.

Aegypten iſt unter allen muhamedaniſchen Ländern dasjenige, welches unter Mehemet Ali die Reformen und die europäiſche Civiliſation am weiteſten durchgeführt hat. Deſſen Genie konnte das aber um ſo leichter gelingen, als Aegypten eigentlich nur ein ſchmales Uferland des Nil iſt und ſich durch die Verbindung auf dem Fluſſe leicht überſehen und beherrſchen läßt. Mehemet Ali machte ganz Aegypten, nachdem er die Mamelucken hatte ausmorden laſſen, zu ſeinem Privateigenthum, indem er allen Grund und Boden an ſich riß und nur verpachtete oder durch die Fellahs (ackerbauende Araber) wie durch Leibeigne beſtellen ließ, und alle Gewerbe zu ſeinem Vortheil monopoliſirte. Die zahlreichen Franzoſen, Engländer, Italiener, Deutſche, die in ſeine Dienſte traten,

halfen ihm Arſenale, Kaſernen, Spitäler ꝛc. bauen und alles auf europäiſchen Fuß ſetzen. Die Kopten, Reſte der alten Aegypter, ein feiges und verſchmitztes Volk, waren den Despotismus von jeher gewohnt. Die freien Beduinen, die ihm allein noch gefährlich waren, gewann er durch Beſtechung oder hetzte ſie gegen einander und machte ſie einen durch den andern unſchädlich. Den letzten Reſt der Mameluken ließ er durch ſeinen Adoptivſohn Ibrahim 1812 in Oberägypten verrätheriſch gefangen nehmen und umbringen. Dann ſchickte er Truppen immer weiter den Nil aufwärts, eroberte Nubien (Darfur, Sennaar und Kordofan) und ließ jährlich große Negerjagden (Gasna's) veranſtalten, um das gefangene nackte ſchwarze Volk auf dem Markte zu Kairo zu verkaufen und aus den ſtarken Männern dieſer Race Regimenter zu bilden, die ihm in ſeinen vielen Kriegen gute Dienſte leiſteten. So wurde unmenſchlich unter den unſchuldigen Negern gewüthet, die ſich der wohldisciplinirten Armeen des Aegypters nicht zu erwehren wußten. Nur einmal rächten ſich die Nubier, indem ſie Mehemet Ali's Sohn, Ismael Paſcha, als er wieder 1000 Sklaven von ihnen forderte, unter dem Vorwand, als brächten ſie Futter für ſeine Pferde, ſeine Wohnung ganz mit Stroh bedeckten und ihn mit allen ſeinen Leuten verbrannten, 1822.

Mehemet Ali's Syſtem hatte nur den Schein europäiſcher Bildung. Auch die Syrer waren froh, ſeinen Druck bald wieder los zu werden. An eine moraliſche Wiedergeburt ſeiner Völker hat er nie gedacht. Indem er die Wechabiten unterdrückte, trat er direct feindlich gegen das ſittliche Princip im Islam auf, ohne es durch das Chriſtenthum zu erſetzen. Bei ihm war alles nur auf materielle Gewalt berechnet. *)

*) Burckhard von Baſel, der berühmte Reiſende, der ſein Vertrauen gewann, erzählt, Mehemet Ali habe ihm einmal ſein Regierungsſyſtem erklären wollen. In der Rechten einen Säbel und in der Linken einen Beutel voll Zechinen, ſagte er: ſieh, mit dieſem Säbel hab' ich mir die-

Noch ſteht Aegypten gänzlich unter dem rivaliſirenden Einfluß Englands und Frankreichs. Die Neigung zu Frankreich aber iſt ſtärker als die zu England, weil der Beherrſcher Aegyptens zuletzt immer fürchten muß, nur ein Sklave Englands zu werden, während es der begünſtigte Bundesgenoſſe Frankreichs zu bleiben hoffen darf. Denn England muß alles daran liegen, in Aegypten Herr zu ſeyn, weil der kürzeſte Weg nach ſeinen indiſchen Beſitzungen über Aegypten führt. Rußland iſt zu fern, um direct auf Aegypten zu wirken, hätte ſich aber ſchon früher gern mit Aegypten gegen den Sultan alliirt. Die Spur ruſſiſcher Umtriebe verräth ſich in dem Abfall vieler Melchiten, einer katholiſchen Secte in Aegypten, zur griechiſchen Kirche, aus Anlaß eines Verſuchs, den ihr Patriarch Clement machte, den gregorianiſchen Kalender einzuführen. Das alte Vorurtheil eines rohen Volks wurde hier zu Gunſten der griechiſchen Kirche, welche bekanntlich auch noch immer an dem älteren und ſchlechteren julianiſchen Kalender hängt, ausgebeutet (1857).

Die Reformen Mehemet Ali's öffneten allen ſpeculativen Europäern das früher verſchloſſene und geheimnißvolle Land der alten Aegypter, es wurde daher auch von vielen Gelehrten beſucht, welche darin Forſchungen anſtellten, die noch erhaltenen prachtvollen Gebäude, Malereien und Inſchriften in Abbilder vervielfältigten, die uralten Hieroglyphen entzifferten und die bisher unbekannte älteſte Geſchichte des Landes enthüllten. Unter dieſen Gelehrten zeichneten ſich beſonders der Franzoſe Champollion als Erklärer der Hieroglyphen und der Berliner Profeſſor Lepſius als Wiederentdecker des Labyrinths aus. Derſelbe brachte auch viele werthvolle Alterthümer nach Berlin in ein dafür beſonders gegründetes ägyptiſches Muſeum.

ſes Geld erworben und mit dieſem Geld wieder Säbel erkauft, und ſo bin ich nach und nach Herr von großen Armeen und Beſitzer großer Reiche geworden.

Weſtlich von Aegypten erſtrecken ſich die ganze lange Nordküſte Afrikas entlang die nur dem Namen nach noch zur Türkei gehörigen ſ. g. Barbaresken oder Raubſtaaten Tripolis und Tunis. Dann Algier, welches jetzt von den Franzoſen erobert iſt, und endlich Marokko mit der Provinz Fez, ein arabiſches Reich, abgegrenzt vom alten Chalifat, welches niemals den Türken gehörte.

Tripolis trieb im ganzen vorigen Jahrhundert eine ergiebige Seeräuberei und nöthigte allen europäiſchen Handelsmächten Tributzahlungen ab, wenn es ihre Flaggen reſpectiren ſollte. Dennoch wurden die Verträge oft umgangen oder zu hohe Bedingungen geſtellt. Das veranlaßte erſtmals 1797 die Dänen, eine Flotte gegen Tripolis zu ſchicken und einen Vertrag zu erzwingen. 1801 machte der Paſcha von Tripolis, Juſſuf Karamelli, ſchon wieder unverſchämte Forderungen an die Nordamerikaner und ließ ihre Handelsſchiffe capern. Sie aber rüſteten eine kleine Flotte und blokirten Tripolis wiederholt bis zum Jahre 1804, nahmen oder zerſtörten viele Schiffe der Piraten, verloren ſelbſt zwei ſchöne Schiffe durch Stranden *) und durch einen Brander, zwangen aber den Paſcha doch zur Nachgiebigkeit. — Als die Franzoſen Algier eroberten, änderten ſich die Umſtände. Damit die Franzoſen ſich nicht auch noch über Tunis und Tripolis ausbreiteten, gab ſich England Mühe, dieſe Raubſtaaten wieder unter die unmittelbare Herrſchaft der Türken zu bringen. Das gelang aber nur mit Tripolis. Hier hatten die Franzoſen den Emhammed, Neffen des regierenden Ali Paſcha, gegen denſelben gehetzt. Die Engländer

*) Sie raubten jedoch nicht, bis ſie das geſtrandete Schiff Philadelphia, als es ſchon in den Händen der Türken war, in Brand geſteckt hatten, um es den Feinden wenigſtens nicht als Trophäe zurückzulaſſen. Als ein Piratenſchiff nach der tapferſten Gegenwehr und nachdem die meiſten Piraten gefallen oder verwundet waren, die Segel ſtrich, wurde der aus mehreren Wunden blutende Anführer dennoch wegen Feigheit auf einem Eſel durch Tripolis geführt und erhielt die Baſtonnade. Er hätte lieber ſterben, als ſich ergeben ſollen.

halfen dem letzteren, aber Oberſt Wattington lockte ihn argliſtig auf ein Schiff und brachte ihn als Gefangenen nach Conſtantinopel, worauf der Sultan durch einen neuen Paſcha Tripolis unmittelbar zu regieren begann, 1832. Weil aber dieſer neue Paſcha Askar Ali ſich der arabiſchen Scheiks nur durch die größten Grauſamkeiten erwehrte und große Unzufriedenheit hervorrief, wurde er wieder entfernt und durch Mehemet erſetzt, 1842. Allein der Aufruhr der Araber, an die ſich auch die Kabylen (einheimiſche Gebirgsbewohner, Berbern) anſchloßen, dauerte fort und ihr Anführer Ghuma konnte 1855 nur mit Mühe bezwungen werden.

Tunis trieb ſeine Seeräubereien wie Tripolis, der Bey Ali Paſcha bekam aber Händel mit Algier, wurde beſiegt und Tripolis erobert und geplündert, 1757. Später rächten ſich die Venetianer an den Corſaren von Tripolis durch einen ſiegreichen Angriff 1783. Sonſt bot die Geſchichte dieſes Raubſtaats nichts von Bedeutung dar. Erſt nach der Eroberung Algiers durch die Franzoſen hielt es der Bey Achmed für gerathen, ſich eng an Frankreich anzuſchließen und die Zumuthungen der Engländer, er möchte ſich, wie der Paſcha von Tripolis der Türkei wieder unterwerfen, abzulehnen. Achmed begab ſich 1846 ſelbſt nach Paris, wo er ehrenvoll aufgenommen wurde, und führte europäiſche Reformen ein.

Die breiteſte und tiefſte Breche in die Raubſtaaten wurde in Algier gelegt. Hier litt durch förmliche Eroberung das muhamedaniſche Princip noch viel mehr Noth, als in Aegypten durch die Reformen. Algerien war der rührigſte und frechſte unter den Raubſtaaten, daher auch am meiſten bereichert. Den im Kaiſerſchloß über Algier aufbewahrten alten Schatz durfte der Dey ſelbſt, den die Räuber aus ihrer Mitte wählten, nicht antaſten. Am Ende des vorigen Jahrhunderts regierte der Dey Muhamed, welcher 91 Jahre alt wurde, in ungeſtörter Ruhe, außer daß er im Jahre 1775 den Angriff einer ſpaniſchen Flotte glücklich abſchlug. Der alte Dey bezog daher noch immerfort von allen ſchwächeren See- und Handelsſtaaten den herkömmlichen Tribut. Nach ſeinem Tode folgten ſich

mehrere Deys in kurzen Zeiträumen, Mehemet Bey wurde 1808 ermordet. Erst unter Omar begann eine neue Zeit für Algier. Algierische Corsaren hatten nordamerikanische Schiffe genommen. Nachdem nun die vereinigten Staaten mit England Frieden geschlossen, schickten sie eine kleine Flotte unter dem Commodore Decature 1815 gegen Algier, und zwangen Omar, ihnen Genugthuung zu geben. Dieses Beispiel regte auch England an, welches nach dem Sturze Napoleons über alle seine Kräfte verfügen konnte, den Unfug der Corsaren nicht mehr zu dulden, und Lord Exmouth erschien 1816 mit einer ansehnlichen Flotte vor Tunis, Tripolis und Algier und ertrotzte von allen diesen Staaten das Versprechen, die Seeräuberei und Christensclaverei abzuschaffen. Algier aber nahm bald darauf schon wieder italienische Schiffe weg, und Lord Exmouth kehrte noch in demselben Jahre, verstärkt durch eine niederländische Flotte, vor Algier zurück und zerstörte fast die ganze Stadt durch ein furchtbares Bombardement, in welchem 11,000 Männer, ungerechnet die Weiber und Kinder, umkamen, den 26. Aug. 1816. Nun mußte Omar allen Forderungen Englands nachgeben, wurde aber 1817 ermordet. — In demselben Jahr 1817 fuhren tunesische Seeräuber keck in die Nordsee und raubten drei hanseatische Handelsschiffe dicht vor der deutschen Küste weg.

Omars Nachfolger Hussein, früher Aufwärter in einem Kaffeehause, war sehr stolz und nahm auch wohl Rücksicht auf den Unwillen und Stolz des Volkes, welches die früheren besseren Tage nicht vergessen konnte und unwillig die Demüthigungen duldete, welche es von den Christen erfahren hatte. Hieraus erklärt sich die Rücksichtslosigkeit, mit der er 1826 den französischen Consul Duval behandelte, was die großen Rüstungen gegen Algier unter Karl X. und die Eroberung Algiers durch Bourmont im Jahre 1830 zur Folge hatte, wie Theil IV. S. 233 bereits berichtet worden ist. Vielleicht glaubte Hussein, England werde dieses Vorgehen Frankreichs nicht dulden, aber England duldete dennoch, daß Frankreich

Algier behielt, weil Ludwig Philipp um diesen Preis in den wichtigsten Fragen der Schleppträger Englands wurde.

So war also Algier plötzlich eine französische Provinz. Aber Bourmont hatte nur die Hauptstadt erobert und darauf auch Bona und Oran besetzt, ließ diese Orte jedoch wieder verlassen und vor Belida wurden seine Truppen geschlagen durch Verrath des Bey von Tittery, der trügerisch seine Unterwerfung angekündigt hatte. Sein Nachfolger unter Ludwig Philipp, der General, nachher Marschall Clauzel, eroberte mit vieler Mühe im Nov. 1830 Belida, und zeichnete sich aus durch die erste Organisirung der nachher so berühmt gewordenen Zuaven (ursprünglich Araber, nachher aber ausgewählte französische Eisenfresser in halbtürkischer Tracht). Er wurde schon 1831 zurückberufen, weil er in der Meinung, Frankreich könne das ganze Gebiet von Algerien nicht behaupten, Oran und Constantine gegen einen Tribut an Tunis hatte abtreten wollen. Sein Nachfolger General Berthezène wollte Bona wieder einnehmen, seine Truppen aber wurden hier geschlagen und er selbst zurückgerufen. Ihm folgte Marschall Savary, Herzog von Rovigo, dem eine Zeitlang ein Civilgouverneur, Staatsrath Pichon, beigegeben wurde. Die getrennte Verwaltung erwies sich aber nur zu bald als unpraktisch in einem so barbarischen Lande und im Kriegszustand, Pichon kehrte daher wieder nach Paris zurück. Die französische Armee in Algier erhielt zu dem Elitencorps der Zuaven noch die Chasseurs d'Afriques (eine Nachahmung der Spahis) und die meist aus deutschen Abentheurern zusammengesetzte Fremdenlegion, und Ludwig Philipp nahm das System an, nach einander möglichst alle Linienregimenter, wenn auch nur auf kurze Zeit, nach Algier zu schicken, blos der Kriegsübung wegen. Denn der Krieg entbrannte jetzt erst recht. Anfangs hatten die muhamedanischen Einwohner an eine dauernde und systematische Eroberung des Landes durch die Franzosen nicht geglaubt und sich daher auch weniger ereifert. Jetzt erst merkten sie auf und außer den Arabern, unter welchen der Marabut (Prophet, Heilige), Sidi Saadi eine

allgemeine Erhebung gegen die Chriſten betrieb, rüſteten ſich auch die Kabylen (Ureinwohner im Gebirge, älter noch als die Araber im Lande) zu verzweifeltem Widerſtand, 1832. Aber ſie unterlagen überall der Tactik und Uebermacht der Franzoſen, in deren Hände auch das auf's tapferſte vertheidigte Bona fiel. Ein Verſuch Achmeds, des Bey von Conſtantine, Bona wieder zu erobern, ſcheiterte.

Im Jahre 1833 trat General Voirol an Savarys Stelle und ließ durch General Trezel Budſchia erobern, plötzlich aber ſtieß er auf einen neuen kraftvollen Widerſtand, indem Abdel Kader, ein Marabut von großem Geiſte, von 30 arabiſchen Stämmen zum Emir von Maskara gewählt wurde und Einheit in alle Bewegungen der Muhamedaner brachte. Seine blitzſchnellen Reiter (ähnlich den numidiſchen Reitern Jugurtha's auf demſelben Boden) umſchwärmten die franzöſiſchen Truppen überall und zwangen ſie, hinter den Mauern der Städte Schutz zu ſuchen. Sein Verbot, bei Todesſtrafe den Franzoſen Lebensmittel zuzuführen, zwang Voirol ſchon 1834, Frieden mit ihm zu ſchließen und ihn als Herrn aller von den Franzoſen noch nicht beſetzten Gebiete Algeriens anzuerkennen. Auf Voirol folgte Drouet d'Erlon, unter welchem Abdel Kader die Feindſeligkeiten wieder begann und die Franzoſen an der Makta ſchlug, 1835. Nun kam Clauzel mit 40,000 Mann zurück und nahm 1836 Medeah ein. Kaum aber hatte er von dort den Rücken gewandt, ſo ſchleppte Abdel Kader den daſelbſt von den Franzoſen eingeſetzten neuen Bey gefangen fort. Zwar erfocht General Bugeaud bei Sika einen Sieg über Abdel Kader und zwang ihn zu dem neuen Frieden von Tafna, ein Angriff Clauzels auf das felſenfeſte Conſtantine mißlang aber gänzlich, im Nov. 1836. Nun mußte Clauzel wieder abtreten und General Damremont erhielt von Ludwig Philipp den Befehl und die Mittel, die Ehre der franzöſiſchen Waffen wieder herzuſtellen. Nach einem rühmlichen Kampfe wurde Conſtantine am 13. Oct. 1837 erſtürmt, die Einwohner ſtürzten ſich verzweifelnd die ſteilen Felſen hinab, der tapfere Damremont fiel. Ihn erſetzte Valée, gegen den aber Abdel Kader ſchon wieder

feindlich auftrat, weil Valée eine Straße durch Abdel Kaders Gebiet nach Conſtantine führen wollte. Als Valée nicht nachgab und einen großen Zug, dem auch der Herzog von Orleans anwohnte, nach Conſtantine führte, wurde er plötzlich von Abdel Kader angegriffen und zum Rückzug gezwungen und der ganze neufranzöſiſche Anbau der Ebene von Metidſchah zerſtört, an 400 Coloniſten, darunter viele Deutſche, ermordet, 1839. Zwar ſchlugen die Franzoſen den Feind in neuen blutigen Gefechten, wobei der junge Herzog von Aumale ſich auszeichnete, und eroberten Medeah wieder, ließen ſich aber auf dem Rückweg im Teniahpaſſe von Abdel Kader überfallen und einen empfindlichen Verluſt beibringen, am 20. Mai 1840. Nun wurde Valée durch Baraguai d'Hilliers erſetzt, unter welchem der junge Herzog von Nemours einen kleinen Sieg in der Ebene von Maskara erfocht, und eine große Expedition von Algier aus zur Verproviantirung Medeahs und Milianas unternommen wurde. Auf dem Rückweg wollte Abdel Kader ſie wieder überfallen, wurde aber kräftig zurückgeworfen, am 3. Mai 1841.

Abdel Kader befolgte ein eigenthümliches Syſtem. Er hatte früher auf einer Pilgerreiſe nach Mekka unterwegs die Reformen in Aegypten kennen lernen und fand ſie, was das Materielle betrifft, unumgänglich nothwendig, verſchaffte ſich daher Artillerie, organiſirte reguläre Corps und ſuchte in der ſchnellen Tactik ſogar die Franzoſen zu übertreffen. Allein er machte dabei der europäiſchen Geiſtesbildung keine Conceſſionen, ſondern blieb ein fanatiſcher Muſelmann und wußte nicht nur ſeine Araber, ſondern auch die Kabylen zu begeiſtern und in ſeinen Gehorſam zu bannen. Eine ſeiner Hauptmaximen war, jede geſellſchaftliche Gemeinſchaft mit den Chriſten zu meiden, den Verkehr mit ihnen zu unterſagen und hauptſächlich ihnen alle Lebensmittel abzuſchneiden, damit ſie auf die Vorräthe beſchränkt blieben, die man ihnen aus Frankreich nachſchickte. Aus demſelben Grunde zerſtörte er auch alle die ſchwachen von den Franzoſen erſt angelegten Colonien. Durch ſeine geſchwinden Reiter beherrſchte er alles Terrain zwiſchen den von den Franzoſen

befeſtigten Städten und um von einer der letztern zur andern zu gelangen, mußten die Franzoſen immer große Truppenmaſſen marſchiren laſſen, weil kleinere Abtheilungen unfehlbar wären aufgerieben worden. Abdel Kaders Reiter ſchwärmten bis unter die Mauern von Algier und neckten und höhnten ihre Feinde auf alle Art.

Im Jahre 1842 wurde General Bugeaud Generalgouverneur von Algerien und befolgte ſeinerſeits ein Syſtem, welches dem des Abdel Kader gewiſſermaßen entſprach, das Syſtem der Razzias, darauf berechnet, auch den Arabern und Kabylen ihre Lebensmittel abzuſchneiden und ſie entweder zur Flucht in ferne Gegenden oder zur Unterwerfung zu zwingen. Er unternahm nämlich große Streifzüge blos zu dem Zweck, um die Niederlaſſungen und Anpflanzungen der Eingebornen zu zerſtören. Dies war um ſo leichter, als das Volk hauptſächlich von Datteln lebt, um aber auf viele Jahre hinaus die Dattelerndte zu vernichten, es nur das Fällen der wenig zahlreichen männlichen Palmbäume bedarf, durch welche ganze Wälder von weiblichen Palmen befruchtet werden. Die Eingebornen wußten das Schreckliche eines ſolchen Kriegsverfahrens zu würdigen und rächten ſich. Um dieſe Zeit nahm der Krieg einen viel grauſameren Charakter an, als vorher. Die Franzoſen, erbittert durch den Anblick gräßlicher Martern und Verſtümmlungen ihrer Kameraden, glaubten den Feind durch Repreſſalien bändigen zu müſſen und wetteiferten bald in unmenſchlicher Wildheit mit ihren dunkelbraunen Feinden. Welcher unter den arabiſchen oder Kabylenſtämmen ſich den Franzoſen aus Noth unterwarf, der wurde gleich darauf von Abdel Kader gezüchtigt, ausgeraubt und ausgemordet, und umgekehrt, welcher ſich Abdel Kader unterwarf, von Bugeaud.

Abdel Kader unterlag allerdings der großen Uebermacht Bugeauds, weil dieſer 80,000 Mann aufgebracht hatte, und verlor nach und nach ſeine Waffenplätze Tekedempt, Saida, Tlemetzen und Tafrua, wußte ſich aber dennoch zu halten, täuſchte die Franzoſen durch die Schnelligkeit ſeiner Märſche und erſchien, wenn

man ihn im Osten vertrieben hatte, plötzlich an einem ganz entgegengesetzten Ort, hundert Stunden weit entfernt im Westen. Seine Genialität flößte selbst den Feinden Achtung ein. Als er merkte, seine Streitkräfte würden auf die Dauer nicht ausreichen, hielt er sich im Westen und allarmirte die Gebirgsvölker Marokkos, die ihm auch im heiligen Kriege beistanden. Dies führte unvermeidlich zu einem Conflict mit dem Kaiser von Marokko, denn wenn der letztere auch wenig Lust hatte, Abdel Kader zu unterstützen, in welchem er sogar einen gefährlichen Nebenbuhler sah, so konnte er doch die fanatischen und ohnehin an Gehorsam nicht gewöhnten Grenzvölker nicht zurückhalten. Aber 4500 Franzosen unter dem kühnen General Lamoricière reichten hin, das wilde Waffenaufgebot der Marokkaner, die in die Provinz Oran eingefallen und 15,000 Mann stark waren, zu schlagen, im Frühjahr 1844. Nun forderte Bugeaud vom Kaiser von Marokko Rechenschaft und Genugthuung, der Kaiser aber (Abdrehaman) konnte beim besten Willen keine geben und wurde vom Fanatismus seines Volkes zum Kriege gezwungen. Während nun der junge Prinz von Joinville Tanger von der See her beschoß, griff Bugeaud zu Lande das große Heer der Marokkaner am 13. August bei Isly an und erfocht über dasselbe einen glänzenden Sieg. Das Lager wurde erobert und als vornehmste Siegestrophäe der Sonnenschirm Mulais, des Kaisersohnes, welcher commandirte, erbeutet. In dieser Schlacht zeichneten sich die nachher berühmt gewordenen Generale aus, Cavaignac auf der Vorhut, Bedeau auf dem rechten, Pelissier auf dem linken Flügel. Nach dieser starken Abkühlung der Kriegslustigen beeilte sich der Kaiser von Marokko um Frieden zu bitten, der auch schon am 10. Sept. geschlossen wurde. Der Kaiser verpflichtete sich, keine Grenzstörungen mehr zu dulden, die Aufhetzer zum Kriege zu bestrafen und Abdel Kader außer dem Gesetz zu erklären. Eine Geldentschädigung wurde von Marokko nicht verlangt, um den Fanatismus nicht noch mehr aufzureizen. In Frankreich hörte man viele Stimmen, welche Fortsetzung des Kriegs und

Eroberung Marokko's verlangten, allein Ludwig Philipp wußte wohl, daß ihn eine weitere Ausdehnung ſeiner afrikaniſchen Beſitzungen in ſchwere Verwicklungen mit England gebracht haben würde. Andere Stimmen beſchwerten ſich über die ungeheuren Koſten eines doch unnützen Kriegs und einer ewig unfruchtbaren Eroberung.

Abdel Kader und die unbändigen Stämme Algeriens kämpften fort. Am 17. Nov. hatte General St. Arnaud wieder ein blutiges Gefecht mit den Kabylen von Dellys. Im Jan. 1845 überfielen 60 als friedliche Pilger gekleidete Araber ein franzöſiſches Lager im Gebiet Oran und ſtießen alles vor ſich nieder, bis ſie ſelbſt ſämmtlich umgebracht waren. Solche Ueberfälle und Gefechte kamen überall vor. Der Krieg verzettelte ſich, blieb aber äußerſt blutig. Bugeaud zahlte für jeden Kabylenkopf, der ihm gebracht wurde, 10 und für jedes Paar Ohren 6 Francs. Man ſagt, die Kabylen bilden ſich ein, ohne Kopf könnten ſie nicht in den Himmel kommen. Unter den Kabylen ſtand damals ein neuer Prophet auf, Bu Maza (Vater der Ziege, weil ſeine Ziege Milch genug für alle Gläubigen haben ſollte) und feuerte die Seinen zu verzweifelter Tapferkeit an. Am 18. Juni ließ Oberſt Pelliſſier einen ganzen Stamm Kabylen, 1000 Männer, Weiber und Kinder in der großen Höhle von Dahra auf's grauſamſte mit Rauch erſticken, weil ſie ſich nicht ergeben wollten.*) Dieſe Unthat wurde jedoch, nachdem Bu Maza

*) Die Reforme enthielt einen nähern Bericht: „Das Dahra iſt ein ſonderbares Land — eine weite Ebene, überſäet mit ſchrecklich zerriſſenen Bergen, die im allgemeinen die Geſtalt von Kegeln haben und mit Feldern von außerordentlicher Fruchtbarkeit umgeben ſind. Man baut daſelbſt Getreide, Wein, Obſt. Die Wohnhäuſer ſind bequem, wohl gebaut, mit Gärten umgeben, das Volk genießt einen großen Wohlſtand. Zwei dieſer Kegel hat die Natur verbunden durch eine ungefähr 100 Meter breite Felſenmaſſe, die ſich durch eine ſehr tiefe Schlucht hinzieht, und die man die Kantara nennt. Sie bildet eine der beträchtlichſten Grotten des Dahra, und zur Türkenzeit hatten die arabiſchen Stämme oft daſelbſt eine Zuflucht

eine Niederlage erlitten, von dem plötzlich wieder mit einem Heer auftretenden Abdel Kader gerächt, indem derselbe ein Bataillon

---

gefunden gegen die Tyrannei. Die Kantara hat auf einer Seite zwei Eingänge übereinander, auf der andern Seite nur ganz enge Spalten. Der Obriſt Peliſſier ließ die Colonne vor den Oeffnungen lagern. Ein lebhaftes Gewehrfeuer ging daraus hervor, man antwortete mit Haubitzgranaten und Flintenſchüſſen, ein wenig auf's Gerathewohl, denn das Auge drang nicht in dieſe Dunkelheit. Die Truppen waren mittlerweile beſchäftigt Faſchinen zu binden, Strohbüſchel zu ſammeln. Doch dachte Hr. Peliſſier an nichts weniger als ein tauſend Araber, die man in dieſem Souterain blokirt wußte, mit Rauch zu erſticken oder zu verbrennen. Das Werk begann. Die brennbaren Stoffe wurden in die Schlucht geworfen, angezündet und der Brand unterhalten bis zum Abend. Dies geſchah am 18. Am Morgen des 19. wagten ſich Araber aus der Grotte, ſie hörten die Vorſchläge des Obriſten. Man ließ ſie das Lager durchſchreiten, ſie konnten dieſe unermeßlichen Haufen Brander, die bereit gehaltenen Fackeln ſehen. Sie kehrten in die Grotte zurück, um mit Weibern, Kindern und Habe zu ſterben. Die Bedingungen des Hrn. Peliſſier hatten ihnen zu hart geſchienen. Dann begann wieder das Feuer: es dauerte den ganzen Tag von 2 Uhr an, und wurde in der Nacht fortgeſetzt. Die Soldaten wurden frohnweiſe verwendet, es war für ſie eine gräßliche Arbeit inmitten des Geſchreies und Getöſes im Innern, lange erhob ſich eine zweifache Feuerſäule vor den Oeffnungen der Höhle, am Morgen des 20. war nichts mehr übrig als ein niedergebrannter Gluthaufen, und auch nichts mehr zu hören. Nun entſchloß man ſich in die Höhle einzudringen. Wer ſchildert das grauenvolle Schauſpiel, das ſich den Augen darbot! Die Thiere, raſend gemacht, niederrennend was ihnen in den Weg kam — Männer, Weiber fortſtürzend zur Flucht, erſtickt, ohnmächtig. Man mußte zwanzig Schritte über Todte und Sterbende gehen. Tauſend Perſonen waren zuſammengepreßt in dieſen Canal ohne Ausgang. Im Hintergrund fand man aufrecht ſtehende Leichen mit dem Geſicht gegen die Spalten zu um Luft zu erſchnappen. Ungefähr 70 waren noch am Leben, ſie ſtarben aber wie man ſie hinausbrachte. Andere wurden von niederfallenden Felſenſtücken zermalmt, welche die Hitze abgelöst hatte. Eine große Zahl hatte Yataganſtiche und die Spuren tiefer

Orleansjäger und zwei franzöſiſche Schwadronen unter Montagnac überfiel und bis auf 14 Mann vernichtete, 23. September. Fünf Tage ſpäter nahm Abdel Kader 200 Mann von Cavaignacs Truppen, die ihm in die Hände liefen, gefangen. Den traurigſten Verluſt aber erlitt General Levaſſeur, welcher von Conſtantine aus zu Weihnachten einen verwegenen Streifzug machte und viele Ortſchaften der Kabylen zerſtörte, aber vom Schnee überfallen, ohne Obdach und Nahrung einen verderblichen Rückzug machen mußte, im Kleinen, wie der von Moskau 1812 es im Großen geweſen war. Die ganze Colonne wurde aufgelöst, 800 Mann blieben todt liegen, noch weit mehr brachten erfrorene Glieder zurück, 1200 Gewehre waren weggeworfen. Unter den Franzoſen machte ſich damals Yuſſuf, ein ehemaliger Mameluk des Dey von Tunis, als kühner Reiteroberſt bemerklich.

Bugeaud vertheidigte ſein Syſtem in der Kammer von Paris perſönlich, malte die Ehre und die Vortheile der afrikaniſchen Eroberung mit etwas zu ſchönen Farben aus und ſetzte durch, daß ihm Truppen und Geld in Hülle und Fülle bewilligt wurden. Ludwig Philipp legte großen Werth darauf, die Eroberung England gegenüber zu behaupten, und ſein Heer in ſteter Uebung zu halten. Es gelang daher Bugeaud mit ſeinen überlegenen Mitteln, Straßen zu bauen, ein beſſeres Syſtem in die militairiſchen Verbindungslinien innerhalb Algeriens zu bringen, die Einwanderung zu befördern und Abdel Kader immer mehr zu ſchwächen, ſo daß der große Krieg immer mehr zu einem Guerilla- und Räuberkrieg wurde. Dabei entging Bugeaud, der zum Marſchall erhoben wurde, dem Vorwurf nicht, ſich für ſeine Perſon ungeheuer bereichert zu haben.

Wunden. Ohne Zweifel hatte ein ſchrecklicher Kampf ſtattgehabt inmitten dieſer tiefen Nacht.“ Welche Verwilderung mußte bei dieſem algeriſchen Heer eingeriſſen ſeyn, wenn ein verdienter, ein gebildeter Offizier, ein Obriſter vom Generalſtab eine ſolche Unthat befahl!

Da sich Abdel Kader fortwährend aus Marokko recrutirte, wo alle Gläubigen ihm zufielen, fürchtete Abderrahman, durch ihn am Ende gar entthront werden zu können, zog selber mit Heeresmacht gegen ihn aus und schlug ihn am 12. December 1847. Nun mußte Abdel Kader wieder auf französisches Gebiet flüchten, wurde aber von Lamoricière in einem Engpaß aufgehalten und sah keinen Rettungsweg mehr. Man capitulirte. Lamoricière sicherte ihm die Freiheit zu unter der Bedingung, daß er sich nach Aegypten oder Syrien einschiffen lasse und nie mehr gegen Frankreich kämpfe. Auch der Herzog von Aumale bestätigte ihm diese Zusicherung. Wie aber Ludwig Philipp das von seinem General und Sohn gegebene Versprechen brach, wie Abdel Kader gefangen nach Frankreich geführt und später von Louis Napoleon auf großmüthige Weise wieder frei gelassen wurde, ist schon erzählt. Mit ihm entwich der Geist aus dem muhamedanischen Lager. Abdel Kader unterlag eigentlich nicht den Franzosen, sondern den Marokkanern, seinen eigenen falschen Glaubensgenossen. Der Islam hatte in Nordafrika seine Macht verloren, wie überall. Die elende Angst eines für seinen Thron zitternden Fürsten reichte hin, um den edelsten Glaubenskämpfer zu entwaffnen.

Der Umschwung der Dinge in Frankreich übte auch wesentlichen Einfluß auf Algerien. Napoleon III. wußte die dort zu Helden gebildeten französischen Generale und Truppen vortrefflich in anderen Kriegen zu benutzen, begnügte sich aber in Algerien selbst, nur das einmal Gewonnene festzuhalten und glaubte nicht, Frankreichs Menschen- und Geldkräfte dorthin verschwenden zu sollen. Mit England war er allirt, Marokko und Abdel Kader incommodirten ihn nicht mehr, also waren nur noch die noch unbezwungenen Kabylenstämme zu bekämpfen übrig, mit denen sich St. Arnaud 1851 tapfer herumschlug. Größere Kriege kamen nicht mehr vor. Erst 1856 hatte der Gouverneur, Marschall Randon, wieder heftige Kämpfe mit den Kabylen, die ein neuer Prophet, der Marabut Si-el-Adjanar entflammte. Diese Kämpfe

dauerten 1857 fort, wobei General Mac Mahon ſich beſonders auszeichnete. Auf Seite der Kabylen that ſich die Amazone Fatma, Schweſter eines Marabut, hervor, die damals gefangen wurde.

In den Küſtenſtädten Algeriens ſind die Türken, in den Ebenen die Araber unterworfen und die franzöſiſche Colonie zählte 1855 bereits 150,000 Seelen. Algier hat ganz europäiſche Einrichtungen, auch einen Biſchof erhalten. Doch iſt es außerhalb dieſer Städte immer noch gefährlich ſich aufzuhalten und an eine großartige Coloniſation noch nicht zu denken. Die Unterwerfung der Araber iſt nur eine precäre und trotz der blutigſten Kämpfe ſind die Kabylen noch lange nicht bezwungen. — Die Kabylen (von Kabyla, Stamm, ſ. v. a. die Stämme oder Völkerſchaften ſchlechtweg) ſind Berbern, Ureinwohner, die ſich in den Gebirgen behaupteten, während die Araber die Ebene einnahmen und die Türken in den Küſtenſtädten ihre Herrſchaft gründeten.

Napoleon III. begab ſich, nachdem er Savoyen und Nizza hatte, im September 1860 nach Algier, wohin auch der Dey von Tunis kam. Man ſchließt daraus, ſowie aus der ſyriſchen Expedition, aus der Begünſtigung Abdel Kaders in Syrien und dem Uebergewicht des franzöſiſchen Einfluſſes in Aegypten, auf ein Protectorat, welches Frankreich über alle muhamedaniſchen Staaten am Mittelmeer anſtrebe.

Das Kaiſerthum Marokko (und Fetz) bildet den weſtlichſten Ausläufer der muhamedaniſchen Welt, daher ſich hier eine arabiſche Dynaſtie ſchon vom Chalifat unabhängig machen und auch von der Türkei unabhängig erhalten konnte. Allein auch hier waren die Herrſcher Weichlinge oder brutale Tyrannen, fehlte jeder geiſtige und ſittliche Aufſchwung und trieb das Volk an den Küſten Seeräuberei. Nach des Sultans Sidi Muhameds Tode, 1789, kam deſſen wilder Sohn Mulai Muhamed auf den Thron, ſtarb aber ſchon 1792, worauf deſſen Bruder Mulai Suleiman ein mildes und weiſes Regiment führte, die Sklaverei der Chriſten aufhob, die Seeräuberei unterdrückte (1817), allein nach einer

Hungersnoth im folgenden Jahre durch den Aufruhr mehrerer Stämme, die keine Steuer mehr zahlen wollten, vertrieben wurde. Einer seiner Neffen warf sich zum Sultan auf, Mulai Suleiman kam aber wieder zu Kräften, besiegte den Neffen und regierte noch bis 1822. Ihm folgte sein Neffe Mulai Abderrahman, der durch Abdel Kader in Conflict kam mit Frankreich, aber, wie oben gezeigt worden, 1845 rasch Frieden machte und in England eine Stütze fand, sofern es England nicht gestattet haben würde, daß sich Frankreich neben Algier auch etwa noch Marokko angeeignet hätte. Gleichwohl glühte der muhamedanische Haß gegen die Franzosen auch in Marokko fort, wie in Algier, und 1851 wurde ein französisches Schiff von Salee aus beschossen, was die französische Flotte mit der Beschießung der maurischen Feste beantwortete, ohne daß dadurch der Friede weiter gestört worden wäre.

Nachdem Abdel Kader gefangen worden war, bemächtigte sich ein anderer muhamedanischer Fanatiker aller Gemüther, ein Haupt der s. g. Khouans (Brüder), welche die nahe Ankunft des Messias (Mule-Saa) und durch ihn den Untergang aller Feinde des Islam hoffen. Ein gewisser Mahomed-Ben-Abdallah, der in den Höhlen von Gherfah am Berge der Beni Suassen lebte, gab sich selbst für den Messias aus, der da kommen sollte, hielt sich aber einstweilen, bis es Zeit seyn würde, in der Höhle verborgen. Die wilden Gebirgsstämme jedoch, so fanatisch und räuberisch wie die Kabylen in Algerien, konnten die Zeit kaum erwarten. Es gibt in den Gebirgen Marokkos zwei Hauptstämme, nordwärts am Mittelmeer die Amazyrghen, ausgezeichnet durch weiße Farbe und lichtes Haar, weßhalb man sie für Reste der deutschen Vandalen hält. Sie sind sehr wild und tapfer und zu ihnen gehören die Riffpiraten, berüchtigte Räuber, die jedes an ihr Ufer kommendes Schiff für gute Beute halten. Im Jahr 1852 hatten diese Piraten ein Colberger Schiff bei Melilla geplündert, vier Jahre später kam der preußische Prinz Adalbert (Sohn des

Prinzen Wilhelm, eines jüngern Bruders Friedrich Wilhelms III.) mit einer Corvette dahin, um die Räuber ein wenig zu züchtigen, landete aber unvorſichtig, fiel in einen Hinterhalt und mußte eilends auf das Schiff zurückflüchten, ſelber verwundet und mit Verluſt von neun Todten. — Den zweiten kriegeriſchen Gebirgsſtamm, ſüdlich von jenem, bilden die Schellöchen, beide verſchieden von den Mauren der Ebenen und der Städte, wie von den Arabern, alle aber fanatiſche Muſelmänner.

Im Jahr 1859 im Auguſt verließ Mahomed Ben Abdallah plötzlich ſeine Höhle, predigte den Sieg des Halbmonds und ſammelte etwa 3000 Mann, mit denen er die nächſten franzöſiſchen Poſten angriff, er wurde jedoch bald auf dieſer Seite zurückgeſchlagen. Der gleichzeitige Tod des Sultans Abderrahman und die Thronbeſteigung des Sidi Muhamed ſteht ohne Zweifel mit dieſer Erhebung im Zuſammenhange, die näheren Data habe ich noch nicht ermitteln können. Der neue Sultan ſoll ſeinen ſchwarzen Kerntruppen vier Millionen Livres ausgezahlt haben, um ſie zu gewinnen, dagegen ſcheinen ihn die Gebirgsſtämme nur unter der Bedingung anerkannt zu haben, daß er die Chriſten bekriege. Da er nachher ſchnell wieder Frieden ſchloß, ſcheint er wider Willen in den Kampf hineingeriſſen worden zu ſeyn. Genug, ſchon am 16. September 1859 ſtürmten die wilden Gebirgsſtämme Mazagan und bedrängten die Spanier in ihren kleinen Colonien an der afrikaniſchen Küſte ſo ſchwer, daß viele hinüber nach Gibraltar fliehen mußten.

In Spanien ſelbſt wurde dieſer Vorfall mit einer gewiſſen Freude aufgenommen. O'Donnel ergriff begierig die Gelegenheit, einen Krieg anzufangen, da er ſelbſt den Oberbefehl übernehmen wollte und gegenüber den rohen Marokkanern ohne Mühe den Lorbeer zu erringen hoffte. Auch Heer und Volk in Spanien, des langen inneren Haders ſatt, gefielen ſich im Gedanken auswärtiger Kämpfe. Sogar ein Reſt des alten frommen Gefühls regte ſich, es galt ja den Sieg des Kreuzes über die Ungläubigen. Die

Kriegsluſt war ſo groß, daß O'Donnel, als Sidi Muhamed ſein Ultimatum annahm, ihm ein zweites mit noch härteren Bedingungen, und als er auch dieſes annahm, ein drittes noch härteres vorlegte, nur damit es gewiß zum Kampfe komme. In wie weit Frankreich dieſe Kriegsluſt der Spanier unterſtützt hat, iſt nicht bekannt geworden. Die Engländer verfehlten indeſſen nicht, ſich gegen den Krieg zu ſträuben, indem ſie Spanien vorwarfen, es laſſe ſich von Frankreich gängeln und habe den Krieg, wenn es Sidi Muhameds billige Anträge angenommen hätte, leicht vermeiden können. Aber Frankreich wolle durch Spanien die ganze afrikaniſche Küſte gegenüber von Gibraltar beherrſchen, um die Engländer zu chikaniren und ihnen die freie Fahrt ins Mittelmeer zu erſchweren. Die franzöſiſche Preſſe verſicherte, das ſey eine leere Einbildung, Spanien wolle lediglich eine ihm zugefügte Unbill rächen. Inzwiſchen mußte ſich Spanien doch gegen England verpflichten, keine Eroberung zu machen, welche die Meerenge von Gibraltar beherrſchen würde.

Nun erſt begann der Krieg. O'Donnel führte Truppen hinüber nach Afrika und bezog ein Lager bei Tanger, welches die wüthenden Gebirgsſtämme wiederholt am 25. und 30. November und am 9. December ſtürmten, von wo ſie aber jedesmal mit blutigen Köpfen zurückgeworfen wurden. Hierauf brach er gegen Tetuan auf. Seine Vorhut unter General Prim ſchlug den Feind bei Caſtillejos und bemächtigte ſich noch im heißen Kampf am 4. März der Stadt Tetuan. Noch einmal machte der Feind am 23. März einen heftigen Angriff in der Nähe der Stadt, wurde aber wieder überwältigt und bequemte ſich am 26. April zu einem Frieden, in welchem er ein kleines Gebiet am Meere an Spanien abtrat und 20 Millionen Piaſter Kriegskoſten zahlte.

Achtes Buch.

Die ſchwarze Race.

Die ſchwarze Race, deren Heimath Afrika und Auſtralien iſt, trägt, wie eine gläubige Zeit annahm, in ihrer dunkeln Haut das Kainszeichen, oder den Fluch Chams, deſſen Nachkommen denen der beſſern Menſchenracen als Sclaven dienen ſollen. Die neuere Phyſiologie beſtätigt nur, daß die Schwarzen eine inferiore Race ſind, von der Natur gleichſam zurückgehalten auf der Stufe der Kindheit, ohne je zum männlichen Willen und Verſtand heranzureifen. Denn obgleich ſich hie und da einige Talente unter den Negern hervorgethan haben, ſo ſind ſie doch in Maſſe von jeher unmündig geblieben. Sie haben, obgleich in zahlreichen Millionen einen Welttheil allein bewohnend, doch niemals eine Civiliſation aus ſich ſelbſt erzeugt, ſondern immer nur den weißen Völkern nachgeäfft, mit denen ſie in Berührung kamen. So erkennt man bei ihnen im Oſten noch die Spuren altägyptiſcher, im Norden noch die altrömiſcher Cultur, während im Weſten und Süden der Einfluß der modernen europäiſchen Staaten vorherrſcht. Alle dieſe Spuren ſind aber höchſt oberflächlich. Der Schwarze nahm vom Weißen immer nur Aeußerlichkeiten an. Aus demſelben Grunde der Imbecillität haben die Schwarzen gar keine Geſchichte. Was wir von ihnen wiſſen, haben die Reiſenden gebildeter weißer

Völker aufgezeichnet. Sie selbst wissen von der Vorzeit über den Großvater hinaus nichts mehr.

Das Innere ihres großen Welttheils ist seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von vielen europäischen Reisenden durchforscht, aber noch lange nicht genug enthüllt. Viele dieser kühnen Reisenden fanden unter der glühenden Sonne des Aequators oder unter der Lanze wilder Negerstämme den Tod. Oft wurden sie durch die Eifersucht muhamedanischer Handelsleute, die seit Jahrhunderten mit den Negern verkehren und die europäische Concurrenz fürchten, auf ihren Wegen gehemmt oder umgebracht. Indeß kennt man wenigstens die Westküste und die Südspitze Afrika's genauer. Man hat den Nil, den Senegal, den Niger aufwärts geforscht. Man ist von den muhamedanischen Raubstaaten im Norden aus durch die ungeheure Sandwüste Saharah bis in die Mitte des nordwestlichen Afrika zu der großen Handelsstadt Timbuctu und zu dem östlich von ihr abgelegenen Tsadsee vorgedrungen und hat noch in jüngster Zeit nicht sehr weit von der Ostküste (Zanzibar) im südlichen Afrika den noch viel größern Binnensee Uniameso entdeckt, dazu ein Hochland von Abyssinien aus; ins Innere sich erstreckend, und wieder ein Gebirge, das sich gegen die Westküste (Guinea) senkt. Aber außer einigen größeren, aus konischen Hütten gebauten Negerstädten, in denen ein halbnacktes Volk einem lächerlich geputzten König Sclavendienste leistet, hat man keine Culturzeichen gefunden. Nicht einmal große Reiche. Die Neger sind in unzählige kleine Königreiche getheilt. Ueberall herrscht Sclaverei. Der Sclavenhandel ist hier uralt und bestand schon lange, ehe es jemand einfiel, Sclaven nach Amerika auszuführen. Von Zartgefühl ist hier nicht die Rede. Daß Männer ihre Weiber und Kinder um eine Flasche Branntwein verkaufen, ist nichts Seltenes.

Die Neger haben eben so viele verschiedene Sprachen als Stämme, aber keine Schrift. Ihre Religion ist die heidnische auf der tiefsten Stufe, nämlich der Fetischdienst. Unter einem Fetisch versteht man

jedes beliebige Ding, was dem ſchwarzen Menſchen in ſeiner kindiſchen Furcht oder Phantaſterei für ein mit göttlicher Macht ausgerüſtetes Weſen anzuſehen einfällt, meiſtens ein ſchreckliches Thier, ein Löwe, eine Schlange, oder auch ein gemachtes, in der Regel ſcheußliches Fratzenbild, ſehr oft auch nur der erſte beſte Stein, ein Stückchen buntes Tuch, die lächerlichſte Kleinigkeit, die ihm als Orakel und Talisman dient. Wo der Neger Muhamedanern oder Chriſten unterworfen wurde, nahm er leicht deren Glauben an, immer aber nur oberflächlich und mit heidniſchem Aberglauben vermiſcht. Eben ſo die Tracht. Urſprünglich nackt, und auch heute noch der Hitze wegen ſo viel als möglich entblößt, hat er nur die nothdürftigſten Kleidungsſtücke theils von den Arabern, theils von den chriſtlichen Europäern entlehnt. Immer aber liegt in ſeiner Art, ſich bunt und geſchmacklos herauszuputzen, in ſeinem grinſenden Lachen, in ſeinen allzu lebhaften Geſten, wie in ſeiner Körperhaltung und Geſichtsbildung etwas Affenartiges.

Die Civiliſirung und Chriſtianiſirung der ſchwarzen Race in Afrika hätte eigentlich von Abyſſinien (Habeſch) ausgehen ſollen. Hier ſüdwärts von Aegypten, in dem Gebirgslande Afrika's, welches dem gebirgigen Arabien gegenüberliegt, war ſchon ſeit dem vierten Jahrhundert das Chriſtenthum eingeführt. Die uralte Dynaſtie der Negus daſelbſt ſchreibt ſich von Menilek, einem angeblichen Sohn Salomos und der Königin von Saba, her und das abyſſiniſche Stammvolk gehört der edeln kaukaſiſchen Race an. Und doch erſcheint nirgend anderswo das Chriſtenthum ſo tief herabgeſunken, wie hier. Der Klerus iſt habgierig, intrigant und unwiſſend, der Gottesdienſt ein halbheidniſcher Bildercultus. Sogar das Siſtrum der altägyptiſchen Tempel hat ſich hier in den Kirchen erhalten. Das Volk wohnt auch in den Hauptſtädten nur in kegelförmigen Hütten, in unglaublichem Schmutz und beſtialiſcher Rohheit. Dem Schlachtvieh ſchneidet man die Stücke Fleiſch vom lebendigen Leibe. Alle Kriegsgefangene werden der Mannheit beraubt und dieſe als Siegeszeichen getragen. Alle Reiſenden ſtimmen darin überein,

daß der muhamedanische Türke und Araber ein viel höheres und trefflicheres Wesen sey, als der christliche Abyssinier, dem sogar der heidnische Gallaneger weit vorzuziehen ist.

Den Thron besitzt der Kaiser (Negus) aus dem alten salomonischen Herrschergeschlecht, allein nur dem Namen nach, denn für ihn regieren die Ras (Statthalter). Die nichtregierenden Prinzen des salomonischen Geschlechts werden seit unvordenklicher Zeit auf der Felsenfeste Weheni gefangen gehalten. Wenn einem Ras der Negus nicht mehr gefällt, läßt er ihn umbringen und holt sich von Weheni einen andern, oder ein neuer Ras thut sich auf und setzt dem älteren und dessen älteren Negus einen neuen Negus entgegen. Aus solchen Usurpationen, Rebellionen, Verräthereien, Ermordungen und Thronwechseln besteht die ganze abyssinische Geschichte. Wenn aber auch keine Nebenbuhler mit einander kämpfen, ist doch beständig Krieg im Lande, denn alljährlich ziehen die Ras mit Heeresmacht aus, um Steuern und Tribut gewaltsam einzutreiben oder Sclaven für den Verkauf zu rauben. Von außen aber stürmen jährlich die wilden Gallas ins Land, ein kraftvoller, trefflich berittener noch nach altrömischer Art bewaffneter und mit der Toga bekleideter Negerstamm.

Zuletzt ist Abyssinien in zwei große Hälften getheilt worden, das nordwestliche Reich mit dem Negus von Gondar, der aber seine Gewalt an fünf Ras verloren hat, und das südliche Reich, Schoa genannt mit seinem eigenen Negus.

Im nordwestlichen Abyssinien wurde 1769 der Kaiser Jasu durch den Ras Michael, Statthalter von Tigre umgebracht; bald darauf wurde Kesla Jasu als neuer Kaiser aufgestellt, aber auch dieser 1771 grausam ermordet. Dagegen setzte ein anderer Ras Fasil den neuen Kaiser Tegela Haimonot ein, wurde ihm aber untreu und hingerichtet, der Kaiser aber, immerfort von Rebellen bedrängt, dankte 1776 ab. Ihm folgte Tegela Georgis, der aber die furchtbaren Verheerungen nicht zu verhindern wußte, mit denen Ali, ein großer Häuptling der Gallas, das Land heimsuchte. Nach

Ali's Tode stellte sein Bruder Aligas den Hesekias als Gegenkaiser gegen Georgis auf und die Rebellionen und Thronwechsel im Innern hielten fortan gleichen Schritt mit den Raubzügen der Gallas. Es ist nicht der Mühe werth, alle einzelnen Namen der Usurpatoren und ihrer Schattenkaiser hier aufzuzeichnen. Im Jahre 1832 wurde wieder ein Kaiser Jasu zu Gondar abgesetzt und Ras Ali bemächtigte sich daselbst der Obergewalt, während Ras Ubje in Tigre, Ali Gaz Faras in Lasta, Goschu in Gojam, selbständige Herren wurden. Ubje begünstigte anfangs die Missionäre und Dr. Schimper ließ sich als Naturforscher in Tigre nieder. Bald aber fanden die Missionäre, besonders die protestantischen, Schwierigkeiten, indem der einheimische Klerus sie für sehr überflüssige Eindringlinge erklärte. Nun erhob sich aber auf überraschende Weise aus der bisherigen Misere von Ras und Negus des Ras Ali Schwiegersohn Kasa als genialer Reformator, unterwarf 1852 den Goschu und 1858 auch den Ubje und ließ keinen Negus aus dem salomonischen Geschlecht mehr aufkommen, sondern sich selbst unter dem Namen Theodor I. als Negus krönen. Auch erfocht er glänzende Siege über die Gallas und schien sich die Aufgabe gestellt zu haben, Abyssinien mit Gewalt aus der Barbarei herauszureißen, denn schon hat er den Sclavenhandel verboten, für Hebung der Industrie gesorgt ꝛc. und nur die Missionäre entfernt, einfach weil er in die abyssinische Kirche die Zwietracht nicht bringen lassen will, die unvermeidlich ist, wo sich lutherische, methodistische und katholische Glaubensboten unter einander selbst tödtlich hassen und verfolgen.

In Südabyssinien oder Schoa herrschte dieselbe Barbarei, wie im Norden, jedoch erwehrte man sich hier der Gallas mit mehr Glück und wurde das Reich nicht getheilt. Als die Engländer ihren Gesandten Harris 1841 zum erstenmal nach Schoa schickten, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, fand derselbe den Negus Sahela Selassi in der Hauptstadt Ankobar verhältnißmäßig mit Verstand und Kraft regieren, obgleich von Abschaffung der Sclaverei und rohesten Grausamkeit hier noch nicht die Rede war.

Im Allgemeinen erscheinen die Abyssinier als eine edlere, gebildetere, aber durchaus verkommene und verdorbene Race, die nicht ihren ursprünglich bessern Charakter den Schwarzen einzuimpfen verstand, sondern vielmehr selbst dem Negereinfluß unterlag und auf die Stufe der niedern Race herabgedrückt wurde.

Die Gallaneger, welche von Südwesten her so mächtig gegen Abyssinien vordringen, sind schöne, starke Leute von edler Gesichtsbildung, länglichen Nasen und länglichem Haar, also trotz der schwarzen Farbe aus der Negerbildung heraustretend, sehr kriegerisch und tapfer und daher mächtig, aber nicht einig.

Im Süden der Gallas an der Ostküste Afrikas herrschen seit lange die Araber. Ihr Handel war im Mittelalter schon sehr blühend, als er durch die Portugiesen gestört wurde. Aber die portugiesischen Niederlassungen zu Mozambique ꝛc. gereichten dem Lande zum Verderben, weil die Portugiesen ganze Volksstämme als Sclaven verkauften. Als Portugals Seemacht und Handel sank, kamen alle Häfen nördlich von Mozambique wieder in die Hände der Araber und zwar des Imam von Mascat, dessen Haupthandelsplatz Zanzibar wurde. Seit 1824 treiben hier auch Amerikaner und Engländer Handel, denn aus dem Innern Afrikas kommen Elfenbein, Gold, Gummi, Straußfedern ꝛc. in Menge dahin. Die Neger dieser Gegenden heißen Makua und machen den Uebergang von den Kaffern zu den nördlichen Stämmen.

Westwärts von Nubien und Abyssinien und südwärts von den Barbareskenstaaten beginnt eine ungeheure Wüste, die anfangs noch von fruchtbaren Oasen unterbrochen ist, dann aber gegen die Westküste Afrika's in die große Sandwüste Sahara ausläuft. Hier ziehen von Oase zu Oase arabische Handelscaravanen, die Negerstämme aber haben meist den Islam angenommen. Unmittelbar südwärts von der Sahara erstreckt sich von Osten nach Westen in gerader Richtung das Flußgebiet des Senegal oder Senegambien, von vielen Negern umwohnt und fruchtbar, aber für Europa noch wenig ausgebeutet, da nur wenig Civilisation von

der französischen Colonie St. Louis an der Mündung des Senegal den Fluß aufwärts bringt. Die schon genannte Stadt Timbuctu liegt schon ostwärts am obern Lauf des Senegal. Von dieser Linie unterhalb der Saharah an südwärts wimmelt es gegen die Mitte und die Westküste Afrika's hin von kleinen Negerreichen, die in beständiger Fehde mit einander liegen, einander zu Sclaven machen, im Innern durchaus despotisch regiert werden und höchstens von den arabischen, portugiesischen, englischen und französischen Sclavenhändlern einige schwache Spuren äußerlicher Cultur, namentlich Feuerwaffen und Branntwein angenommen haben.

In Senegambien wohnen schöne Negerstämme mit edler Gesichtsbildung, die Jaloffer und Fulier, den Uebergang bildend zu den Arabern. Südwärts davon erstreckt sich die Löwenküste (Sierra Leone) mit dem Negerstamm der Mandingos, welcher ebenfalls schön, bärtig und bläſſer von Farbe ist, als andere Neger. Unter ihnen kommt ein Geheimbund vor, Purrah genannt, der eine Art Veme darstellt. Im Uebrigen herrscht hier wie an der ganzen Westküste Afrika's das gröbste Heidenthum.

Südostwärts von der Löwenküste immer dem Ufer am atlantischen Meer entlang erstreckt sich zuerst die Pfeffer-, dann die Zahn- oder Elfenbein-, die Gold- und die Sclavenküste, welche Küsten alle zusammen das s. g. obere Guinea bilden bis zur Insel Fernando Po an der Bai von Benin, der Meereswinkel, von wo an das Ufer geradeaus nach Süden läuft.

Zu Anfang des Jahrhunderts drang das kriegerische Volk der Ashantee's aus dem Innern bis an die Goldküste vor, was die englisch-afrikanische Compagnie bewog, vom Cap Coast Caſtle aus eine Botschaft unter Bowdich an den König der Ashantee's, Saï Tootoo Quamina abzuschicken, um einen Handelsvertrag mit ihm zu schließen. Bowdich fand den stolzen König in einem meilenweiten Lager, welches von Gold und seidenen Sonnenschirmen strahlte, und wurde gütig aufgenommen, 1817. Das Volk war

übrigens heidnisch und unterjochte die Nachbarvölker.*) Der Vertrag war trügerisch. Im Jahr 1824 wurden die Engländer von den Ashantee's plötzlich überfallen, erlitten schwere Verluste (auch der Gouverneur Macartney fiel) und konnten sich kaum in den Forts behaupten. Zwar erhielten sie Verstärkung und schlugen 1826 die Ashantee's wieder zurück, allein die Ansiedlungen der Engländer an dieser Westküste Afrika's blieben immer zu schwach. Im Jahre 1852 erlitten die Engländer zu Lagos eine Niederlage, und 1855 eine noch schwerere bei Sierra Leone durch Bamba Mimah Lali, Negerkönig von Mallaghea.

Von der Sclavenküste nicht weit entfernt im Innern des Landes liegt das merkwürdige Königreich Dahomey, welches der Engländer Norris 1772 besuchte und beschrieb. Hier besteht die vollendetste Despotie auf dem ganzen Erdenrunde. Das Volk unterwirft sich mit gläubiger Hingebung allen Launen seines Herrschers. Niemand gehört sich selbst, das Kind nicht einmal dem Vater, sondern alle Einwohner sind Leibeigene des Königs, der sie nach Belieben tödtet und verkauft. Jeder Mann muß das Weib nehmen, das er ihm gibt, und die Kinder nimmt er wieder weg, damit sich keine Familiengruppen bilden. Des Königs Schlafgemach ist mit den Todtenschädeln seiner vornehmsten Feinde gepflastert. Den Palast und die Stadt zieren Pyramiden oder lange Reihen von Menschenköpfen. Bei jedem Fest läßt der König Menschen unter das Volk werfen, um zerrissen und gefressen zu werden. Jährlich besucht der König die Gräber seiner Väter, läßt unterwegs eine Menge Menschen köpfen, um auf Blut zu gehen und tränkt die Gräber selbst mit Menschenblut. Außerdem läßt

*) Als Odrasee, König von Banda, von den Ashantees besiegt war, lag ihm alles daran, daß sie seinen Kopf nicht bekämen, aus irgend einem alten Aberglauben. Er tödtete sich daher selbst und ließ seinen Kopf in seinen eigenen Leib geschickt einnähen.

er zuweilen die ſchönſten Pferde und Menſchen in großer Anzahl hinrichten, in der Meinung, ſie in die andere Welt zu ſchicken, um einem ſeiner Vorfahren zu dienen, unter anderm einmal 595 ſchöne Weiber. Dieſer bluttriefende Cultus der Ahnen dauert ſchon Jahrhunderte lang. Der König unterhält eine Armee von 3000 Amazonen in ſilbernen Helmen, trefflich bewaffnet und disciplinirt. Sie bilden zugleich ſeinen Harem. Neben dieſen kriegeriſchen Frauen unterhält er auch noch eine Schaar von Verſchnittenen in Weiberkleidern. Der Fetiſch oder Landesgötze dieſes Negervolks iſt ein lebendiger Tiger, entſprechend der Blutgier, die es mit dem Tiger gemein hat. Die Dahomey's haben viele Nachbarvölker unterjocht, wobei die tapfern Weiber ſich immer auszeichneten. Im Jahr 1741 kam Baſſa Ahadi auf den Thron von Dahomey und eroberte das Königreich Widah; der Prinz, der als Vaſall dort fortregieren ſollte, wurde von ſeinem eigenen Bruder ermordet, dieſem aber bewilligte Baſſa Ahadi die Thronfolge unter der Bedingung, daß er ſeines Bruders Herz freſſe, was derſelbe auch that. Auf Baſſa folgte 1774 ſein Sohn Ada Hunzu, welcher ebenfalls ein Kriegsheld war und ungeheuer viel Kriegsgefangene theils zu Menſchenopfern verbrauchte, theils an der Küſte an Europäer als Sclaven verkaufte. Daſſelbe that ſeit 1789 ſein Sohn und ſein Enkel Gezo, deſſen Hof- und Staatsweſen ſammt 5000 Amazonen der Reiſende Faber noch im Jahr 1850 ganz eben ſofand, wie Norris in den ſiebziger, Fayrar und Dalzel in den neunziger Jahren. Und noch 1860 wurde im engliſchen Parlament der lebhafte Wunſch ausgedrückt, die bevorſtehende Todtenfeier des letzten Königs von Dahomey möchte durch engliſche Intervention verhindert werden, weil dabei 2000 Menſchen ſollten abgeſchlachtet werden. — Das unterdrückte Widah iſt merkwürdig, ſofern es eine lebendige Rieſenſchlange zum Abgott hat, dem ein ganzer Harem von Jungfrauen zu Gebot ſteht. Dieſen dem Abgott, eigentlich den Prieſtern, dienenden Mädchen tätowirt man Schlangenbilder auf den nackten Leib, wodurch ſie geheiligt werden.

Im Königreich Benin wird der König wie ein Gott angebetet und muß jeder sterben, der ihn für menschlich halten würde. An gewissen Festen waschen seine Weiber ihre Korallen im Blut geschlachteter Menschen. Wie in Dahomey, so ist auch hier nichts gleichgültiger als Leben und Freiheit. Die Menschen werden in Masse geschlachtet oder als Sclaven verkauft. In dem benachbarten Lagos wird jährlich eine Jungfrau geschmückt und dem Flusse zum Opfer gebracht. Von Benin führt der Weg über ein Gebirge in's Innere Afrika's zum Tschadsee und zum Königreich Bornu, welches von den muhamedanischen Handelsleuten vorlängst zum Islam bekehrt und einigermaßen civilisirt ist. Die Dschakkas oder Zinghis im Nordwesten des gegen Guinea abfallenden Hochthales breiteten sich einmal im 16. Jahrhundert weit aus, eroberten Congo und machten Dahomey tributbar, wichen aber wieder zurück. Sie mumisiren ihre Todten und verehren ihren Oberpriester Shikome als lebendigen Gott (gleich dem Dalai Lama). Ihre Reiter, Eyoes genannt, sind sehr gefürchtet.

Im Jahr 1830 machten zwei Engländer, die Brüder Lander, eine Reise von Benin aus den großen Fluß Niger hinauf, dessen eigentliche Lage zuerst durch sie ermittelt wurde. Sie fanden eine Menge Negerreiche und öfters darin große und menschenreiche Städte, z. B. Yaourie und Rabba, beide am Niger.

Die Congoneger in Niederguinea stehen seit langer Zeit unter dem Einfluß der Portugiesen, deren Königreich Angola noch besteht und die auch einige benachbarten Negerkönige als Vasallen behandeln. In Vera Cruz, der Hauptstadt von Angola, sind Weiße und Neger sehr gemischt (die schwarzen Portugiesen) und herrscht große Ueppigkeit. Die Congoneger lieben die Wollust und die äußere Pracht. Nirgends putzen sie sich äffischer mit europäischen Kleidern und Staat heraus als hier. Obgleich mit dem Christenthum bekannt, halten doch die meisten Neger hier noch an heidnischen Vorstellungen fest und bilden sich ein, man müsse nur dem bösen Gott opfern, nicht den guten, die sich der Menschen

ohnedies erbarmten. Im vorigen Jahrhundert regierte zu Congo ein gutmüthiger und milder König, welcher 126 Jahre alt wurde.

Ich könnte noch von vielen kleinen Negerreichen erzählen, allein sie gleichen sich alle mehr oder weniger. Alle ihre Namen aufzuzeichnen und ihre Lage zu bestimmen ist mehr Sache des Geographen, als des Geschichtschreibers.

Vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus (vorzugsweise Cap genannt) hatten die Holländer nach und nach das Capland oder die Südspitze Afrika's colonisirt mit Bauern (Boers), welche starke Viehzucht treiben, um die am Cap zahlreich anhaltenden Schiffe mit Fleisch zu versehen. Die Boers hatten sich nach und nach immer weiter ausgebreitet und die eingebornen Hottentotten (ein gutmüthiges Volk, nicht so schwarz wie die eigentlichen Neger und mit etwas mongolischer Physiognomie) theils ausgerottet, theils zur Flucht in die Wälder gezwungen, wo sie als wilde „Buschmänner" hausten, theils zu ihren Knechten gemacht. In den großen europäischen Revolutionskriegen kam Holland in die Gewalt der Franzosen, weshalb die Engländer als Feinde Frankreichs auch die holländischen Colonien wegnahmen, 1795 auch das Cap und nachdem es 1803 zurückgegeben worden war, nochmals 1806. Seitdem blieb das große Capland den Engländern. Die Boers waren wenig damit zufrieden. Die englische Colonialregierung befolgte aber den Plan, diese gefährlichen Boers mit den Eingebornen in Conflict zu bringen und beide Theile durch sich selbst zu schwächen, während allmählig eine neue englische Colonisation sich zwischen beide eindrängen sollte. Die Boers grenzten, nachdem sie die Hottentotten unterworfen hatten, an die Kaffern, eine echte pechschwarze Negerrace, die jedoch zerstreut wohnten und viel unbewohntes Land übrig ließen.

Lord Somerset, Gouverneur des Caplandes, schickte den Missionär Williams unter die Kaffern und kam mit einem Häuptling derselben, Gaika, persönlich zusammen (1817), den er zum obersten König aller Kaffern erklärte und dem er gegen die übrigen Häuptlinge Hülfstruppen schickte. Das ihnen geraubte Vieh über-

ließ er argliſtig den Boers. Nun entbrannten die Kaffern in Wuth und fielen in großen Schaaren in das Gebiet der Boers ein, um ihr Vieh wieder zu holen. Da lachte Somerſet. Aber Makanna, den die Kaffern jetzt zu ihrem Haupte wählten, hoffte den Engländern ſelbſt eine Schlappe beizubringen, indem er ihr Fort Grahamstown überrumpelte, von wo er jedoch trotz ſeines tapfern und zähen Angriffs mit einem Verluſt von 1400 Mann zurückgeſchlagen wurde. Nun fiel Oberſt Willſhire wieder ins Land der Kaffern ein und wüthete ſo greulich, daß ſich der edle Makanna freiwillig als Gefangener ſtellte, um ſeinem Volke Schonung zu erkaufen. Somerſet ließ ſich nun 3000 (engliſche) Quadratmeilen Gebiet von den Kaffern abtreten und verbannte Makanna auf die Robbeninſel, von wo derſelbe, die Wache überwältigend, ins Meer entfloh, aber in der Brandung unterging, aus deren Toben man noch den heroiſchen Geſang ſeiner klangreichen Stimme vernahm.

Somerſet wurde auf einige Jahre entfernt und das Cap hatte Frieden. Kaum aber kam er 1821 zurück, als er auch ſchon den armen Gaika verrätheriſch wollte ergreifen laſſen. Gaika entkam und der Haß entbrannte von neuem. Somerſet aber ſchürte ihn und reizte die Kaffern auf alle Art, weil er wollte, ſein Sohn, Major Somerſet, ſollte ſich Lorbeern in einem Kaffernkriege erwerben. Er machte jedoch nur rohe Raubzüge. Nach Somerſets endlicher Entfernung wurde Lord Cole Gouverneur des Caplandes und operirte auf eine neue Weiſe, indem er 1829 plötzlich alle Hottentotten für frei und den Weißen gleich erklärte. Das ging den Boers, die dadurch auf einmal alle ihre Knechte verlieren ſollten, an's Leben. Sie trotzten alſo und lieferten den engliſchen Executionstruppen blutige Gefechte. Die Durchführung der Maßregel blieb einſtweilen ausgeſetzt. Im Jahre 1834 waffneten ſich die Kaffern in großer Zahl zu einem allgemeinen Kriege, um ihr Land gegen die fremden Eindringlinge zu ſchützen; ſie zerſtörten den Boers 455 Häuſer, raubten 5—6000 Pferde, 111—112,000 Rinder, 157,000 Schafe ꝛc., unterlagen aber noch einmal und ihr

Häuptling Hintza unterwarf sich. Unterdeß hatten einzelne Boers bereits Versuche gemacht, sich durch Auswanderung nach Nordosten dem Bereich der Engländer zu entziehen. Sie nahmen ihre Richtung nach Port Natal, von dessen Fruchtbarkeit sie gehört hatten, fanden aber weite, noch ganz unbebaute Strecken. Louis Tricchard führte den ersten Zug schon 1834, im folgenden Jahre Maritz einen noch größeren. Nach ungeheuren Anstrengungen jedoch unterlagen sie bis auf einen kleinen Rest den Ueberfällen der Kaffern. Ein großer Stamm derselben, die Zulas, trieben sich hier herum. Ihr König Umgartie war von seinem Bruder Chaka ermordet worden. Dieser sammelte ein Heer von 100,000 Kriegern, die vom Raube der Nachbarstämme lebten und nicht heirathen durften, um nicht zu verweichlichen. Er selbst ließ alle seine Weiber, wie sie schwanger wurden, umbringen, wurde aber seiner Tyrannei wegen verhaßt und vom dritten Bruder Dingaan getödtet, der die Herrschaft übernahm und die eindringenden Boers erschlagen ließ. Erst 1838 sammelte Piet Retief einen neuen Zug von 1000 Wagen mit 1600 Boers und schlug den Weg nach Port Natal ein, verkehrte unterwegs mit Dingaan und wurde mit seinen 94 Begleitern während der Unterhandlungen ermordet. Unmittelbar darauf ließ Dingaan auch das Lager der übrigen Boers bei Nacht überfallen und die Schlafenden ermorden (40 Männer, 56 Frauen, 185 Kinder und 250 Hottentotten). Dennoch gelang es den tapfern Boers, die aus dem Schlaf erwacht zum Theil nur im Hemde kämpften, die Zula's mit großem Verlust zurückzuschlagen und ihnen das bereits geraubte Vieh wieder abzunehmen.

Im October 1838 kam ein neuer großer Zug von Boers unter Andries Pretorius dem ersten nach. Pretorius, ein sehr energischer und kluger Mann, wurde zum gemeinschaftlichen Führer gewählt und nahm vor allem Rache an Dingaan. Dieser brachte ein großes Heer zusammen und griff die Boers in ihrer Wagenburg zwei Stunden lang mit äußerster Wuth an, bis Pretorius die Wagen öffnen ließ und mit etwa 500 Reitern unter die Kaf-

fern sprengte, *) die nun auseinanderstoben und 3000 Todte zurückließen, am 16. Dezember. Hierauf verfolgten die Boers den Feind, fanden aber Dingaans Residenz verlassen und verbrannt, und gründeten nun unfern von Port Natal ihre erste Stadt, ihrem ersten Führer zu Ehren Pieter Maritzburg genannt. Dingaan wurde nachher mit Hülfe seines eigenen Bruders Umpanda vollends besiegt, verlor nochmals 2000 Mann und floh für immer. Nun schickten die Engländer zwar 100 Soldaten nach Port Natal, wie es hieß, um eine hier zu gründende Niederlassung von englischen Einwanderern zu schützen; allein es kamen keine solche Einwanderer, die englischen Soldaten zogen wieder ab und dagegen folgten den Boers viele ihrer Brüder aus dem Capland nach. Diese Boers erklärten nun feierlich, sie würden jeden Einwanderer, der ohne ihre Erlaubniß ins Land käme, als Feind behandeln und gründeten einen unabhängigen Freistaat. In der Urkunde vom 14. Febr. 1840, in welcher Pretorius die Besitznahme des Zulalandes vom Fluß Togala bis zum schwarzen Fluß proclamirte, nannte er sich „Hauptcommandant der südafrikanischen Gesellschaft". Ihm zur Seite aber stand ein periodisch gewählter „Volksrath". Das Land der Boers liegt näher der Ostküste Afrika's, jenseits des Gebirgszugs, den man den Drakenberg nennt, und des Oranjeflusses, 250 deutsche Meilen von der Capstadt entfernt.

Erst 1842 schickte der neue Gouverneur des Cap, Napier, wieder englische Truppen nach Port Natal und nöthigte die dort angesiedelten Boers, sich der englischen Oberherrschaft zu unterwerfen. Die wackern Holländer konnten es aber nicht lange unter dem Druck und Hohn der Engländer aushalten und zogen sich in's Innere des Landes zu ihren freien Brüdern zurück. Nun machten die Engländer aber auch Anspruch auf das Oranjegebiet und es

*) Ein Kaffer stach seine Lanze dem Pretorius mitten durch die Hand, dieser aber, obgleich er die Hand von der Lanze nicht losmachen konnte, warf den Kaffer zu Boden und hielt ihn fest, bis Hülfe kam.

kam zu offenem Kampfe. Im Jahre 1848 erlitt Pretorius bei Boomplaats durch die Engländer eine Niederlage, worauf sich sein ganzes Volk weiter ins Innere Afrika's zurückzog und über dem Vaal die s. g. transvaalische Republik gründete. Weil aber die Engländer um diese Zeit in neue schwere Kriege mit den Kaffern verwickelt wurden und die Boers diesen Umstand nicht zum Schaden der ersteren benutzten, sondern im Gegentheil den englischen Unterthanen Schutz gewährten, entschloß sich die englische Regierung, durch einen Vertrag vom 10. April 1854 die völlige Unabhängigkeit des Freistaats der Boers anzuerkennen. Die Fahne der Boers ist roth, weiß und gelb gewürfelt.

Der große Kaffernkrieg entbrannte wieder 1851, indem sich der Häuptling Sandilli mit dem Propheten Umlangeni zu einer allgemeinen Erhebung vereinigt hatte, und ihre Angriffe auf die zu weit ausgedehnten Wachtposten der Engländer Anfangs Erfolg hatten. Indessen wurden diese unter Sir Harry Smith durch die Ueberlegenheit ihrer Waffen wieder Meister. Der Krieg begann von neuem 1855, als der alte Häuptling Panda, von seinem eigenen Sohne Ketchwya, nachdem derselbe seinen Bruder Umbulazi hatte schinden lassen, angegriffen wurde. Da einige Boers von dem Häuptling Makapan gefangen und grausam zu Tode gemartert wurden, zogen die Boers unter Pretorius und Potgieter aus und erstickten die in eine Höhle geflüchteten Kaffern mit Rauch, angeblich mehrere tausend, von denen 700, welche aus der Höhle flüchten wollten, erschossen wurden. Man hörte aber bald darauf wieder von einem furchtbaren Gemetzel, welches die Kaffern unter 600 Weibern und Mädchen der Boers, als dieselben fliehend durch einen Fluß setzten, mit ihren Wurfspießen angerichtet hätten, 1856.

Man erkennt aus diesen Vorgängen, wie wenig die Holländer und Engländer am Cap geneigt sind, die christliche Bruderpflicht an den unmündigen Schwarzen Südafrika's zu erfüllen. Sie rotten einfach aus, was ihnen nicht als Sclave dient.

An der ganzen Westküste Afrika's aber wird seit mehreren

Jahrhunderten von den Weißen Sclavenhandel getrieben. Man brauchte die schwarzen Diener anfangs nur in der muhamedanischen Welt, seltener in Spanien und Portugal. Sobald aber der Colonialhandel aus Amerika begann, und demnach auch dort die Pflanzungen von Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffeebäumen ꝛc. zunahmen, die weißen Arbeiter aber die Hitze des Clima's nicht ertragen konnten, kam man auch auf den Gedanken, die afrikanischen Neger nach Amerika zu verpflanzen, um sie dort arbeiten zu lassen. Das geschah von den Portugiesen und Spaniern noch in geringem Maße, von den Franzosen und Engländern aber bald im Uebermaße. Je mehr man Baumwolle, Zucker, Kaffee, Cacao ꝛc. produciren wollte, um so mehr schwarze Arbeiter brauchte man und führte sie schaarenweise aus Afrika nach den westindischen Inseln (Antillen) und nach den V. Staaten. Da die Negerkönige längst Sclavenhandel trieben und die Kriegsgefangenen, ja ihre eigenen Unterthanen verkauften, war dieser Menschenhandel sehr leicht, doch ließen es die Weißen auch an Gewaltthätigkeiten nicht fehlen, indem sie oft niedre Sclavenpreise erzwangen oder Menschen mit Gewalt raubten. Dasselbe Verfahren, wie es Mehemet Ali in Nubien trieb. Die armen Negersclaven wurden mit Holzgabeln am Halse aneinander gebunden, um nicht fliehen zu können, und dann auf Schiffe wie Häringe zusammengepackt, um in ihrer neuen Heimath unter Peitschenhieben schwere Arbeit zu verrichten und von ihren neuen Herren wie Hunde behandelt zu werden.

Eine große Empörung der Schwarzen erfolgte auf St. Domingo, nächst Cuba der größten unter den Antillen. Die Insel, welche neben herrlichen Gebirgen die fruchtbarsten Thäler und Ebenen, eine paradiesische Vegetation und das verführerischeste Clima besitzt, wurde zuerst von Columbus entdeckt, dem h. Dominicus geweiht und von Spaniern, jedoch nur auf der südöstlichen Seite, colonisirt, die friedlichen indianischen Ureinwohner aber grausam ausgerottet. Im 17. Jahrhundert siedelten sich im Nordwesten

der Inſel die berüchtigten Bukaniers und Flibuſtiers an, franzöſiſche Seeräuber, aus denen nach und nach eine von der franzöſiſchen Regierung amneſtirte Colonie entſtand, welche die altſpaniſche bald überwog, durch Negerſclaven den Boden bebauen ließ und den ergiebigſten Handel in Colonialwaaren trieb. Aus dem Umgang franzöſiſcher Herren mit Negerinnen entſtand eine zahlreiche Baſtardrace von Mulatten, die ſich beſſer dünkten, als die Neger, obgleich auch ſie unfrei waren. Die Herren aber verweichlichten im Reichthum, und die Sitten waren hier äußerſt gelockert.

Als nun die Nationalverſammlung die alte königliche Verwaltung in Frankreich geſtürzt hatte, gerieth die Colonie bald in große Bewegung. Die reichen Grundbeſitzer hofften die Verwaltung an ſich reißen zu können, wogegen eine treue Partei feſt am Mutterlande halten wollte. Die Mulatten aber forderten gleiche Rechte mit den Weißen. Die 1790 eröffnete Colonialverſammlung erklärte dagegen, ſie wolle lieber untergehen, als gleiche Rechte theilen mit einer entarteten Baſtardrace. Das widerſprach dem in Paris herrſchenden Freiheits- und Gleichheitsſchwindel, und die Weißen waren nicht einmal unter ſich einig. Peynier, der Gouverneur, ein ſchwacher Mann, ärgerte ſich über ſeine Zurückſetzung; Mauduit, Commandant in Port au Prince, war energiſcher und trieb die reichen Grundbeſitzer bald zu Paaren, indem er die Partei der alten Beamten und der „kleinen Weißen" in den Städten gegen ſie aufregte und ſogar die Mulatten haranguirte. Das Schlimmſte fürchtend, flohen 85 Mitglieder der Colonialverſammlung auf ein Schiff und retteten ſich nach Frankreich.

Aber die Weißen ſollten keine Ruhe mehr haben vor den Farbigen. Der Racenhaß ſteigerte ſich immer mehr. Weiße Soldaten in Cap Français mißhandelten einen Neger und fielen, da ſich derſelbe wehrte, mit wahnſinniger Wuth über alle Farbigen in der Stadt her. Dieſes Blutbad weckte den Zorn der Mulatten, an deren Spitze ſich ein gewiſſer Ogé ſtellte. Aber ſie richteten damals noch nichts aus; Ogé floh in den ſpaniſchen Antheil der Inſel,

wurde aber von dort ausgeliefert und grausam gerädert, 1791. Inzwischen konnte sich die Regierung doch nicht behaupten. Blanchelande, der an Peyniers Stelle Gouverneur geworden war, entfloh der nahen Gefahr, während Mauduit in dem Soldatenaufstand elend umkam. Die Soldaten waren bereits Jakobiner und fanatisirt. Da man aber in Paris selbst die Mulatten, welche eine Deputation nach Paris geschickt und 6 Mill. Franken auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt hatten, für frei erklärte, wollten auch die Neger gleiches Recht, und da sie die ungeheure Mehrheit auf der Insel bildeten, so konnte eine große Erhebung derselben gegen die Weißen nicht ausbleiben. In der Nacht des 23. August 1791 erhoben sich die Neger unter einem gewissen Boukmann, verbrannten und plünderten die Plantagen ihrer Herren und mordeten alle Weißen in der Runde von Cap Français, das von einem Flammenmeer umringt war. Die Weißen fielen aus und richteten eine gräßliche Metzelei unter den Schwarzen an. Aber der Aufstand wuchs, die Weißen konnten sich nur noch in den Städten halten, auf dem Lande wurde alles, was eine weiße Haut trug, unter kannibalischem Hohn von den Schwarzen abgeschlachtet. Die Weißen wandten sich nach dem nahen Jamaika und flehten Hülfe von England. Die Engländer aber blieben neutral, in der Hoffnung, wenn erst alle Franzosen auf Domingo ausgerottet wären, werde die Insel ihnen in die Hände fallen.

Die Neger wählten, nachdem Boukmann im Kampfe gefallen war, Biassou zum Obergeneral, trugen weiße Kokarden und nannten sich die königliche Armee im Gegensatz gegen die jakobinischen Weißen. Man beging gegenseitig die äußersten Grausamkeiten. Unter den Negern machte sich in dieser Hinsicht besonders Jeannot bemerklich, den aber der edelgesinnte Neger Jean François festnehmen und tödten ließ, um seinen haarsträubenden Greueln ein Ende zu machen. Unterdeß verständigten sich die Weißen mit den Mulatten auf Kosten der Neger, erklärten, um sie zu versöhnen, die Richter Ogé's für ehrlos und feierten am 24. Oct. 1791

ein großes Verſöhnungsfeſt zu Port au Prince, wobei Caradeaux, Haupt der weißen Pflanzer, und Beauvais, Chef der Mulatten, ſich umarmten. Die Neger wurden aufgefordert, nunmehr auseinander zu gehen, und von den Mulatten angegriffen, als ſie nicht gehorchen wollten. Sie zerſtreuten ſich meiſtens. Eine ziemliche Anzahl aber wurde auf Schiffe gebracht und theils ermordet, theils nach Jamaika an die Engländer verkauft. Die Mulatten kamen aber bald wieder mit den Weißen in Streit und während eines wilden Kampfes in Port au Prince gerieth ein großer Theil der Stadt in Brand. Beide Parteien riefen jetzt wieder die Neger zu Hülfe und die ganze Inſel fiel in Anarchie.

Die Neger aber waren gewitzigt und benutzten die Zwietracht zwiſchen Weißen und Mulatten, um zwiſchen beiden eine feſte Stellung zu nehmen.

Nachdem der Pariſer Convent auch die Neger, wie die Mulatten, für frei erklärt hatte, ſchickte derſelbe im Herbſt 1792 zwei Conventsdeputirte, die Jakobiner Polverel und Santhonax, mit 6000 Soldaten nach St. Domingo, um die Inſel zu beruhigen und mit allgemeiner Freiheit und Gleichheit zu beglücken. Die erſte Handlung dieſer Sendboten war, den armen Blanchelande nach Paris unter die Guillotine zu ſchicken. Aber die Weißen fanden ein neues Haupt in Galbaud, der die Conventsdeputirten von der Inſel zu verjagen unternahm. Dieſe, plötzlich überfallen, wandten ſich an den nächſten Negerhäuptling Pierrot, der ſofort ein greuliches Blutbad unter den Weißen Galbauds in Cap Français anrichtete, welche Stadt damals in Flammen aufging. Galbaud floh mit ſeinem Anhang auf die Schiffe, die aber ſo überfüllt wurden, daß hunderte im Gedränge in's Meer fielen. Aber die Neger waren jetzt ſchon nicht mehr mit der Freiheit zufrieden, die ihnen der Convent darbot. Sie wollten auch unabhängig ſeyn und wurden von Spanien mit Ordenskreuzen und Verſprechungen beſtochen, ſich den franzöſiſchen Anſprüchen zu widerſetzen. Jean François trat offen mit einer

Unabhängigkeitserklärung auf und belagerte mit 20—30,000 Schwarzen, die von den französischen Soldaten noch allein übrigen 1000 unter Santhonax in den Ruinen von Cap Français. Mittlerweile hatten die Engländer an Frankreich den Krieg erklärt und waren von vielen nach England geflüchteten reichen Pflanzern aus St. Domingo aufgefordert worden, sich der Insel zu bemächtigen, denn diese Pflanzer hofften ihre Besitzungen viel eher durch England, als durch die Jakobiner wieder zu erhalten. Wirklich wurde einer englischen Flotte die stärkste Festung auf der Insel, Mole St. Niclas, durch Verrath ausgeliefert. Als die Engländer auch vor Cap Français erschienen, konnte sich hier Santhonax nicht länger halten, capitulirte und zog mit einem treuen Häuflein Neger ab zu Rigaud, einem Haupte der Mulatten.

Mittlerweile hatte Polverel unablässig geforscht, wie er seinem Auftrage genügen und die Neger durch Freiheit und Gleichheit glücklich machen könne. Die Ausführung war schwer, weil die schwarze Race gar so bestialisch erschien. Er proclamirte seine Ideen in einem Ackergesetz von 1794, worin er zum erstenmal eine Organisation der Arbeit vorschlug, mittelst einer Association zwischen Eigenthümern und freien Arbeitern. Die letzteren sollten, in gewisse Classen je nach ihren Leistungen abgestuft, den Gewinn der Arbeit mit den Eigenthümern theilen. Ein Vorbild der später von den Communisten vorgeschlagenen großen Arbeitergesellschaften, in denen Arbeit und Lohn gewissenhaft berechnet werden. Aber diese Ideen kamen nicht zur Ausführung, weil die Neger zu sehr Naturmenschen sind, um sich in ein so künstliches Räderwerk der Gesellschaft einfügen zu lassen. Sie hatten überdies den richtigen Instinct, sie würden bei jeder Verbindung mit den Weißen doch immer den Kürzeren ziehen, verlangten daher gänzliche Unabhängigkeit und Trennung von den Weißen. Polverel und Santhonax sahen sich durch die Engländer gezwungen, die Insel zu räumen, und Frankreich schien jeden Anspruch auf dieselbe verloren zu haben.

Die Engländer wußten sich indessen nicht auf der Insel zu behaupten. Zu ihrer Verstärkung kam im Mai 1795 General Williamson von Jamaika herüber, da aber neben den Mulatten unter Rigaud jetzt auch die Neger unter Toussaint-Louverture,*) der damals bereits den spanischen Theil von St. Domingo erobert hatte, sich im Kampf gegen die Engländer auszuzeichnen anfingen, übergab das französische Directorium diesem Schwarzen das Obercommando auf der Insel. Die Engländer, zuletzt unter dem General Maitland, erklärten bald, daß sie die Insel nicht halten könnten, ohne ungeheure Kraftanstrengungen und Ausgaben, zogen es daher vor, sie zu verlassen. Da Frankreich mit Spanien Frieden gemacht hatte und ihm der spanische Antheil von St. Domingo abgetreten worden war, so befand sich die ganze Insel jetzt dem Namen nach unter französischer Hoheit, in der That aber in der Gewalt Toussaints, der den Norden beherrschte, und Rigauds, der mit seinen Mulatten die Herrschaft im Süden festhielt. Santhonax kam 1796 wieder auf die Insel und verkehrte viel mit Toussaint, den er bewog, seine beiden Söhne zur Erziehung nach Paris zu schicken, und dem er dringend empfahl, sich an Frankreich zu halten, welches die Freiheit aller Menschen wolle. Wirklich adoptirte Toussaint einige Gedanken Polverels und bemühte sich, die Neger wieder an die Arbeit zu gewöhnen im Verhältniß von Pächtern oder Tagelöhnern auf den großen Plantagen, die jetzt größtentheils ihre Besitzer gewechselt hatten und einflußreichen Mulatten oder Schwarzen gehörten.**) In der gu-

*) Er war 50 Jahre lang Sclave gewesen, aber ein denkender Kopf, hatte lesen gelernt und sich einige Kenntnisse erworben.

**) Als Toussaint erfuhr, der vormalige Sclavenaufseher auf der Plantage Breda, auf der er selbst als Kutscher gedient hatte, sey nach den Vereinigten Staaten entflohen, rief er ihn zurück und machte ihn wieder zum Aufseher über die freien Arbeiter. Als ihn dieser Weiße aber umarmen wollte, stieß er ihn zurück und sagte ihm: Sie stehen jetzt tiefer

ten Meinung, Frankreich wolle die Freiheit der Neger schützen, hatte Touſſaint ſich von Santhonax überreden laſſen, die Autorität des franzöſiſchen Generals Hedouville anzuerkennen. Als dieſer aber anfing, mit den Weißen und Mulatten auf die Schwarzen zu drücken, empörten ſich die letzteren und zwangen den General, mit 1800 Weißen und Farbigen über See zu entfliehen. Dennoch brach Touſſaint mit dem Directorium in Paris nicht ab, ſondern rechtfertigte das Verhalten der Schwarzen durch Hedouville's ſchlechtes Benehmen.

Nunmehr ſtanden ſich Touſſaint und Rigaud allein gegenüber und geriethen bald in Streit, der zum furchtbarſten Racenkriege wurde. Rigaud ließ alle Neger, die in ſeine Gewalt fielen, abſchlachten, um die ganze Race zu vertilgen; Touſſaint war menſchlicher, zwang aber die gefangenen Mulatten, in ſeinen Regimentern zu dienen und ließ ſie ſo hart behandeln, als früher die Neger behandelt worden waren. Keine Partei errang einen völligen Sieg, doch behielt Touſſaint die Oberhand, weil es viel mehr Schwarze gab, als Mulatten. Unter Touſſaints Untergeneralen machte ſich der kleine, ſehr häßliche Deſſalines durch furchtbare Grauſamkeit bemerklich. Er allein ließ 10,000 Mulatten abſchlachten.

Nachdem Bonaparte erſter Conſul geworden, beſtätigte er den Oberbefehl Touſſaints, gab ihm aber General Michel, einen Weißen, bei. Wüthend über dieſe Bevorzugung ſeines Nebenbuhlers eilte nun Rigaud mit ſeinen beiden Anhängern, den nachmals berühmten Mulatten Petion und Boyer, nach Paris, ohne jedoch etwas für ſich auszurichten. Touſſaint blieb das Haupt der Inſel und glaubte dem erſten Conſul in Paris nicht unter-, ſondern nebengeordnet zu ſeyn, indem er eitel genug war, an ihn zu ſchreiben: „der Erſte der Schwarzen an den Erſten der Weißen.“ Indeſſen war er nicht ganz Herr der Situation auf der Inſel. Da er die

---

unter mir, als ich früher unter Ihnen ſtand. Gehen Sie auf die Plantage und thun Sie Ihre Schuldigkeit!

Weißen und Farbigen ſchonte, ihnen ihre Güter ließ, die Schwarzen zwang, unter ihnen zu arbeiten, brach ein Aufruhr aus und nicht weniger als 200 Weiße wurden wieder grauſam von den Negern erſchlagen. Touſſaint hätte gern die Racen verſöhnt und ſeine Schwarzen durch Vermiſchung mit den Weißen allmählig veredelt, aber es war nicht möglich. Der Weiße konnte nicht vergeſſen, daß der Schwarze kurz vorher noch ſein Sclave geweſen, und der Schwarze hielt jede Ermahnung zur Arbeit für einen Verſuch, ihn wieder zum Sclaven zu machen.

Bonaparte, dem die weißen Demokraten in Europa ſchon zum Eckel geworden waren, hegte noch weit weniger Achtung vor ihren ſchwarzen Affen in St. Domingo und war boshaft genug, gerade die noch republikaniſchen Beſtandtheile ſeiner Armee, um ſie los zu werden, zur Unterwerfung der Schwarzen zu gebrauchen. Verzehrt euch unter einander! ſcheint er, ſich die Hände reibend, gedacht zu haben.

Der Schwager ſeiner lebensluſtigen Schweſter Pauline, General Leclerc, wurde mit einer Flotte von 54 Schiffen und 10,500 Mann Landungstruppen, denen in den nächſten Jahren noch mehr als zweimal ſo viel nachfolgten, im Jahre 1801 nach St. Domingo geſchickt, mit dem geheimen Auftrage, dort, wie in allen übrigen weſtindiſchen Inſeln Frankreichs, einfach die alte Sclaverei wieder einzuführen. Oeffentlich mußte Leclerc den Schwarzen die Erhaltung ihrer Freiheit und alles Gute verſprechen, aber nur, um ſie einzuſchläfern. Sie folgten einem richtigen Inſtinct, indem ſie mißtrauten und der Landung der franzöſiſchen Truppen zum Theil blutigen Widerſtand leiſteten. Chriſtoph, General unter Touſſaint, konnte Cap Français gegen die Uebermacht der Franzoſen nicht behaupten, trieb aber alle Einwohner heraus und ſteckte es zum zweitenmal in Brand, ſo daß Leclerc nur Trümmer und Aſche fand, am 5. Jan. 1802. Auf ihrer Flucht aber erſchlugen die Neger viele Weiße und brannten viele Pflanzungen nieder, und Deſſalines begann aufs neue den Vertilgungskrieg gegen die

Weißen. Touſſaint ſelbſt zauderte, dem Befehl Bonaparte's zu gehorchen, als ihm Leclerc aber einen eigenhändigen, äußerſt ſchmeichelhaften Brief deſſelben und ſeine beiden Söhne zurückbrachte, die ihm nur von Bonaparte's Huld erzählten, ließ er ſich noch einmal zum Vertrauen hinreißen, bereute jedoch bald wieder und hielt ſich zurück. Unterdeß hatte Leclerc die Mulatten an ſich zu ziehen geſucht und hielt ſich für ſtark genug, erklärte Touſſaint für vogelfrei und begann die Unterwerfung der Inſel. Die Mulatten ließen ſich in Regimenter theilen, die Neger wichen meiſtens aus und zogen ſich in die unzugänglichen Wälder und Gebirge zurück. Deſſalines allein trotzte zu St. Marc, ſteckte aber, als er ſich nicht mehr halten konnte, dieſe Stadt in Brand und entfloh. Leclerc wunderte ſich, daß ihm kein kräftigerer Widerſtand geleiſtet wurde; die Neger aber ließen ihm ſagen, er ſolle nur auf den Auguſt warten. In den Sommermonaten, hofften ſie nämlich, werde die Hitze das franzöſiſche Heer ſo herunterbringen, daß ſie nachher leicht mit ihm würden fertig werden.

Leclerc reſidirte zu Port au Prince und gab bereits Befehle, welche die Freiheit der Neger gefährdeten, eben deshalb aber dieſelben in ihrem Widerſtande nur befeſtigten. Einen zweiten Fehler beging er inſofern, als er Rigaud, der ſich wieder eingefunden hatte und deſſen er ſich hätte bedienen ſollen, ſogleich wieder fortſchickte, wodurch er ſich auch die Mulatten abgeneigt machte. Als nun im Juni die franzöſiſchen Soldaten der Hitze und dem gelben Fieber unterlagen, erfüllte ſich, was ihnen gedroht worden war. Schnell beſonnen aber ließ Leclerc den armen Touſſaint, der ſich beſſer hätte vorſehen dürfen, überfallen, gefangen nehmen und nach Frankreich ſchleppen, wo er, von Napoleon grauſam behandelt,*) in einem elenden Kerker verſchmach-

*) Napoleon ließ ihn durch General Caſarelli mit dem Härteſten bedrohen, wenn er nicht geſtehe, wo er ſeine Schätze verborgen habe? Touſſaint gab die edle Antwort: ich habe etwas anderes verloren als Schätze. Da befahl Napoleon, ihn in ein kaltes enges Loch zu werfen, in dem er zu Grunde gehen mußte. Er ſtarb am 27. April 1803.

Digitized by Google

tete. Allein Leclerc gewann damit nichts. Die Schwarzen wurden nur immer feindſeliger gegen ihn geſtimmt und empörten ſich unter Belair, Chriſtoph und Sans-Souci. Belair unterlag den Schlägen, die ihm Deſſalines, damals noch im Intereſſe der franzöſiſchen Regierung, aber nur aus perſönlichem Neide verſetzte. Die andern dagegen hatten beſſeres Glück und da man erfuhr, auf den Inſeln Martinique und Guadeloupe ſey die ganze alte Sclaverei hergeſtellt worden, beſorgte man für St. Domingo das gleiche Schickſal und nun traten auch wieder die Mulatten unter Petion zu den Schwarzen.

Leclercs Lage wurde immer bedenklicher. Noch befanden ſich zu Port au Prince 1500 Schwarze unter ihrem General Maurepas im Dienſt der franzöſiſchen Regierung, Leclerc aber mißtraute ihnen, ließ ſie unter dem Vorwand, ſie nach Cap Français einzuſchiffen, auf Schiffe bringen und dann plötzlich alle erſäufen, Maurepas aber unter den Martern, die ihm die Matroſen anthaten,*) ſterben. Und doch vermochte er die Inſel nicht zu halten. Die 34,000 franzöſiſchen Soldaten, die nach und nach angekommen waren, unterlagen faſt alle dem gelben Fieber, 7000 erwarteten erſt noch den Tod im Lazareth, dienſtfähig waren nur noch etwas über 2000 Mann, deren Commando General Rochambeau übernahm, als Leclerc ſelber dem tödtlichen Fieber erlag, 2. November 1802. Nun begann Deſſalines ein furchtbares Racheſyſtem, ſchlug vor Cap Français die Franzoſen und ließ alle Gefangenen, mehrere hundert, vor der Stadt an Galgen aufhängen. Zwar ſchlug Rochambeau am 21. Nov. noch einen Sturm der Neger von der Capſtadt mit größter Tapferkeit ab, ſah ſeine wenigen Truppen aber immer mehr zuſammenſchmelzen und capitulirte am 29. gegen freien Abzug. Nur eine kleine Zahl Franzoſen unter General Ferrand blieb noch im vormals ſpaniſchen Theil der Inſel zurück. Rochambeau ſelbſt aber

*) Sie nagelten ihm die Epauletten auf die Schultern und den Generalshut auf den Kopf, während ſie vor ſeinen Augen ſein Weib und ſeine Kinder erſäuften.

wurde unterwegs mit allen Schätzen, die er von der Insel mitgenommen, einer englischen Flotte zur Beute.

St. Domingo war nun der Willkür der Negerhäuptlinge überlassen, unter denen Dessalines so sehr hervorragte, daß er zum Generalgouverneur auf Lebenszeit ausgerufen wurde. Die Insel erhielt den alten Namen Hayti und wurde der frühere Name St. Domingo, der an die Sclaverei erinnerte, verboten. Dessalines zog überall umher, um die noch versteckten Franzosen ermorden zu lassen. Jedoch getraute er sich nicht, die des Handels wegen auf der Insel sich aufhaltenden Engländer, Nordamerikaner und Deutschen anzutasten, denen es gelang, viele Franzosen heimlich zu retten. Sodann fiel Dessalines über Ferrand her, der sich tapfer wehrte und ihn zum Abzug von der Stadt Santo Domingo nöthigte. Trotz dieser kleinen Demüthigung und der Abneigung des Negerhäuptlings Christoph, der die Blutthaten mißbilligte und die Mäßigung Toussaints eingehalten wissen wollte, äffte Dessalines dem ersten Consul in Paris nach und ließ sich am 8. Oct. 1804 als Jakob I. zum Kaiser von Hayti krönen. Bei der Volkszählung, die er vornahm, fand sich, daß die Insel noch 400,000 Seelen zählte, 100,000 weniger als 1789. Der neue Kaiser machte sich durch würdeloses Benehmen, namentlich durch verrückte Sprünge und Tänze, eben so lächerlich, als er sich vorher durch seine Grausamkeit verhaßt gemacht hatte, und es kostete Petion, dem Mulatten, wenig Mühe, die Besatzung von Port au Prince gegen ihn zu empören. Als Dessalines unter die Aufrührer sprengte, stürzte er unter einem Säbelhieb zusammen, am 17. Oct. 1806.

Nach seinem Tode lieferten sich die Mulatten und Schwarzen eine blutige Schlacht, obgleich aber die Schwarzen unter Christoph siegten, so behaupteten sich doch die Mulatten unter Petion im Süden und Westen der Insel. Christoph regierte mild, nach Toussaints Beispiel, und ließ sich am 28. März 1811 unter dem Namen Heinrich I. zum König krönen, konnte aber auch jetzt noch Petions nicht Meister werden. Weil Napoleon da-

mals ſo viele Herzoge machte, äffte ihm Chriſtoph nach und ſchuf eine Feudalariſtokratie, der er den großen Güterbeſitz zutheilte.*) Er regierte bis 1820, als die Großen des Reichs ſich gegen ihn verſchworen und die Leibwache von ihm abfiel. Da gab er ſich heroiſch mit einem Piſtolenſchuſſe ſelbſt den Tod.

Petion war ſchon 1818 geſtorben, ſein Nachfolger im republikaniſchen Theil der Inſel aber, Präſident Boyer, wurde jetzt zum Oberhaupt der ganzen Inſel gewählt und regierte die „ſchwarze Republik“ mit vielem Verſtand. Es glückte ihm, 1825 von Frankreich die Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's zu erwirken, wofür die Inſel 150 Mill. Franken zahlen ſollte, die jedoch ſpäter auf 60 ermäßigt wurden. Mulatten- und Neger mordeten einander nicht mehr, die Weißen konnten wieder Handel treiben, obgleich ihnen geſetzlich der Erwerb von Grund und Boden verſagt war. Auf den alten Plantagen gediehen die Kaffee- und Baumwollenbäume auch ohne große Pflege fort. Allein man bemerkte doch, daß eine Menge alter Beſitzungen verödeten, daß keine neue Pflanzungen angelegt wurden, daß die Neger ſich der Faulheit ergaben und lieber nackt in den Wäldern lebten, als arbeiteten. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der Inſel machte allein möglich, daß Europäer dort noch Colonialwaaren kauften und dafür Induſtrieartikel brachten. Zu eigener Induſtrie erhoben ſich die Neger nicht, ſo wie auch ihre ganze Cultur nur eine Nachäffung der franzöſiſchen Formen blieb. Sie konnten nicht einmal das gute Regiment Boyer's ertragen, ſondern machten ihm das Leben ſchwer und als er im April 1842 das Repräſentantenhaus von der ihm allzu läſtigen Oppoſition ſäuberte, ſetzten ſie ihn ab.

Der Mulatte Herard trat an ſeine Stelle, wurde aber von den Negern geſtürzt, die ihren alten General Guerrier zum Prä-

*) Als man über ſeine Herzoge von Limonade und Marmelade ſpottete, antwortete er: ob denn die altfranzöſiſchen Herzoge von Poix (Pech) und Bouillon beſſer ſeyen?

ſidenten erhoben, ihn aber 1845 ſchon wieder verloren, da er ſich zu Tode ſoff. Eben ſo unfähig erwies ſich Pierrot, der vormalige Herzog von Marmelade, der Schwager Chriſtophs, den 1846 General Riche ablöste. Während der Haupttheil der Inſel dieſe Wechſel erlebte, riß ſich der vormals ſpaniſche Theil ſeit 1844 wieder los und bildeten hier die Mulatten wieder eine unabhängige Republik unter Ximenes, dann unter Baëz von der (Prieſterpartei), der aber bald durch Santanna verdrängt wurde. — Nach Riche's Tode 1847 kam Soulouque zur Präſidentſchaft, ein Neger, der ſich vom Bedienten bis zum General emporgeſchwungen hatte und ziemlich phantaſtiſch war. Obgleich ſehr häßlich un kahlköpfig hielt er ſich doch für den herrlichſten aller Männer und ritt täglich in einer mit Prunk überladenen Uniform aus, umringt von Muſikanten, welche ſpielen mußten. Sein Verſuch, die Republik der Dominicaner zu erobern, mißrieth ihm kläglich in der Schlacht bei Savana Numero, am 22. April 1849. Nichtsdeſtoweniger ließ er ſich am 29. Auguſt deſſelben Jahrs unter dem Namen Fauſtin I. zum Kaiſer ausrufen und äffte Napoleon nach, wie Chriſtoph.*) Die Krönung wurde mittelſt einer Krone von Goldpapier vollzogen, bevor die in Paris beſtellten rechten Reichskleinode anlangten. Sein ganzes Weſen war Prahlerei. Als er mit großem Lärmen 23,000 Schwarze nochmals gegen San Domingo führte, ließ er ſich von 400 Mulatten in die Flucht ſchlagen, bei Las Caboas, am 10. December 1856. Und weil er alles monopoliſiren wollte, hatte er ſich auch die Neger verfeindet. So erlag er am 10. Januar 1859 einem Heer von Aufwieglern, welche General Geffrard gegen ihn führte und dankte wenige Tage nachher ab. Das Kaiſerthum Hayti verwandelte ſich wieder in eine Republik

*) Louis Napoleon wurde deshalb als Präſident, der gern Kaiſer werden wollte, damals in unzähligen Karikaturen in der Figur des Soulouque perſifflirt.

und Geffrard wurde deren Präsident. Auch in der dominicanischen Republik wurde 1856 Satanna verdrängt durch Alfan.

So hat sich denn bis jetzt gezeigt, daß die freien Neger zu einem edeln sittlichen Aufschwung, höherer Bildung oder auch nur zum Erwerb durch angestrengten Fleiß unfähig sind. Sie leben friedlich und genügsam wie Kinder unter den verwilderten Kaffeebäumen, deren Früchte sie erndten, so lange dieselben ohne Pflege wachsen. So wie aber ihre Leidenschaften aufgeregt werden oder sie zu Rang und Ehren kommen, werden sie grausam wie Tiger oder lächerlich wie Affen. In ihrer Mehrheit sind sie nicht aufgestiegen zum Europäer, sondern wieder herabgesunken auf die frühere Stufe, welche sie in Afrika einnahmen.

Wichtiger noch als die jedenfalls isolirten Vorgänge auf Hayti, ist die große Sclavenfrage in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, kaum anders lösbar, als durch einen Aufstand der Schwarzen in noch viel größeren Umrissen, als der auf Hayti, oder durch einen Bürgerkrieg zwischen dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten. Vergebens hofften einige Enthusiasten, die Frage einfach durch Zurückversetzung der Schwarzen in ihre afrikanische Heimath zu lösen. Eine fromme amerikanische Abolitionistengesellschaft gründete 1823 auf der Westküste von Afrika die Colonie Liberia, indem sie in den Vereinigten Staaten schwarze Sclaven kaufte, für frei erklärte und nach Afrika hinüberschiffte. Diese zum Christenthum zur Bildung und Freiheit erzogenen Schwarzen sollten Propaganda machen im Innern Afrika's und dort nach und nach die schwarze Bevölkerung civilisiren. Man rechnet, daß seit der Gründung Liberia's etwa 10,000 Sclaven aus Amerika eingeführt wurden, denen sich etwa 200,000 Neger der Umgegend (am St. Paulflusse) unterordneten. Das ganze Etablissement wurde von Missionären geleitet, die nicht naturgemäß verfuhren, indem sie den leichten und muntern Afrikanern Spiel, Tanz und Gesang verboten und sie zu nordischen finstern Puritanern erziehen wollten, die aber selbst immer bald den bösartigen Fiebern dieser Küste unterlagen.

Schon 70 Miſſionäre fanden hier den Tod. Das Etabliſſement erhält ſich zwar noch, aber bereits haben die Kinder weißer Väter und ſchwarzer Mütter hier eine Mittelclaſſe gebildet, welche die gewöhnlichen Laſter der Mulatten offenbart, bei größerer Intelligenz die reine ſchwarze Bevölkerung tyranniſirt, Haus- und Feldſclaven hält, das arme Negervolk hier wieder eben ſo wie in Amerika mit der Peitſche behandelt und ſogar beſchuldigt wird, denſelben Sclavenhandel nach Amerika zu treiben, zu deſſen Vereitelung Liberia überhaupt geſtiftet worden iſt.

Zwar wetteiferte man im ganzen gebildeten Europa, indem daſſelbe für Rouſſeau und die Humanität ſchwärmte, die armen Neger aus ihrem Elend erlöſen zu wollen, und beſonders Wilberforce im engliſchen Parlament ſprach unermüdlich dafür, und in den Vereinigten Staaten machten ſich aus chriſtlichen Motiven die Abolitioniſten die Abſchaffung der Sclaverei zum Ziele; allein die ſteigende Nachfrage nach Colonialwaaren und das Intereſſe der Producenten und Händler vereitelte alle dieſe menſchenfreundlichen Bemühungen. Wollt ihr keine Sclaven mehr in Amerika ſehen, hieß es, ſo trinkt keinen Kaffee, braucht keinen Zucker mehr und kleidet euch nicht mehr in Baumwolle! Die Engländer erklärten ſich endlich nicht aus Menſchlichkeit, ſondern aus Intereſſe für Abſchaffung der Sclaverei. Weil nämlich die Plantagen Amerika's in den Händen der Nordamerikaner, Franzoſen, Spanier und Portugieſen waren und höchſtens auf Jamaika und einigen kleinen Inſeln den Engländern ſelbſt gehörten, England aber dieſelben Colonialwaaren aus ſeinen aſiatiſchen Beſitzungen zog, lag es in ſeinem Intereſſe, der Concurrenz in Amerika entgegenzuarbeiten und die amerikaniſchen Plantagen durch die Emancipation der Sclaven ihrer Arbeiter zu berauben, alſo zu ruiniren. Deshalb alliirte ſich nach dem großen Continentalkriege unter Napoleon England plötzlich mit den Humanitätspredigern und brachte wirklich nach und nach die Seemächte dahin, daß ſie ſich verpflichteten, alle Schiffe, auf denen ferner Sclaven aus Afrika gebracht würden, zu confisciren.

Auf Jamaika brach zwar 1832 ein Aufstand der Negersclaven aus, weil sie sich einbildeten, sie seyen von der Regierung des Mutterlandes schon für frei erklärt und ihre Herrn halten sie nur widerrechtlich zurück; allein dieser Aufruhr wurde bald unterdrückt. In den Gebirgen und Wäldern der Insel leben seit langer Zeit entlaufene Sclaven, die s. g. Maronneger, deren Unabhängigkeit die Regierung anerkannt hat und die sich dazu hergaben, alle aus den Plantagen entlaufenen Sclaven wieder auszuliefern. Wie denn die schwarze Race keine Idee von brüderlichem Zusammenhalten hat. Die Pflanzer auf Jamaika empfingen vom Staat 30 Mill. Pfund Sterling Entschädigung, ihr Wohlstand sank aber doch, als die faulen Neger nicht mehr arbeiten wollten.

England überwacht seitdem die Wege, auf denen der Sclavenhandel hauptsächlich getrieben wird. Seine kostspielige Flottille, welche beständig an der Westküste Afrika's kreuzte, um Sclavenschiffe aufzufangen, griff 1851 die Negerstadt Lagos an einer der Nigermündungen an, weil der König derselben, Cocioco, den Sclavenhandel nicht aufgeben wollte. Unbarmherzig wurde das Negervolk zusammengeschossen, als es sich aber innerhalb der Stadt tapfer wehrte, die Stadt in Brand gesteckt. Das sollte der benachbarten Stadt Abrokulo zu Gute kommen, in welcher sich die Reste der von Lagos und Dahomey aus zur Sklaverei gezwungenen oder ausgerotteten Negerstämme unter englischen Schutz geflüchtet hatten.

Wir verlassen nun Afrika, um der schwarzen Race weiter nach Osten nachzugehen. Schon unter Ludwig XV. wurde der Versuch einer französischen Niederlassung auf der Insel Madagaskar gemacht, aber immer wieder vereitelt durch das ungesunde Clima und durch den Widerstand der Eingebornen, zuletzt 1774 unter dem berühmten Grafen Benjowski.*) Auch die 1821 auf

*) Ein polnischer Patriot, von den Russen gefangen und nach Sibirien geschleppt, entkam von dort mit unerhörter Kühnheit, indem er sich mit andern Verschworenen eines Schiffs bemächtigte. Da er mit franzö-

der kleinen Insel St. Maria gegründete Niederlassung starb bald wieder aus. Damals unterwarf König Radama Manjaka die übrigen kleinen Fürsten der großen Insel, starb aber frühe 1828, und seine Wittwe Ranavalo behauptete sich auf dem Thron mit Hülfe ihres Geliebten, Rackelly, des Obergenerals. Im Jahre 1829 kam eine französische Flottille unter Capitain Gourbeyre, gründete das Fort Tintinque und schoß die Stadt Tamatawa zusammen, weil die Königin die Ansiedlung Fremder nicht dulden wollte, 11. October 1829, aber auch diese kostspielige Expedition hatte keinen Erfolg, denn nach der Julirevolution gab die französische Regierung das schwer zu behauptende Fort freiwillig wieder auf. Die Königin verbot auf's strengste die Zulassung von Fremden, auch der Missionäre. Alle Christen wurden hingerichtet. Die Standhaftigkeit dieser Martyrer rührte den 17jährigen Sohn der Königin so tief, daß er selber ein Christ wurde, was aber eine nur noch schrecklichere Christenverfolgung nach sich zog, 1849. Doch blieb noch immer eine lose Verbindung zwischen Madagaskar und der Insel Mauritius. Man erfuhr, die Königin sey milder gesinnt worden, England schickte Herrn Ellis ab und dieser wurde von der Königin in ihrer Hauptstadt Antananarivo freundlich empfangen. Allein die Freundschaft währte nicht lange. Im Mai 1845 wurden wieder alle Europäer von der Insel vertrieben. Eine englische Fregatte unter Sir Gomm und zwei französische Schiffe griffen sofort ein Fort der Königin an der Küste an, wurden aber zurückgetrieben. Später hörte man ausschließlich von französischen Umtrieben. Die Franzosen wollten um jeden Preis festen Fuß auf Madagaskar fassen, um eine Position in den indischen Meeren zu haben und die Engländer paralysiren zu können. Sie hatten sich wirklich wieder auf der Westseite

---

sischer Hülfe Madagaskar nicht behaupten konnte, versuchte er's mit englischer, landete noch einmal 1785, wurde aber gleich im ersten Gefecht von den schwarzen Einwohnern erschlagen.

Madagaskars in der Bai von Vavatonte angesiedelt, ihr Agent d'Arvoy aber wurde im December 1855 von den Eingebornen ermordet und die Niederlassung ausgeplündert. Dennoch müssen sich wieder Kaufleute und Missionäre eingefunden haben, denn im Nov. 1857 entdeckte die Königin Ranavalo eine Verschwörung, welche angeblich von französischen Missionären angezettelt war, und ließ abermals alle Fremden ermorden oder vertreiben und 2000 Eingeborne, welche sich schon zur katholischen Kirche bekannten, hinrichten.

Verfolgen wir die schwarze Race weiter über Afrika hinaus, so stoßen wir auf den meisten großen und kleinen Inseln Australiens auf die pechschwarzen und krausköpfigen Nigritier, als die Ureinwohner, denen jedoch in der Nähe Asiens die edlere Race der Malaien übergeordnet erscheint.

Der Welttheil Australien oder Oceanien hat zum Mittelpunct die große Insel Neuholland, welche seit 1606 von den Holländern entdeckt, 1644 diesen Namen empfing, aber erst 1788 durch Verbrecher, die man aus England dahin ausführte, colonisirt wurde (vgl. Theil I. S. 266). Vorher war das große weite und ebene Land nur von wenig zahlreichen und zerstreuten Schwarzen bewohnt gewesen, die noch tiefer stehend als die dummsten Neger Afrika's, ohne Religion und Staat dahinlebten, die häßlichsten Menschen der Erde, schwarz, mit thierischem Maul, dicken Bäuchen, dünnen Beinen ꝛc. Diesen Karikaturen der Barbarei gesellten sich nun die Auswürflinge der Cultur, der Abschaum Englands zu, todeswürdige Verbrecher, die man, um die Todesstrafe nicht zu sehr zu häufen, in den fernen Welttheil verbannt hatte.

Ein Fluch schien auf dieser neuen Schöpfung zu liegen. Die Engländer ergriffen von Neuholland unter dem neuen Namen Neu-Süd-Wales Besitz und gründeten die Stadt Sidney am östlichen Ufer; diese kleine Colonie kam aber gleich anfangs dem Hungertode nahe, da die Verbrecher den Boden noch nicht angebaut hatten. Nachher aber bemächtigten sich die Offiziere und Soldaten, welche

die Verbrecher überwachen sollten, der Regierungsgewalt, machten allen Waarenverkauf, zumal den der geistigen Getränke, zu ihrem Monopol und übten die sittenloseste Unzucht mit den Verbrecherinnen, obgleich man diese letztern nur zu ihrer sittlichen Besserung in die Colonien geschickt hatte, denn der Zweck war, die männlichen und weiblichen Verbrecher, wenn sie eine Zeitlang unter zweckmäßigen Arbeiten ihre Schuld gebüßt haben würden, mit einander zu verheirathen und als freie Ansiedler zu behandeln. Dieser Zweck wurde nun gänzlich verfehlt und die Lüderlichkeit in Sidney so allgemein, daß auch die folgenden Gouverneure sie nicht mehr bemeistern konnten. Als endlich 1800 Gouverneur Bligh das soldatische Monopol aufhob, wurde er von den empörten Soldaten überfallen und abgesetzt, Major Johnson aber bekam die Gewalt und blieb sogar straflos, weil das Colonialministerium es damals für zuträglich hielt. Dagegen empfing der neue Gouverneur Macquarie seit 1809 Vollmachten und Mittel, um die Colonie in blühenden Wohlstand zu versetzen. Damals schon waren die Nebenstädte Paramatta und Bathurst entstanden, hatte sich die Bevölkerung durch häufige Nachsendungen von Verbrechern und im Lande selbst vermehrt, und waren schon Entdeckungsreisen in's menschenleere Innere des Landes gemacht worden, hatte sich aber zu der Gefängniß- und Wachtstubenbrutalität der ersten Ansiedler auch schon eine zügellose Presse gesellt. Da man aber die langgestreckten Walden des Landes nicht blos für die Rindvieh-, sondern auch insbesondere für die Schafzucht zuträglich fand und die Mischung lang- und dickwolliger Schafe hier eine ganz vorzügliche Wolle erzeugte, so ließen sich seit 1821 auch in immer wachsender Zahl freie Ansiedler aus Europa in Neuholland nieder. Im Jahr 1829 wurde im Westen die Colonie am Schwanflusse (merkwürdig durch seine schwarzen Schwäne), 1836 Adelaide und 1839 Melbourne in Süd-, 1838 Victoria in Nord-Australien gegründet. Alle am Ufer oder in der Nähe desselben. Im Innern des Welttheils fand man außer einem Gebirge, dessen höchster Gipfel Mount Hotham nur 7500

Fuß hoch ist, nur eine ebene wasserleere Wüste, wahrscheinlich ehemaliger Meeresboden, unterbrochen von einigen grünen, von blätterlosen Casuarinen umbuschten und von Känguruh's durchhüpften Oasen.

Im Jahr 1851 fand der Colonist Hargreves in der Nähe von Victoria einen Goldklumpen und bald wurden derselben in den Victoria-diggings in solcher Menge entdeckt, daß alles dahin lief, um nach Gold zu graben, wie in Californien.*) Städte und Dörfer entleerten sich, die Hirten ließen Rinder und Schafe im Stich, die Matrosen liefen von den Schiffen. Aber die Goldgräber brauchten Nahrung, Kleidung und der Verkauf der Waaren, deren sie bedurften, wurde so ergiebig, wie das Goldgraben selbst. Bald kamen lange Züge aus Europa und selbst aus China nach, so daß man in der Provinz Victoria jetzt schon 50,000 Chinesen zählt. Das Gouvernement ließ sich das Recht, nach Gold zu graben, abkaufen, die fremden Gräber wollten 1855 diese „Licenz" nicht mehr bezahlen und empörten sich zu Bellarat, widersetzten sich auch dem Militair (am 5. Dec.) und verloren 21 Todte, mußten sich aber dann unterwerfen. Man bemerkte, daß der nordamerikanische Consul den Insurgentenführern ein Gastmahl gab. Auch wurde mit einer Unabhängigkeitserklärung gedroht, allein die Colonie kann sich aus eigenen Mitteln noch nicht halten, sie bedarf Englands noch. Erst wenn sie selbständig genug geworden ist, wird auch sie unfehlbar, gleich den Vereinigten Staaten von Nordamerika, sich losreißen. Denn alles in New-Süd-Wales neigt dem Yankeethum zu, die fabelhaft freche Presse, der Speculationsgeist, selbst das Sectenwesen, denn Methodisten und Baptisten tummeln sich dort nach Herzenslust. Die Goldgräberei ist noch in vollem Gange und zieht immer

*) In Californien ist das Gold aus den nahen Gebirgen durch Wasser ausgeschwemmt und liegt offen oder nicht tief zugedeckt. In Australien findet man es dagegen in der Ebene auf einer Thonschicht ruhend und mit andern Schichten überdeckt, so daß es hier als eine uralte Anschwemmung aus unbekannten Gebirgen erscheint.

mehr Colonisten herbei. Bis zum Jahre 1857 hatte man schon an 2 Mill. Unzen Gold gewonnen zum Werth von 8 Mill. Pfund Sterling. Der schwerste Goldklumpen, den man fand, wog 2217 Unzen. Die Städte hier vergrößern sich eben so rasch, wie in Nordamerika. Das kaum entstandene Adelaide zählt schon 10 Kirchen und ein Theater. Noch größer ist Melbourne. Auch viele Deutsche haben sich dort niedergelassen. Im Jahr 1860 wurden neue reiche Goldlager am Snowy River und Tumut entdeckt.

Oestlich von Neuholland liegt die kleine Insel Norfolk, wohin England seine schwersten Verbrecher bringen läßt, eine schauerliche Einsamkeit im Weltmeer.*)

Noch weiter entfernt in südöstlicher Richtung von Neuholland erstreckt sich die große Doppelinsel Neuseeland, voll hoher schöner Gebirge und fruchtbarer Thäler, bewohnt von den Maoris, einem Malaienstamm, der sich am nackten Leibe mit vielen bunten Zeichen tätowirt, kunstreiche Geräthe und Waffen verfertigt, und voll Energie und Tapferkeit ist, aber unter verschiedenen Häuptlingen stets uneinig sich unter einander bekämpft und jeden Feind, der in seine Hände fällt, auffrißt. Schon viele Schiffsmannschaften, die an der unwirthbaren Küste Neuseelands gestrandet, oder verrätherisch überfallen worden waren, haben dies Schicksal getheilt und die Insel war wegen ihrer cannibalischen Bevölkerung längst verrufen. Erst 1814 gelang es dem englischen Missionär Keedall, sich das Vertrauen des Häuptlings Schangi zu erwerben und auf der Insel zu bleiben. Man hat ihm vorgeworfen, daß er sich, um der Bekehrung Bahn zu brechen, schlechter Mittel bedient habe. Er verschaffte nämlich dem Häuptling Schießwaffen, mittelst deren er seinen Nebenbuhlern überlegen wurde und ganze

*) So unerträglich, daß die Verbrecher häufig unter sich selbst einen Mord begehen, nur um nach Sidney als Thäter zur Hinrichtung, oder als Zeugen zum Verhör gebracht zu werden, nur um nicht mehr die Luft von Norfolk zu athmen.

Stämme ausrottete, um die Alleinherrschaft zu erobern. Zwar fiel Schangi 1828 im Kampf gegen die zur Verzweiflung gebrachten Eingeborenen; aber auch die Sieger ließen sich von den Missionären Schießwaffen geben und verkauften ihnen dafür Land zu Ansiedlungen. Einzelne Missionäre erwarben sich 40—50,000 Acker Landes und trieben Handel damit an einwandernde Europäer. Missionär Oakes gewann dadurch in wenig Jahren 100,000 Guinen. Weil aber die Einwanderer selbst von den Missionären übervortheilt wurden, bildete sich eine eigene Neuseelands-Association in England und trat den Missionären entgegen. Beide Parteien überhäuften sich mit Vorwürfen. Die Missionäre klagten, die neuen Einwanderer verdürben die Sitten der neubekehrten Ureinwohner. Endlich mußten sich Regierung und Parlament darein legen, die Insel 1840 förmlich in Besitz nehmen und eine eigene Verwaltung einsetzen. Cap. William Hobson schloß am 5. Febr. mit allen Häuptlingen der Insel den Abtretungsvertrag und nahm am 21. Mai feierlich Besitz. Es kostete indeß noch Mühe, die Wilden zu beruhigen. Im Jahr 1846 mußte Gouverneur Grey noch zwei empörte Häuptlinge, Kawiti und Heki, unterwerfen. Man hörte nun bittere Klagen über die Unfähigkeit und Willkür der Gouverneure und über die Wuth, mit welcher sich die Staatskirchler und die Methodisten hier bekämpfen. Nach neuern Nachrichten sind von der früher viel zahlreichern Bevölkerung der Eingebornen noch 120,000 übrig, denen jedoch nur ein Zehntel des Bodens reservirt ist, während die auf beiden Inseln angesiedelten Engländer neun Zehntel ansprechen. Wegen Uebervortheilung und Mißhandlung durch die weißen Einwanderer haben sich die Maoris noch in neuester Zeit unter ihrem Häuptling Wirimu empört, der 1860 die von den Weißen abgeschickten Landesvermesser verächtlich durch alte Weiber verjagen ließ.

Unter den im stillen Ocean zerstreuten Inselgruppen sind die Gesellschafts- und die Sandwichsinseln die wichtigsten als Stationen auf dem weiten Wege zwischen Asien und Amerika und wegen

ihrer Bevölkerungen. Die größte der Gesellschaftsinseln, Otaheiti (oder Tahiti), wurde 1606 von einem spanischen Schiffe entdeckt, jedoch erst 1769 von dem englischen Cap. Cook besucht und genauer erforscht. Cook fand hier eine edle malaiische Race von kindlicher Naivetät und Liebenswürdigkeit, und da die Bekanntschaft mit ihnen in eine Zeit fiel, in welcher in Europa alles für die Rousseau'schen Ideale des Natürlichen empfindsam schwärmte, so wurde auch das paradiesische Leben der noch unverdorbenen Menschheit auf Otaheiti ein Lieblingsthema europäischer Enthusiasten und Dichter. Inzwischen hatten diese bevorzugten Naturkinder doch auch manche Unarten an sich und pflegten einen groben, zum Theil grausamen Götzendienst. Deshalb sorgte man alsbald von England aus für Missionäre, die das Inselvolk bekehren sollten. Aber die Orthodoxie und Scholastik der englischen Staatskirche paßte so wenig wie die europäische Civilisation und Arbeit zu dem fröhlichen Leichtsinne des nackten, unter Palmen und Brodfruchtbäumen an einen seligen Müßiggang gewohnten Naturkinder. Daher die Bekehrung keine freiwillige war, sondern mit Strömen von Blut erzwungen werden mußte. Schon 1797 erschienen die ersten Missionäre, schmeichelten sich beim König Pomare I. ein, indem sie ihm Schießwaffen verschafften, durch die er seine Gewaltherrschaft über die Inseln befestigen konnte. Er übte die furchtbarste Tyrannei, dasselbe that sein Sohn und Nachfolger Pomare II. Dieser blieb, wie sein Vater, auch noch Heide und brachte Menschenopfer. Erst als das verzweifelnde Volk sich gegen ihn empörte und es ihm nur durch den Beistand der Missionäre 1815 gelang, den Sieg zu erfechten, bekannte er sich zur englischen Kirche, blieb aber ein Wütherich und Schwelger und starb schon 1821. Für seinen kleinen Sohn regierte der Missionär Nott (früher Maurergeselle), und als das Kind starb, für dessen Mutter, die Königin Pomare, eine Riesin von Körper und gutwillig, aber bloße Puppe der Missionäre. Diese letztern rotteten alle Heiden und Rückfällige unter Eingebornen mit Feuer und Schwert aus. Bei Todes-

ſtrafe mußten ſie die Kirche beſuchen und man prügelte ſie zum Gebet. Unter der Maske der Scheinheiligkeit aber blieben die armen Menſchen ſinnliche Naturkinder nach wie vor. Als es zwei katholiſche Miſſionäre, Caret und Laval, wagten, ſich auf Otaheiti niederzulaſſen und bei dem Volke Beifall fanden, vertrieb ſie Pritchard, der allmächtige Miſſionär und Regent der Inſel. Weil ſie aber franzöſiſche Bürger waren und Ludwig Philipp damals gern mit ſeinem Anſehen prahlte, ſchickte er eine Flottille unter Dupetit-Thouars nach Tahiti und ertrotzte Gleichſtellung der Franzoſen mit allen andern Nationen auf Tahiti, 1838. Kaum aber war er fort, ſo brach Pritchard den Vertrag und die franzöſiſche Flottille mußte 1841 noch einmal kommen. Pritchard floh mit der Königin und erregte einen Aufſtand gegen die Franzoſen, den dieſe jedoch bald niederſchlugen. Pritchard wurde nun von der Inſel fortgejagt und die Franzoſen blieben Meiſter. Aber auch nicht zum Heile der armen Eingebornen, denn an die Stelle des puritaniſchen Rigorismus trat jetzt eine coloſſale Liederlichkeit. Wie gern auch die Otaheitier jene los wurden, ſo war ihnen doch die Brutalität, mit der franzöſiſche Soldaten und Matroſen ihnen die Weiber und Mädchen wegnahmen, zu viel und es kam deshalb zu blutigen Gefechten. Dupetit-Thouars hatte förmlich im Namen Frankreichs von den ſämmtlichen Geſellſchaftsinſeln Beſitz genommen. Dagegen proteſtirte nun England und Ludwig Philipp beeilte ſich, ſeinen Admiral zu desavouiren, indem er erklärte, derſelbe habe gegen die Inſtruction gehandelt, Frankreich übernehme nur ein Protectorat über die Inſeln, laſſe aber der Königin Pomare ihre Souverainetät, in dem gleichen Verhältniß, in welchem England zu den Sandwichsinſeln ſtand. Pritchard bekam außerdem noch von Frankreich eine Entſchädigung. England war damit zufrieden und der Zorn der Oppoſition in der Kammer zu Paris verhallte.

Außer den Franzoſen, die auf Otaheiti blieben, befanden ſich andere ſchon ſeit 1842 auf den benachbarten Marqueſas-Inſeln, welche Dupetit-Thouars in Beſitz genommen hatte; desgleichen in

Neucaledonien, nördlich von Neuſeeland. Die Franzoſen, obgleich minder mächtig zur See, als England, wollten doch immer dabei ſeyn.

Die Sandwichsinſeln, weiter nördlich im ſtillen Ozean, bilden die Mittelſtation zwiſchen den Vereinigten Staaten und China. Aus der größten Inſel Owaihi ragt der hohe Vulcan Munaroa hervor. Als die Inſeln 1778 von Cook beſucht wurden, zählten ſie 400,000 Malaien, denen von Otaheiti ähnlich, aber noch kriegeriſcher und wilder; als er im folgenden Jahre wieder zu ihnen kam, erſchlugen ſie ihn. Damals hatten die Sandwichsinſeln noch verſchiedene Häuptlinge unter der Oberhoheit des Häuptlings von Owaihi, Kai-Ikoe-Uli. Als dieſer ſich aber durch Grauſamkeit verhaßt machte, erſchlug ihn 1781 ſein Neffe Tamramra I. und bediente ſich der Engländer, die ihm Schießwaffen verſchafften, um alle übrigen Häuptlinge zu unterwerfen. Er regierte bis 1819 im beſten Einverſtändniß mit den engliſchen Schiffen, die ſich bei ihm mit Proviant und Waſſer verſorgten und von denen er nicht blos Schießwaffen, ſondern auch Miſſionäre, Handwerker und andere Boten der Civiliſation empfing. Sein Nachfolger Tamramra II. wurde Chriſt und beſuchte London, ſtarb aber daſelbſt, worauf ihm ſein noch ſehr junger Sohn Tamramra III. (man findet dieſe Könige auch Kamrhamrha geſchrieben) folgte, für den die engliſchen Miſſionäre regierten. Auch hier, wie auf Otaheiti, wurde der finſtere Puritanismus Altenglands einem fröhlichen Naturvolk aufgedrungen, welches keinen Sinn dafür hatte, daher ſeine alte heidniſche Sinnlichkeit hinter kirchlicher Heuchelei verſteckte. Katholiſche Miſſionäre fanden, hier wie überall bei einfachen Urvölkern, williges Gehör. Als die erſten franzöſiſchen Miſſionäre hier landeten und großen Anhang fanden, ſetzten die Engländer durch, daß ſie vertrieben wurden, 1839. Allein eine franzöſiſche Fregatte unter Cap. Laplace erklärte das für eine Beleidigung und erzwang nicht nur deren Rückkehr auf die Inſel, ſondern auch eine Caution, daß ihnen ferner nichts zu Leide geſchehen werde. Um die Franzoſen zu ſtrafen und

ihnen bei einem etwaigen Besatzungsversuch zuvorzukommen, benutzte England einen Streit und eine Entschädigungsforderung, um durch Cap. Paulett den König der Sandwichsinseln zur Unterwerfung unter England zu zwingen, 1843. Allein diese Unterwerfung war nicht als Unterthänigkeitsverband zu verstehen, denn das würden die Vereinigten Staaten nicht geduldet haben. Weil die nordamerikanischen Schiffe auf ihrem Wege nach China immer auf den Sandwichsinseln anhielten, ließen sich auf diesen letzteren nach und nach auch viele amerikanische Bürger nieder, gesellten sich auch amerikanische Missionäre zu den englischen und französischen und wurde nach und nach ein solches Uebergewicht der Yankees fühlbar, daß nicht nur der Amerikaner Allen Finanzminister wurde und dem König der Sandwichsinseln ein förmliches Parlament zur Seite trat, sondern daß der König sich auch schon gezwungen sah, den Congreß in Washington zu ersuchen, er möge die Inseln als Staat unter die Vereinigten Staaten aufnehmen, 1854. Allein auch daraus wurde nichts, so wenig, wie aus dem englischen Besitzrecht. Die Interessen Englands, der V. Staaten und Frankreichs hielten sich die Waage. Alle diese Seemächte bedurften des Hafens von Owaihi für ihren ozeanischen Handel. Alle vereinigten sich daher, die Sandwichsinseln zu neutralisiren und Tamramra III. proklamirte 1855 die ewige Neutralität seiner Inseln.

Auf den zu Spanien gehörigen Philippinischen Inseln brach 1841 ein Aufruhr der malaischen Einwohner aus, die eine schwärmerische Secte unter dem Namen der Josephsbrüder gebildet hatten, und einen ihrer Landsleute, Namens Apolinario, als Heiligen verehrten, daher sich den Geboten der Kirche wie des Staats nicht mehr unterwerfen wollten, als man ihr größtes Heiligthum, ein St. Josephsbild, verbrannt hatte.

Sonst hat sich von irgend welthistorischer Bedeutung in Ozeanien nichts ereignet. Sehr interessant aber ist die Entdeckung, welche der englische Cap. Roß (der auch die Nordpolargegenden er-

forſchte) am Südpol machte. Indem er nämlich bis zu dieſem vorzudringen ſuchte, es aber des ewigen Eiſes wegen nicht vermochte, entdeckte er 1841 im 70. Grad ſüdlicher Breite und 172. öſtlicher Länge ein ausgedehntes Feſtland, welches er zu Ehren ſeiner Königin das Victorialand nannte, mit einem 12,400 Fuß hohen Vulcan und einem erloſchenen Krater nicht weit davon. Beide nannte er nach ſeinen zwei Schiffen, den erſten Erebus, den zweiten Terror.

Neuntes Buch.

Das germaniſche Amerika.

Während Europa ſich in den Revolutionskriegen zerfleiſchte, genoß die junge Republik der Anglo-Amerikaner eine lange und gedeihliche Ruhe, die ihr eine um ſo raſchere Entwicklung gewährte, als ihr durch die Auswanderungen aus dem tieferſchütterten Europa immer neue Kräfte zuwuchſen.

Der berühmte General Waſhington hatte nach der neuen Conſtitution von 1789 als erſter Präſident die Regierung der Vereinigten Staaten auf vier Jahre übernommen und wurde auch wieder für die nächſten vier Jahre gewählt. Die tiefe Ruhe des Lebens wurde damals nur durch einen Indianerkrieg unterbrochen. Die Wilden ſahen mit immer größerer Sorge und Entrüſtung, wie ſich die weißen Einwanderer gegen Weſten verbreiteten. Michikiniqua (die kleine Schildkröte), ein Häuptling der Miamis, bewog die benachbarten Chippewais, Delawaren, Ottowas ꝛc. zu einer gewaltigen Erhebung gegen die Weißen, ſchlug zuerſt den General Harmar, der mit 1400 Mann gegen ihn auszog, mit großem Verluſt zurück, überfiel dann bei Nacht die 2000 Mann des Generals St. Clair und vertilgte ſie bis auf 500 Mann. Ehe aber der Congreß neue und ſtärkere Rüſtungen machte, leitete Waſhington

mit großer Weisheit Unterhandlungen ein und bediente sich dabei der ihm schon früher befreundeten „sechs Nationen" (Irokesen, Huronen ꝛc.), welche weiter nördlich an den großen Seen wohnten. Durch deren Vermittlung wurde die kleine Schildkröte zum Frieden gebracht, 1791. Angereizt durch die Engländer fing sie nachher wieder Händel mit der Republik an, wurde jedoch vom General Mayne geschlagen und von den Engländern treulos im Stich gelassen, worauf der Frieden lange nicht mehr gestört wurde, 1794.

Mit derselben Weisheit, mit der er die Indianer zu beruhigen suchte, behandelte Washington auch die Engländer. Er bewilligte denselben 600,000 Pfund Sterling Entschädigung für einige kleine Abtretungen an der Grenze und ließ sich durch keine Lockungen Frankreichs bewegen, nach dem Ausbruch der französischen Revolution gegen England mitzukämpfen, 1795. Der Frieden mit England schien ihm sowohl der englischen Stammverwandtschaft wegen, als auch wegen ihres beiderseitigen Interesses das Nobelste und Solideste zu seyn, er setzte ihn daher trotz aller Anfechtungen durch und verschmähte die Verbrüderung der honnetten amerikanischen Republik mit dem malhonnetten Sansculottismus an der Seine.

Als Washington verfassungsmäßig im Jahr 1796 abtrat, folgte ihm als Präsident John Adams, als Vicepräsident Thomas Jefferson. Unter diesen beiden Männern bildeten sich zwei politische Parteien aus, die föderalistische, welche nach den Ideen Washingtons die natürlichen Interessen und historischen Rechte der Provinzen und Classen aufrecht erhalten wollte, und die demokratische, welche unbedingte Freiheit und Gleichheit, die Nivellirung aller Provinzen und Classen verlangte. Die erstere, mehr englische und aristokratische hatte Adams, die andere, mehr französische und kosmopolitische, hatte Jefferson zum Führer. Adams kam bald in Conflict mit Frankreich, dessen Directorialregierung die Unverschämtheit hatte, keinen amerikanischen Gesandten in Paris aufnehmen zu wollen, außer Amerika bewillige zuvor alle fran-

zöſiſchen Forderungen und zahle noch insbeſondere dem habgierigen Talleyrand eine bedeutende Summe. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß Adams ſolche Zumuthungen mit Verachtung zurückwies, und daß die Demokraten in Amerika ſelbſt ſich ihrer Brüder in Frankreich ſchämten. Man rüſtete zum Kriege und ganz Amerika wiederhallte von Jubel, als Truxton, Befehlshaber einer amerikaniſchen Fregatte, die franzöſiſche Fregatte l'Inſurgente nach heißem Kampfe eroberte. Das geſchah kurz vor dem 18. Brumaire. Der erſte Conſul aber machte augenblicklich dieſe, wie viele andere Thorheiten des Directoriums wieder gut, ſchloß ſchon 1800 mit den V. Staaten Frieden und ließ das Andenken Waſhingtons, der 1799 ſtarb, in Paris feiern. Um dieſe Zeit war die nach ihm benannte Stadt Waſhington zu bauen angefangen worden, wohin der Präſident und Congreß von Philadelphia aus überſiedelten. Die Stadt ſollte Hauptſtadt der Republik werden und war überaus großartig angelegt, bietet aber heute noch nur leere Räume dar. — Napoleon ging in ſeiner Freundlichkeit gegen die V. Staaten noch weiter, indem er ihnen 1802 das ganze große franzöſiſche Louiſiana um 15 Mill. Dollars verkaufte.

Adams aber machte ſich unpopulär durch ein Fremden- und durch ein Aufruhrgeſetz, durch die er ſich ermächtigen ließ, jeden ihm gefährlich ſcheinenden Ausländer zu verbannen und die freie Preſſe in Schranken zu halten. Im Jahr 1801 wurde daher Jefferſon an ſeine Stelle gewählt und die Demokraten erhielten die Oberhand. In dieſe Periode fällt das merkwürdige Unternehmen einer kleinen amerikaniſchen Flottille gegen Tripolis, um die dortigen Seeräuber zu züchtigen, 1803. Eine amerikaniſche Fregatte gerieth im Hafen auf den Strand, wurde aber durch Lieutenant Decatur wiedererobert und in Brand geſteckt, damit ſie wenigſtens dem Feinde nicht bliebe. Der Bey von Tripolis mußte ſich demüthigen und 60,000 Dollars Entſchädigung zahlen. — In Folge des unverſöhnlichen Kampfes zwiſchen Napoleon und England wegen der Continentalſperre hatten beide Staaten den Handel der Amerikaner

ſchwer beläſtigt. Madiſon, Jefferſons Nachfolger, erließ daher ein Nichtverkehrsgeſetz, welches allen Handel der Amerikaner ſowohl mit England, als Frankreich unterſagte, bis jene Staaten ihre ſtrengen Maßregeln würden zurückgenommen haben. Napoleon war ſo klug, es 1810 zu thun.

Der Noth und Verarmung in Europa entflohen damals viele Menſchen nach den V. Staaten, welche im Jahr 1789 kaum etwas mehr als drei Millionen Seelen gezählt hatten, jetzt aber durch Louiſiana und durch die ſtarke Einwanderung aus Europa vermehrt, im Jahr 1810 bereits über 7 Mill. Seelen zählten und fünf neue Staaten Nordcarolina, Vermont, Kentucky, Tenneſſee, Ohio bildeten.

Durch die Ausbreitung der Weißen im Inneren des Landes wurden aber die Wilden abermals tief aufgeregt. Ein Häuptling der Schawaneſen, Tecumſeh, und ſein Zwillingsbruder Elskwatawa leiteten einen Bund aller Indianer ein, nicht ohne Zuthun engliſcher Agenten von Canada aus. Allein die Regierung war wachſam und ließ durch Oberſt Harriſon mitten im Frieden den erſten Schlag thun, um die Wilden zu überraſchen und ihre Verbindung im Keime zu erſticken. Bei Tippecanoe von Harriſon überfallen, erlitten ſie großen Verluſt und blieben ſeitdem ruhig, 1810. Jetzt erſt entſchloß ſich Madiſon, auch gegen England ſelbſt kräftige Maßregeln zu ergreifen. Die Engländer hatten der Amerikaner Geduld erſchöpft, amerikaniſche Matroſen gepreßt, amerikaniſche Schiffe durchſucht und nach und nach 900 derſelben, weil ſie für fremde Rechnung Handel trieben, confiscirt. Da nun keine Genugthuung und Abſtellung des Uebels erfolgte, rüſtete Amerika und erklärte 1812 an England den Krieg. So ſehr aber erſchien der alten föderaliſtiſchen Partei jeder Krieg mit dem engliſchen Mutterlande verderblich, daß ſie gegen die Kriegserklärung, obwohl vergeblich, proteſtirte.

General Hull ſollte mit einer kleinen amerikaniſchen Armee den Krieg durch Eroberung Canada's eröffnen, war aber unfähig,

machte, nachdem er kaum vorgedrungen war, einen schmähligen Rückzug und übergab Detroit, weshalb er entsetzt und zum Tode verurtheilt, vom Präsidenten aber begnadigt wurde. Die Engländer drangen vor, schlugen die Amerikaner unter General Rensselaer und nahmen ihn gefangen, während zugleich die Wilden aufstanden und das Fort Harrison belagerten. Dagegen siegten die Amerikaner zur See und nahmen mit ihren wenigen Kriegsschiffen mehrere englische Fregatten im Einzelkampf weg, während ihre Kaper eine große Menge (250) englische Kauffarteischiffe selbst im Angesicht englischer Häfen, auftrieben, 1812. Im Beginn des folgenden Jahres erlitten die Amerikaner zu Lande noch eine Niederlage bei Frenchtown, errangen aber unter General Clay neue Vortheile, da sich die „sechs Nationen" mit ihnen verbanden und sie die kleine Flottille auf dem Eriesee benutzen konnten. Zwar stand Tecumseh mit seinen Verbündeten den Engländern bei, fiel aber in einem Kampfe gegen Oberst Johnson, während die Engländer selbst unter General Proctor von Harrison geschlagen wurden. Einen besonderen Kampf hatte der amerikanische General Jackson mit den wilden Creeks zu bestehen, welche schon im Herbst 1812 das Fort Mims überfallen und an 300 Menschen jedes Alters und Geschlechts ermordet hatten. Jackson schlug sie im Laufe des Jahres 1813 und tödtete viele ihrer Krieger. Inzwischen erlitten die Amerikaner zur See einige Verluste.

Im Jahre 1814, als der große Krieg in Europa eben durch den ersten Pariser Frieden beendigt worden war, schickte England 14,000 Mann von Wellingtons berühmter Armee. Die ersten 3000 Mann unter General Riall kamen in Canada an, verstärkten sich hier auf 5000 und lieferten den Amerikanern, welche General Scott befehligte, nahe am großen Wasserfall des Niagara eine blutige Schlacht, in der auf jeder Seite 8—900 Mann fielen und das Geschrei der Verwundeten vom Brausen des Stromes übertönt wurde. Auch Scott war unter den Todten. Die Amerikaner hatten gesiegt, waren aber so geschwächt, daß sie das

Schlachtfeld räumten. — Nun erſchien aber das Gros der engliſchen Armee unter General Roß, landete in der Nähe von Washington, vertrieb die ſchwachen Milizen, rückte in die neue Stadt ein und ſteckte ſie in Brand, insbeſondere alle öffentlichen Gebäude, den Senatspalaſt, das Arſenal, ſogar die ſchöne Bibliothek, ein Vandalismus, der den tiefen Haß der Engländer gegen ihre abtrünnigen Brüder beurkundete. Ein furchtbares Gewitter vermehrte die Schrecken dieſes nächtlichen Brandes. Roß zog ſich dann wieder zurück und griff Baltimore an, kam jedoch in einem kleinen Gefecht um, und das engliſche Heer wich auch hier wieder zurück. Dagegen beſetzten engliſche Truppen die Küſte von Maine und von Canada aus rückte General Provoſt mit friſchen Truppen vor, wurde jedoch durch den amerikaniſchen General Macdonough zu Waſſer und zu Lande mit großer Geſchicklichkeit zurückmanoeuvrirt.

Hierauf dachten die Engländer auf ein großes Unternehmen gegen Louiſiana, dem weiten Lande, in welchem die Angloamerikaner noch nicht recht feſten Fuß gefaßt hatten. Die Mündungen des Miſſiſippi in der Nähe der Hauptſtadt New-Orleans waren von Seeräubern unſicher gemacht, deren Hauptmann Lafitte von den Engländern eingeladen wurde, ihnen gegen gute Belohnung New-Orleans erobern zu helfen. Lafitte jedoch war, obgleich ein Räuber, doch ein guter Patriot, entdeckte den ganzen Handel ſogleich dem General Jackſon und bot ſeine Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes an. Jackſon eilte ſofort, New-Orleans in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Als nun die Engländer unter Lord Cochrane mit 13 Linienſchiffen und einer Landungsarmee von 1000 Mann in den Miſſiſippi einfuhren, im Sept. 1814, war ſchon alles zu ihrem Empfange bereit. Jackſon hatte eine lange Bruſtwehr von Baumwollballen aufwerfen laſſen, hinter der er ſeine Schützen verſteckt hielt, und ſo gute Poſitionen gewählt, daß die Engländer nicht ungeſtraft der Stadt nahe kommen konnten. General Packenham, der die engliſche Armee commandirte, wartete daher noch weitere

4000 Mann Verstärkungen ab. Unterdeß hatte auch Jackson sich bis auf 6000 Mann verstärken können. Am 7. Jan. 1815 machte nun Packenham einen allgemeinen Angriff auf die amerikanischen Linien, wurde aber von einem so mörderischen Schützenfeuer empfangen, daß nach drei vergeblichen Versuchen, die Schanzen zu erstürmen, 2600 Engländer, unter ihnen Packenham selbst und mit ihm die Generale Kean und Gibbs todt dahingestreckt lagen und der Rest unter General Lambert zurückwich. Die Amerikaner zählten ihrerseits nur 6 Todte.

Unterdeß war schon am 24. December 1814 zu Gent der Frieden zwischen England und den V. Staaten unter Vermittlung der Großmächte abgeschlossen worden. Die Nachricht davon machte den Feindseligkeiten ein Ende. Aber noch 1815 segelte eine amerikanische Flotte vor Algier und zwang den Dey zu einer Genugthuung wegen Seeräuberei. Die Marine der V. Staaten hatte in den letzten Jahren keine bedeutende Seeschlacht bestanden, sich aber allgemeine Achtung erworben.

In den folgenden Friedensjahren unter dem Präsidenten Monroe erweiterte sich das Gebiet der V. Staaten durch das Zurückweichen vieler Indianerstämme, welche ihre Sitze in der Nähe der Weißen sich abkaufen ließen und nach Westen zogen, und durch Civilisirung derer, welche sich der Regierung unterwarfen. Ferner durch fortgesetzte Einwanderungen aus Europa und Gründung der neuen Staaten: Indiana (1816), Mississippi (1817), (Illinois 1818), Florida, durch Kauf von Spanien erworben (1819), Maine (1820), Missouri (1822), Alabama (1826). Im Jahre 1820 zählten die V. Staaten schon 9,600,000 Seelen.

Mitten im Frieden und Gedeihen traten aber damals zuerst die Gegensätze innerhalb der Union schärfer hervor. Die alte föderalistische oder aristokratische Partei hatte hauptsächlich ihre Stärke im Süden, wo der große Güter- und Sclavenbesitz heimisch ist, die unionistische und demokratische Partei dagegen im Norden, wo es nur kleinere Besitzer, aber in desto größerer Zahl, und keine

Sclaven gab. Der eingewanderte Bürger und Bauer, der sich redlich von seiner Hände Arbeit nährte, stolz auf seine Freiheit war und eine religiöse Achtung vor der Freiheit überhaupt hegte, die vom Christenthum wie von der Menschenwürde unzertrennlich sey, haßte die Sclaverei grundsätzlich, verbot sie in einigen nördlichen Staaten ausdrücklich und bildete Antisclaverei-Gesellschaften. Schon 1823 wurden eine Menge schwarzer Sclaven in den V. Staaten losgekauft und nach Afrika zurückgeschickt, um in der Colonie Liberia als freie Republikaner zu leben. Aber nicht blos in der Sclavenfrage allein begann die Demokratie des Nordens der Aristokratie des Südens schroff entgegenzutreten. Quincy Adams, Präsident von 1825, regierte auffallend aristokratisch, weshalb ihm 1829 der demokratische General Jackson zum Nachfolger gesetzt wurde. Nun stritten Süden und Norden immer heftiger. Der Norden verlangte Abschaffung der Sclaverei und hohe Schutzzölle zum Vortheil der nur in den nördlichen Provinzen gepflegten Industrie, der Süden aber protestirte dagegen und verschaffte sich durch die Nationalbank das Monopol im Geldverkehr, weshalb Jackson die Bank aufhob. Dies führte eine erste, bald vorübergehende Handelscrisisherbei.

Ein neuer Indianerkrieg 1832 wurde durch gütlichen Vertrag beendigt und viele Wilde verkauften wieder ihren Grund und Boden und zogen weiter westwärts. Andere wurden arglistig trunken gemacht und dann verleitet, ähnliche Verträge zu unterzeichnen. Die Seminolen in Florida beschwerten sich, ein falscher Vertrag sey ihnen untergeschoben. Jackson schickte den brutalen General Thomson gegen sie, der ihren Häuptling Osceola bei einer friedlichen Besprechung treulos gefangen nahm, dafür aber bei einem Gastmahl mit allen seinen Gefährten überfallen und erschossen wurde. Nach langem Kampf gelang es erst dem General Jesup, Osceola nochmals auf treulose Weise gefangen zu nehmen. Der Unglückliche wurde im Kerker ermordet, 1837. Auch die empörten Creeks wurden damals von General Scott unterworfen

und 1839 ein Vertrag abgeſchloſſen, in Folge deſſen zahlreiche Indianer ihr bisheriges Land den Yankee's verkauften und nach Weſten wanderten, auch ſolche, die ſchon zum Chriſtenthum bekehrt und einigermaßen civiliſirt waren. Der Yankee wollte alle Rothhäute vertreiben oder ausrotten und das Land allein für ſich haben. Die fortgewanderten Stämme mußten nun wieder ihrerſeits die Stämme im Weſten, auf welche ſie ſtießen, ausrotten, um ſich in Beſitz ihres Landes zu ſetzen, und der Yankee ſah ſchadenfroh zu, wie die Rothhäute ſich maſſenhaft ſelber vertilgten.

Wo ſich immer die Wilden und die Weißen berührten, ſchadeten ſie einander. Die Wilden konnten ſich an Arbeit nicht gewöhnen. Je mehr ihnen das Jagdgebiet durch die Einwanderung eingeſchränkt wurde, um ſo lieber legten ſie ſich darauf, den Weißen ihre Pferde und Rinder zu ſtehlen. Die Weißen aber beuteten ihre Einfalt und Treuherzigkeit aus und übervortheilten ſie im Handel.*)

Mittlerweile folgten aus Europa immer neue zahlreiche Einwanderungen, weil die Bevölkerungen, namentlich in Irland und Deutſchland, mit ihren Regierungen unzufrieden waren und Noth litten. So war die Einwohnerzahl der V. Staaten im Jahre 1840 bereits bis auf 17 Millionen angewachſen. Als neue Staaten traten in die Union Wisconſin 1835, Arkanſas und Michigan 1836. Im nächſten Jahre 1837 wurde van Buren Präſident und folgte der Politik Jackſons. Als der nächſte Präſident Harriſon frühe ſtarb, trat 1841 der Vicepräſident Tyler für ihn ein.

Um dieſe Zeit wurde die Sclavenfrage immer wichtiger. England verlangte im Intereſſe der Humanität allgemeine Abſchaffung der Sclaverei und Tyler ließ durch den einſichtsvollen Staatsſecretair Webſter mit England 1842 einen Vertrag abſchließen,

*) Ein Yankee kaufte einem Indianer in Florida Thierfelle ab, trat aber hierbei auf die Wagſchale, die das Gewicht trug, ſo daß die andre, welche die Felle trug, nicht ſank. Geduldig legte der Wilde immer mehr Felle zu, bis er den Betrug merkte. Da ergriff er ſeine Streitaxt und ſchlug dem Yankee den Fuß ab. Nun ſank die Schale mit den Fellen.

in Folge deſſen er den Sclavenhandel unterſagte und inſofern auf die philanthropiſche Idee der Engländer einging, ohne daß die in den Einzelſtaaten der Union einmal beſtehende Sclaverei alterirt worden wäre. Indeſſen konnte er nicht umhin, England darauf aufmerkſam zu machen, daß der Sclavenhandel zwiſchen Afrika und Amerika großentheils durch Engländer ſelbſt „unter amerikaniſcher Flagge“ getrieben werde.

Im Jahre 1845 wurde Polk Präſident. Damals fanden es die V. Staaten für nöthig, ſich des Rechts auf das ganze weite Weſtgebiet Nordamerika's bis zum ſtillen Ocean zu verſichern. Dieſes ſ. g. Oregon-Gebiet war bisher von Europäern unbewohnt und der Beſitz deſſelben zwiſchen den V. Staaten und England unentſchieden geweſen. Von welchem Belang es nun auch war, für künftige Coloniſten ſich im Voraus einen Rechtstitel auf jene ausgedehnten Landſtrecken zu erwerben, ſo war doch damals die Coloniſation noch viel zu wenig vorgeſchritten, als daß es einer raſchen Entſcheidung der Frage bedurft hätte, aber die Sclavenfrage wirkte ein. Die Coloniſirung des Weſtens konnte nur den nördlichen, ſclavenloſen Staaten, den Demokraten und kleinen Beſitzern, zu Gute kommen; durch die Erwerbung des Oregongebiets drohte daher der Norden der Union ein geographiſches und numeriſches Uebergewicht zu erlangen, dem der Süden bald nicht mehr gewachſen ſeyn würde. Daher das eifrige Streben des Südens, ſich in dem Maaße ſüdwärts auszudehnen, wie der Norden weſtwärts. Daher die Unterwühlung und Bearbeitung der großen mexikaniſchen Grenzprovinz Texas im Südweſten von Louiſiana, um ſie der Union einzuverleiben und dadurch die Stimmenzahl der Sclavenſtaaten zu vermehren. Die Oregonfrage wurde zu Gunſten der V. Staaten entſchieden, da die Engländer ſich hüteten, mit den V. Staaten in Krieg zu gerathen, und ihnen freiwillig alles Gebiet ſüdlich von Neu-Georgien und den Columbiafluß am ſtillen Ocean überließen. Die Texasfrage endete eben ſo entſchieden günſtig für die V. Staaten. In Texas hatten ſich

unter der dünnen ſpaniſchen Bevölkerung ſchon viele Yankees niedergelaſſen, welche 1836 ohne Umſtände die mexikaniſchen Behörden vertrieben, Texas als Freiſtaat proclamirten und Anſchluß an die V. Staaten forderten. Santa Anna wollte ſie bezwingen, wurde aber bei Jacinto von den Texanern unter General Houſton geſchlagen und gefangen. Spätere Verſuche, Texas Mexiko zu unterwerfen, mißlangen ebenſo, und am 28. Februar 1845 ging die Bill, welche Texas den V. Staaten einverleibte, durch den Senat in Washington. England gab ſich alle Mühe, die Vereinigung zu hintertreiben, und ſuchte durch ſeine Einſprache durchzuſetzen, daß Texas zwar von Mexiko unabhängig, aber keine Provinz der V. Staaten würde. Mexiko ſelbſt, im Gefühle ſeiner Schwäche, ging auf dieſen Plan ein. Auch der Präſident der Provinzialregierung von Texas, Jones (ſchon ein engliſcher und kein ſpaniſcher Name) war für den Plan der Unabhängigkeit, er wurde aber überſtimmt und ſchon am 19. Juni erklärte der Congreß von Texas, ſtatt der Unabhängigkeit nachzutrachten, beim Anſchluß an die V. Staaten bleiben zu wollen. Mexiko proteſtirte unter heftigen Drohungen, aber am 29. December beſiegelte Volk die Einverleibung von Texas in die Union, nachdem der Congreß von Washington ſie in beiden Häuſern angenommen hatte.

Andererſeits hörte man die kläglichſten Nachrichten aus Texas von Seiten der deutſchen und franzöſiſchen Auswanderer, die ſich daſelbſt niedergelaſſen hatten. Das „Paradies von Nordamerika“ wurde ihnen zur Hölle. Eine vom Prinzen von Solms geleitete deutſche Auswanderung, wie auch eine elſäßiſche, erlitten beide unſäglich durch Terrainſchwierigkeiten, ungeſundes Clima und durch die Wilden, die von Mexiko gegen ſie aufgehetzt wurden.

Ehe noch der große Krieg mit Mexiko begann, geſchahen wichtige Dinge in Californien. Dieſe nördlichſte Provinz Mexiko's am ſtillen Ocean grenzte an das von den V. Staaten in Anſpuch genommene Oregongebiet, und hier, wie in Texas, hatten ſich bereits unternehmende Angloamerikaner niedergelaſſen.

Allein die hier, wenn auch nur in geringer Zahl, seit lange angesiedelten Spanier sahen die kecken Fremdlinge nur ungern bei sich einziehen und drohten ihnen mit Ermordung und Niederbrennung ihrer Wohnungen. Da erschien im Mai 1846 der nordamerikanische Capitain Fremont, der im Namen seiner Regierung den passendsten Landweg von der Ost- zur Westküste der V. Staaten aufsuchen sollte, mit einem bewaffneten Gefolge und wurde sogleich von seinen bedrängten Landsleuten im Thal des Sacramento River um Hülfe angerufen. Er aber organisirte sie militairisch und jagte den mexikanischen General Castro in die Flucht. Unterdeß war der Krieg zwischen den V. Staaten und Mexiko wegen Texas ausgebrochen und wurde ein amerikanisches Corps unter Stockton nach Californien geschickt, welches von den Vorgängen daselbst noch gar nichts wußte. Gewissermaßen ärgerlich, daß Californien schon erobert war, annexirte es die Regierung den V. Staaten, stellte aber den kühnen Fremont, weil er eigenmächtig gehandelt hatte, vor ein Kriegsgericht und entließ ihn aus dem Dienste.

Der Krieg gegen Mexiko begann im Frühjahr 1846. Von Seiten der V. Staaten wurde General Taylor mit einer schnell zusammengerafften Armee, bei der sich besonders viele Deutsche einfanden, an die Grenze geschickt. Die Mexikaner schickten gleichfalls ein Heer unter General Paredes, der am 23. April den Krieg erklärte. Beide Heere lagen sich bei Matamores an der Mündung des Rio Grande gegenüber. Am 2. Mai ging ein spanisches Corps unter Arista über den Fluß und griff Taylor an, wurde aber alsbald, insbesondere durch die Tapferkeit des Reiteroffiziers May, der den spanischen General de Vega mit eigener Hand gefangen nahm, zurückgeschlagen. Hierauf nahm Taylor Matamores ein und rückte allmählig bis Monterey vor, indem er den Ausgang einer innern Revolution in Mexiko abwartete. Sein Heer fühlte sich dem spanischen überlegen und war guter Dinge, obgleich es viel an Strapazen in dem unwegsamen

Lande litt. Auch fehlte es nicht an Ausſchweifungen, weshalb Taylor den Gebrauch der geiſtigen Getränke im Lager aufs ſtrengſte verbot und alles unnütze Volk fortjagte.

Im Hafen von Veracruz war mittlerweile, obgleich derſelbe von einer amerikaniſchen Flottille blokirt war, der früher aus Mexiko verbannte General Santa Anna mit einem engliſchen Schiff angekommen und, nicht ohne geheime Zuſtimmung der Amerikaner, in Veracruz zum Präſidenten der Republik ausgerufen worden, während Paredes von ſeinen eigenen Leuten gefangen wurde, am 5. Aug. Eine ſolche innere Zerrüttung in Mexiko konnte den Amerikanern nur erwünſcht ſeyn. Indeſſen glaubte Santa Anna ſeinerſeits, die Amerikaner überliſtet zu haben, indem ſie ihn durchließen, und hoffte auf Sieg. Allein ſein Untergeneral Ampudia wurde vom 19. Sept. an in einem blutigen Kampfe bei Monterey von Taylor geſchlagen und ſah ſich am 24. gezwungen zu capituliren. — Unterdeß hatte Oberſt Kearney die an Texas grenzende Provinz Neumexiko erobert und am 19. Auguſt den V. Staaten einverleibt, worauf er auch die Einverleibung Californiens, welche Fremont begonnen hatte, vollendete.

Im Winter ruhten die Waffen. Taylors Armee wurde geſchwächt, indem er einen Theil ſeiner Truppen dem älteren und ihm vorgeſetzten General Scott abgeben mußte, welcher mit 12,000 Mann das Fort von Veracruz, San Juan d'Ulloa, belagerten und am 29. März 1847 eroberten, nachdem es faſt ganz zuſammengeſchoſſen war und faſt 1000 Einwohner umgekommen waren. Inzwiſchen fiel Santa Anna über den geſchwächten Taylor bei Buen Viſta her, wurde aber am 22. und 23. Febr. von ihm zurückgeſchlagen, und wandte ſich plötzlich gegen Scott, der von Veracruz her nach der Hauptſtadt Mexiko ſelbſt vorrückte, wurde aber auch von dieſem bei Sierra Gordo am 18. April auf's Haupt geſchlagen. Hierauf raſtete Scott den heißen Sommer über und rückte erſt am 17. Auguſt bis vor Mexiko. Hier lieferte ihm bei Churubusco Santa Anna noch eine letzte verzweifelte Schlacht am

20. ohne Erfolg. Die nur 9000 Mann ſtarke Armee Scotts verlor zwar 1800 Mann, blieb aber Sieger. Den größten Antheil an dieſem Siege hatte General Worth. Santa Anna bot einen Waffenſtillſtand an, brach ihn aber nachher ſelbſt, indem er die eingeleiteten Friedensunterhandlungen nur benützte, um ſich durch 6000 Mann unter General Valencia zu verſtärken und die Hauptſtadt möglichſt in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Scott griff nun wieder an und erſtürmte Mexiko nach einem dreitägigen ſehr blutigen Kampfe, 12.—14. Sept. Santa Anna entkam mit ſchweren Wunden, General Bravo fiel. Die Mexikaner verloren 3000 Mann, darunter 1000 Einwohner, die den Soldaten auf's tapferſte ihre Stadt vertheidigen halfen und zu dieſem Zwecke viele Barrikaden aufgeworfen hatten. Allein die beſſere Tactik und Disciplin der nördlichen germaniſchen Race ſiegte hier über die blinde Wuth der ſüdlichen romaniſchen und Miſchlingsrace. Scott ſchätzte ſeinen Verluſt auf 1000 Mann.

Die Mexikaner hielten ſofort einen Congreß zu Queretaro ab unter dem neugewählten Präſidenten Anaya, welcher jeden weiteren Widerſtand aufgab und mit dem amerikaniſchen Bevollmächtigten Triſt Frieden ſchloß. Mexiko trat die Provinzen Texas, Neu-Mexiko und Californien für immer an die Vereinigten Staaten ab und zahlte ihnen 15 Mill. Dollars Kriegskoſten. Man war in Nordamerika auch im Ganzen damit zufrieden, denn wenn noch mehr Provinzen oder gar Mexiko ſelbſt den Vereinigten Staaten einverleibt worden wären, hätte dieſe außerordentliche Vermehrung ihrer Macht ohne Zweifel ſchwere Verwicklungen mit England herbeigeführt und eine Vermehrung der ſüdlichen Sclavenſtaaten war den nördlichen ſclavenfreien Staaten ohnehin zuwider. Gleichwohl fand der Nationalſtolz den Frieden zu triſt und der arme Triſt wurde als Staatsverräther gefangen geſetzt.

Von den drei neuen Erwerbungen erlangte Californien die höchſte Bedeutung. Ein Schweizer nämlich, Sutter, der in Karls X. Garde gedient, nach der Julirevolution aber vertrieben worden und nach Amerika gekommen war, hatte ſich in der Nähe

von San Francisco, der Hauptſtadt Californiens, angeſiedelt (1839) und bald darauf zufällig auf ſeinem Grund und Boden Gold gefunden. Dieſer Fund elektriſirte ſofort die ganze Bevölkerung, man fand des Goldes mehr in der Nachbarſchaft und machte die Entdeckung, ein großer Landſtrich enthalte unter der Erde eine Menge kleinere und größere Stücke rohes Gold. Nun wollte alles Gold graben. Die Nachricht verbreitete ſich ſchnell nach den V. Staaten, nach Europa, nach China und von allen Seiten ſtrömten Goldgräber herbei, die ihr Glück in Californien verſuchen wollten. San Francisco, welches an den Mündungen mehrerer großen Flüſſe am ſtillen Ocean erbaut, eine herrliche Lage beſaß, aber noch 1848 nur 500 Einwohner gezählt hatte, wuchs binnen wenigen Jahren zu einer großen Stadt empor, und zählte 1850 ſchon 30,000, 1853 ſchon 50,000 Einwohner. Die Zahl der Goldgräber aber belief ſich ſchon 1850 auf 150,000, und die Goldfunde waren ſo ergiebig, daß man ſie im Jahre 1852 zu 12, 1856 ſogar zu mehr als 15 Mill. Pfund Sterling berechnete, jedenfalls ergiebiger als die in Rußland, und auch als die eben erſt entdeckten in Auſtralien.*) Außer den Goldlagern zeigten ſich in Californien 1860 auch noch reiche Silberlager bei Washoe.

Der Zulauf von Goldgräbern erzeugte eine wunderliche Anarchie. Tauſende von Menſchen kamen an, aber ohne Geräthſchaften. Da ſtieg der Werth einer Hacke oder Schaufel auf 75 Dollars. Es fehlte an Lebensmitteln, Kleidern, Wohnungen, aber Geld hatte man in Menge. Da wurden Kleinigkeiten zu den fabelhafteſten

*) Nach einer Berechnung von Tooke und Newmarck (1857) wurde in Californien 1849 nur 1.77 Mill. Pfund Sterling an Gold gewonnen, im Jahr 1852 ſchon 12.87 und 1856 ſogar 15.40. Dagegen war in Neuholland der Gewinn des Jahrs 1852 auf 3.96 geſtiegen und 1856 wieder auf 0.11 gefallen, und auch in Rußland, wo er 1849 auf 3.65 ſtand, war er 1856 auf 2.84 geſunken. Nach einer andern Berechnung von Traske vom J. 1854 erzeugte Californien damals für 61 Mill. Dollars Gold.

Preisen gekauft, bis sich nach und nach Speculanten genug einfanden, um alle örtlichen und zeitlichen Bedürfnisse der so rasch improvisirten Colonie zu befriedigen. Mit zauberischer Schnelligkeit stiegen große Gebäude und Straßen auf. In dem unruhigen Gebrause der neuen Stadt, wo jeder nur rasch seinem Interesse nachging und die allgemeine Aufsicht fehlte, kam es oft zu Bränden. Ganz Francisco brannte binnen wenigen Jahren dreimal ab und wurde doch immer schnell wieder, und immer größer und schöner aufgebaut. Die Zustände wurden aber immer anarchischer, je größer der Zulauf von fremden Abenteurern, armen, hungernden, habgierigen und zugleich energischen Menschen, die entschlossen waren, reich mit Gold beladen oder gar nicht heimzukehren. Viele, denen das Graben zu lästig wurde, schlugen andere todt, die schon viel Gold gewonnen hatten, oder errichteten Spielbanken und gewannen den einfältigen Goldgräbern ihre Schätze wieder ab. In den Goldbezirken wie in der Stadt waren daher Mord und Todtschlag alltäglich. In dem einzigen Jahre 1855 zählte man in der Stadt 538 Morde, darunter aber 47 Lynchfälle, d. h. öffentliche Hinrichtungen, welche die ordnungsliebenden Einwohner an auf der That ertappten Verbrechern vollzogen. In jedem solchen Fall packte man den Schuldigen, hing ihn an einem Baum auf und sammelte zuweilen bei den Umstehenden Almosen für seine hinterlassene Familie. Als jedoch alle solche einzelnen Fälle von Volksjustiz nicht mehr halfen und die Räubereien und Morde immer mehr überhand nahmen, der Gouverneur aber aus Furcht oder weil er bestochen war, den Verbrechern nachsah, traten die guten Bürger in einen Sicherheitsausschuß zusammen, setzten den Gouverneur außer Thätigkeit und handhabten die Ordnung selbst mittelst einer Bürgerwehr. Seitdem war Ruhe und die Geschäfte gingen wieder ungestört fort. Der Gouverneur klagte in Washington, wurde jedoch aus dem formellen Grunde abgewiesen, weil die Union sich in die Angelegenheiten der Einzelstaaten nur zu mischen habe, wenn

es die Volksvertretung und der Gouverneur gemeinsam verlangen, nicht aber, wenn es der Gouverneur allein verlange.

Indem die nordamerikanische Bevölkerung in San Francisco und den Goldbezirken sich rasch vermehrte, erstarkte sie auch hinlänglich, um sowohl die alte mexikanische, als die indianische Bevölkerung zu erdrücken. Gegen beide erlaubten sich die Yankees rohe Mißhandlungen. Die kriegerischen Indianer verfehlten nicht, sich tapfer zu wehren, und die neuen Ansiedlungen zu überfallen, unterlagen aber der Uebermacht. Aus San Francisco wurde in den ersten Tagen des Jahres 1860 über die Feldzüge des General Kibbe gegen die Indianer berichtet. Derselbe hatte in 15 Gefechten 400 Indianer getödtet, darunter Weiber und Kinder, Säuglinge nicht ausgenommen. Die Indianer waren im Recht, weil die Yankees sie betrogen hatten. Die californische Regierung zahlte aber Kibbes Kriegsschaar 70,000 Dollars Lohn. Der Krieg mit den Indianern dauerte schon lange an allen Grenzen des Unionsgebietes und wurde besonders genährt durch die Karawanen, die von Osten nach Westen durch die Prairien zogen. Da gab es immer Reibungen, die Weißen handelten verrätherisch an den Indianern und diese rächten sich durch Raub und Mord.

General Taylor, der Sieger über Mexiko, wurde im Herbst 1848 zum Präsidenten der vereinigten Staaten gewählt, starb aber schon 1850 an der Cholera, worauf Vicepräsident Filmore für ihn eintrat, 1852 aber Pierce zum Präsidenten gewählt wurde.

In dem Maaße, in welchem sich in dem streng reformirten Nordamerika immer mehr theils strengkatholische Irländer, theils „gebildete," d. h. gar nichts mehr glaubende Deutsche ansiedelten, wurde der religiöse Eifer der alten Puritaner entflammt, und da sowohl die dem tiefsten heimathlichen Elend entfliehenden Irländer, als die gottlosen, wegen Armuth oder Verfolgung in der Heimath ausgewanderten, nicht selten auch nur als Verbrecher flüchtigen Deutschen Armuth, Trunkenheit, Faulheit und den Abschaum europäischer Laster mitbrachten, so waffnete sich der Stolz der in

ſolidem Wohlſtand befindlichen Angloamerikaner gegen das fremde Geſindel. Die ſ. g. Nätives verlangten Bevorrechtung der alten einheimiſchen Bürger vor den unzuverläßigen Fremden. Da jedoch eine natürliche Politik den Nordamerikanern gebot, das weite und öde Gebiet der Union durch die Einwanderung, wie bisher, erſt überhaupt mit Menſchen anzufüllen und die Volkszahl als nothwendige Baſis der Macht angeſehen werden mußte, erhielten die Einwanderer nach wie vor ſchon je im fünften Jahre ihrer Ankunft das volle Bürgerrecht und ihre Stimmen wurden wichtig bei allen Wahlen, daher auch geſucht von jeder Partei. Unter dieſen Umſtänden konnten die Natives mit ihrer Ausſchließlichkeit nicht durchdringen, machten aber ihrem Groll durch Exceſſe Luft.

Am 12. Mai 1844 kam es in Philadelphia zu einer blutigen Schlägerei zwiſchen katholiſchen Irländern und Nativen. Die letzteren aber hatten die Mehrheit und hetzten den fanatiſchen Pöbel gegen die Katholiken. Alle Irländer in der großen Stadt wurden nun angegriffen, ausgeplündert, mißhandelt und ermordet, ihre Häuſer (über 50) und zwei große katholiſche Kirchen in Brand geſteckt, wobei häufig Perſonen verbrannten. Die Irländer flohen mit Weibern und Kindern, oft nur halbnackt, aus der Stadt. Die Wuth des Pöbels war aber noch nicht geſtillt. Wo irgend ein Katholik, beſonders ein reicher, wohnte, wurde er überfallen. Kein Katholik war mehr auf der Straße ſicher und mit hämiſcher Schadenfreude ſah die nicht katholiſche Bürgerſchaft zu, bis erſt am dritten Tage die Ordnung hergeſtellt wurde.

Am 26. Mai 1851 erfolgte zu New-York eine ganz eben ſo ſchadenfrohe Mißhandlung der deutſchen Turner. Dieſe feierten fröhlich und guter Dinge ihr Maifeſt in der Nähe der Stadt zu Holoken, mit Weibern und Kindern, als ſie plötzlich von einer Bande Rowdies oder Shortboys beſchimpft und angegriffen wurden. Die Turner ſetzten ſich, obgleich ſchlecht bewaffnet, zur Wehre und vertrieben die Unholde, die aber bald ſehr verſtärkt und mit Feuerwaffen verſehen aus New-York zurückkehrten. Nun gab es eine förm-

liche Schlacht, in der mehrere Deutſche fielen und viele verwundet wurden. Aber auch diesmal ſiegten die Deutſchen und kehrten, indem ſie Weiber und Kinder in ihr Viereck einſchloßen, Abends glücklich heim. Am andern Tage aber veranſtaltete das Gericht eine Unterſuchung und ließ nicht die Rowdies, ſondern die unſchuldigen Deutſchen, die ſich nur gewehrt hatten, arretiren.

Unter den Natives zeigten ſich insbeſondere die Weiber eifrig. Sie hielten 1852 zu Syracuſe ein fanatiſches Meeting ab, worin ſie „gleiche Rechte mit den Männern und namentlich gleiches Stimmrecht bei allen Wahlen verlangten, da ſie die Hälfte der angloamerikaniſchen Nation darſtellten und ſtaatsbürgerliche Rechte auszuüben ungleich würdiger ſeyen, als die ſchmutzigen Fremden, denen man dieſe Rechte verliehen". Indeſſen fand ſich der Congreß nicht bewogen, den Damen zu willfahren.

Im Jahr 1854 kam ein neuer Schwung in die Sache der Natives. In dieſem Jahr war die Einwanderung aus Europa ungeheuer. In New-York allein landeten an 300,000 Menſchen. Daher verdoppelte ſich der Zorn und die Sorge der Natives. Ein gewiſſer Judſon aber, welcher ſich Budline nannte, ein verdorbener Literat, Diebs- und Bordellromanſchreiber, berüchtigter Aufwiegler, Mörder und Bigamiſt, organiſirte die fanatiſche Partei der Natives in einem Geheimbunde und gab ihr den neuen Namen der Know-nothings (Nichtswiſſer). Ihr Programm war: Verdrängung aller Fremden von den Aemtern und Wahlen, Feſthalten am ariſtokratiſchen Vorrecht der urſprünglichen alten einheimiſchen Demokraten, Hebung der einheimiſchen Induſtrie durch Schutzzölle und ausſchließliche Geltung des Proteſtantismus. Es gelang dieſer Partei, ſogar im Senat zu Washington den Antrag zu ſtellen, daß ein Einwanderer erſt nach 21 Jahren das Bürgerrecht ſollte erhalten können, was jedoch nicht angenommen wurde. Den Knownothings zur Seite ſtanden die Temperenzler, die eifrigen Anhänger der Mäßigkeitsvereine, welche ſich mit Recht gegen die Trunkenheit

der Deutschen und Irländer empörten und die gute Absicht hatten, diese Verirrten durch Zwang, d. h. durch Verbot jedes geistigen Getränks, zur Tugend zurückzuführen. Eine dritte Partei unter den Nativen, welche damals den Namen der Knowsomethings (Etwaswisser) bekam, fiel eigentlich mit der der Abolitionisten zusammen, obgleich sie gegen die Sclaverei war, aber nicht gleich den Abolitionisten aus Gründen des Gewissens und der Humanität, sondern aus Racenhaß, als Angloamerikaner oder stolze Germanen, welche sich mit der Nähe der schwarzen Race nicht beflecken wollten. Es war ein ursprünglich gesunder Instinkt, welcher diese tüchtige angloamerikanische Race mit Eckel erfüllte vor den Schwarzen, wie vor den entarteten Europäern; allein sie verfuhr barbarisch und ermangelte selbst des höhern sittlichen Adels, indem sie den rohesten Pöbel Gewaltthaten an Unschuldigen üben ließ.

Am 1. April 1855 fiel dieser Pöbel in Cincinnati aus Anlaß städtischer Wahlen über die Deutschen her, die sich als Turngemeinde zusammengeschaart und bewaffnet hatten und sich bis zum 5. in täglichen Straßenschlachten wehren mußten. Aehnliches geschah in New-Orleans, St. Louis und Chicago, wo am 22. April Kanonen aufgefahren wurden und Deutsche und Irländer einen heißen Kampf bestanden, desgleichen zu Columbus (im Ohiostaate), wo man am 4. Juli „die verfluchten Dutchmen" verfolgte und die Turner wieder einen schweren Stand hatten. Am blutigsten aber war der Kampf am 6. August in Louisville, aus Anlaß von Wahlen. Hier zeigte der an Zahl weit überlegene Pöbel eine besondere Wuth und zerstörte und verbrannte viele Häuser der Deutschen und Irländer. Ein Irländer, Namens Quier, wurde in die Flammen geworfen. Frauen ließen sich freiwillig lieber in den Häusern verbrennen, als daß sie sich dem Pöbel ausgeliefert hätten. Scheußliche Scenen, bei denen reformirte Prediger den Pöbel zum Morden der Katholiken hetzten. Knaben der Stadt rühmten sich, so und so viele Irländer abgeschlachtet zu haben.

Die Fliehenden wurden wie das Wild niedergeſchoſſen, Mütter, ihr Kind im Arme, erſchlagen. Bei der gerichtlichen Unterſuchung aber wurden wieder nur die unſchuldigen Deutſchen und Irländer arretirt und als Anſtifter der Unruhen angeklagt, und der Mob (Pöbel) gefliſſentlich geſchont.

Dieſe Greuel hatten zur Folge, daß viele Deutſche und Irländer aus den Staaten auswanderten, wo ſie am meiſten bedroht waren. Das führte zu einem Fallen der Güterpreiſe und ſchadete inſofern den Nativen, deren Partei ſofort ihre Macht verlor. Denn das Geld geht hier über die Grundſätze. Indeß regte ſich der Knownothingsgeiſt doch auch ſpäter noch, denn als 1856 Hecker, Fröbel und andere nach Amerika ausgewanderte Parteiführer aus der deutſchen Revolution bei der Präſidentenwahl Partei ergriffen für Fremont und große Verſammlungen und Reden hielten, übten die Anhänger Buchanans eine hämiſche Rache und legten Heckers Oeconomie in Aſche. — Wie man in jüngſter Zeit erfährt, iſt das deutſche Bier in Nordamerika Mode geworden und hat ſehr zur Dämpfung des nativen Haſſes beigetragen.

Unter Pierces Präſidium ſeit 1852 nahm die Corruption in den Vereinigten Staaten einen immer coloſſaleren Maßſtab an, weil der Präſident ſelbſt mit ihr kokettirte, um wo möglich das nächſtemal wieder gewählt zu werden, was ihm jedoch mißlang. In dieſer Abſicht ſtellte Pierce überall Geſindel an, durch welches er ſich der Rowdies und ihrer Fäuſte verſichern wollte. Nie hatte die Union ſchlechtere Beamte geſehen. Im Jahre 1855 berichteten zuverläſſige Stimmen aus Amerika: „Es kommt hier nicht darauf an, ob irgend eine Leiſtung, die für den Staat oder irgend etwas allgemeines geſchehen ſoll, gut und zweckmäßig geliefert wird, ſondern darauf, daß die Congreßmitglieder oder die Beamten, welche die Hände dabei im Spiele haben, möglichſt viel Geld durch das Geſchäft machen. Jeder Beamte ſucht ſeine kurze und unſichere Stellung ſo gut als möglich auszubeuten, und wenn er es vermag, ſo erwirbt er das Lob eines ſmarten (geriebenen) Mannes. Kommt

die Sache zum öffentlichen Scandal, so lärmt die Presse, lärmt wohl auch das Volk, aber ungefährlich und ohne Wirkung. Alles versinkt bald in die gewohnte Stumpfheit und Gleichgiltigkeit, und kommen die neuen Wahlen heran, so handelt es sich nicht darum, ob der Candidat ein Mann von Fähigkeit und Charakter ist, sondern ob er sich zu dem Programm der siegenden Partei bekennt, und wie er sich sonst bei derselben einen Anhang zu verschaffen wußte. So beginnt wieder ein neuer Kreislauf der Corruption. Die Männer der siegenden Partei stürzen in hastigem Wettlauf herbei, um, wie man sagt, „die Beute zu theilen", das heißt, sich der Aemter und Vortheile zu bemächtigen und möglichst viel Geld zu machen. So ist aller Ernst, jeder große Gedanke für das Allgemeine geschwunden, und die alten Phrasen von Freiheit, großer Bestimmung der Republik u. dergl. werden gelegentlich als leeres Stroh gedroschen. Dem Publicum kann man hier in solchen Sachen das erdenkliche zumuthen, denn es steckt in der Majorität dieselbe Gesinnung. In New-York ist man seit Jahren an die unverschämteste Corruption städtischer Beamter gewöhnt, auch ist man gewohnt, zu vermuthen, daß sie straflos ausgehen, wenn es im seltenern Fall zur Anklage kommt. — Wahlen werden erkauft; sie werden erkauft nicht nur von den Nominations-Committees, sondern auch von den Wählern selbst. Geld ist das stete Triebrad bei den Wahlen, und der glücklich Gewählte, der sein Geld daran setzte, wird nicht nur seine Auslagen wieder zurück erhalten, sondern auch aus seiner Stelle Geld, und zwar so viel als möglich Geld zu machen suchen. Jeder Gewählte geht daher schon mit der Absicht, ein Betrüger zu werden, und zwar so viel als möglich zu betrügen, in sein Amt ein."

Das gefährlichste Element in Washington ist der Cobby (der erhöhte Raum im Sitzungssaal der Repräsentanten, auf den sich die Stellenjäger, Schwindler und Agenten niederlassen). Von hier gehen alle Bestechungen aus, wo es gilt, Speculationen durch das Gesetz sanctioniren zu lassen, oder Parteigenossen in einträgliche

Stellen zu bringen, neue unnütze Sinecuren für ſie zu ſchaffen, Beamte von der andern Partei abzuſetzen (durch eine ſ. g. Reviſion des Freibriefs einer Stadt), ſogar Verurtheilte, denen der Präſident ſelbſt das Gnadengeſuch verſagt hat, noch nachträglich durch ein förmliches Geſetz freizuſprechen. Die Mehrheit der Repräſentanten kann alles', wird aber ſelbſt vom Cobby gegängelt.

Alle Reiſebeſchreibungen und Zeitungscorreſpondenzen wetteiferten, die großartigen und unglaublichen Betrügereien zu ſchildern, in denen namentlich die echten Angloamerikaner ſich auszeichnen, weil ſie zu ſtrenger Arbeit, welche ſie den Negern, Deutſchen und Irländern überlaſſen, zu faul, nur immer ſpeculiren und vom Fleiß anderer den Gewinn ziehen wollen. Schon im Hafen empfängt den Einwanderer ein Schwarm von Betrügern, die ihm den letzten Heller aus der Taſche locken, die ſ. g. Runners. Ungeheuer wird betrogen mit dem Verkauf von angeblich gut gelegenen und fruchtbaren Ländereien, an deren Stelle die armen Einwanderer dann entlegene Wüſten oder Wälder finden. Betrügeriſche Bankerotte ſind Tagesordnung und entehren nicht, verſchaffen vielmehr, wenn ſie recht pfiffig gemacht werden, dem Betrüger noch Ruhm. *) Ganze Geſellſchaften leben von betrügeriſchen Prozeſſen, vom Schwören falſcher Eide. Grenzenlos wird betrogen im Fach der Heilkunſt und Pharmacie, indem es nirgends eine ärztliche Controle gibt. Die ungeheuerſten Schwindeleien betreffen Actienunternehmungen, wobei ſowohl der Staat, **) als die

*) In einem New-Yorker Blatte erſchien 1857 eine Anzeige: „Kaufleute, deren Verhältniſſe in Unordnung ſind, die Geld brauchen oder Luſt haben mit Hülfe gewandter Finanzoperationen ihre Zahlungen ſo einzuſtellen, daß dabei etwas Erkleckliches für ſie erübrigt, bietet hiedurch Jemand ſeine Dienſte an: 1051 Herald Office.

**) Im Januar 1857 berichtete die Times über die ungeheuern Beſtechungen am Congreß zu Waſhington aus Anlaß neuer Eiſenbahnprojecte. Ein gewiſſer Paine erklärte offen, man habe ihm 1500 Dollars für eine Abſtimmung angeboten.

Actionäre geprellt werden. Polizei und Justiz versagen fast überall den Dienst. Zahllose Mordfälle, Räubereien, Betrügereien bleiben ungestraft. Nur in seltenen Fällen, wenn das moralische Gefühl der Bürger sich empört, schaaren sich dieselben zusammen, um nach dem Beispiel eines gewissen Lynch, der es zum erstenmal that, die Schuldigen am nächsten Baume aufzuhängen, nach dem s. g. Lynchgesetz.

Struve, der badische Aufrührer, der extremste Demokrat in Deutschland, eckelte sich so sehr an dem, was er in den Vereinigten Staaten sah, daß er 1856 in einer Flugschrift die Corruption daselbst in grellen Farben schilderte und im Namen der wahren Freiheit einen solchen Mißbrauch der Freiheit verdammte.

New-York hat mehr als eine halbe Million Einwohner und doch keine gesetzliche Sicherheit. Es wurde hier der Bau einer neuen Quarantaine sammt Lazareth nothwendig; die Nachbarn des Neubaues in der Nähe der Stadt fürchteten Ansteckung oder Entwerthung ihres Bodens, vertrieben also die Arbeiter mit Schüssen und es gab täglich kleine Scharmützel, bis Soldaten den Bau bewachten. Nun hielt sich das Volk still, kaum aber war der Bau fertig, als er auch schon in Asche gelegt wurde. Die Regierung ließ einen neuen Bau aufrichten, aber auch dieser wurde am 1. Sept. 1858 vom Volk wieder niedergebrannt, wobei man die dem Brand entrissenen Kranken bei schlechtem Wetter auf's freie Feld hinwarf. Die Löschmannschaft fehlte gänzlich, indem sie in derselben Nacht an einem großen Fackelzuge zu Ehren des transatlantischen Kabels beiwohnte. Der Frevel blieb unbestraft, der Bau unterblieb.

Die obligaten Raufbolde, die sich um kein Gesetz bekümmern, sich zu Schandthaten bestechen lassen oder auf eigene Faust rauben, heißen Rowdies. Sie wurden von den Parteien förmlich organisirt, um durch ihre Roheit alle rechtlichen Männer von den Wahlen abzuschrecken. Um dieses politischen Dienstes willen wurden sie straflos. In allen größeren Städten, hauptsächlich in New-York und New-Orleans tyrannisirten sie den ruhigen Bürger, beraubten sie auf der Straße, brachen in die Weinhäuser

und Läden ein, um zu plündern, und blieben ſtraflos, weil ſich keine Polizei einfand und vor Gericht ihre Freiſprechung durch Meineide erleichtert wurde. Die Stadt New-York*) wird förmlich von ihnen tyranniſirt, noch mehr New-Orleans, wo in einem heißen Clima das gelbe Fieber die Menſchen lichtet und eine immer neue Einwanderung einen überaus raſchen Wechſel der Perſonen herbeiführt. In New-Orleans nahmen die Rowdies dermaßen überhand, daß ſich am 3. Juni 1858 die guten Bürger bewaffneten, um die vom Mayor der Stadt geduldeten Raubmorde endlich zu unterdrücken. Der Mayor aber erklärte ſie für Rebellen und waffnete ſeinerſeits die Rowdies, erkannte jedoch die Uebermacht der Bürger und dankte raſch ab, worauf die Bürger eine ſtarke Polizei aufſtellten.

Selbſthülfe kommt hier in den höchſten Regionen vor. Im Congreß zu Waſhington ſelbſt wurde in den letzten Jahren häufig nicht nur auf's pöbelhafteſte geſchimpft, ſondern auch gerauft. Am 9. September 1841 prügelten ſich im Repräſentantenhauſe zu Waſhington die Abgeordneten Stanley und Wiſe, andere miſchten ſich ein und es gab eine großartige Schlägerei. Am 23. April 1844 zankte ſich ebendaſelbſt White mit Rothbue und fiel mit Fäuſten

---

*) Dieſe Leiter aller hieſigen Verhältniſſe theilen ſich in folgende Claſſen ab, nämlich: Klopffechter erſten Ranges 100; ſubalterne Borer 1000; herumſtreifende Schulterſtößer 2500; falſche Spieler und Galgenvögel 2000; bekannte öffentliche Häuſer 1500; gewerbsmäßige Banditen und Mörder 2000: Diebe, Schwindler und Gauner 6000, zuſammen 15,100 Mann, welche die Stadt New-York mittelbar oder unmittelbar beherrſchen. All dieſe Leute ſind Wähler, und viele von ihnen wählen ſogar, ſo oft es ihnen beliebt. Mit tauſenden von Freunden belagern ſie allein die Stimmenkaſten und halten jeden anſtändigen Mann mit oder ohne Gewalt ab, von ſeinem Rechte Gebrauch zu machen. Zu ihnen geſellen ſich eben ſo viele tauſende von Dirnen. In den Händen ſolchen Geſindels befindet ſich alſo die Gewalt in New-York, und überall ſonſt im kleineren Maßſtabe. Die Begeiſterung kommt ihnen aus der Schnapsflaſche, welche jede Art von Rohheit und Ausſchweifung hervorbringt" u. ſ. w.

über ihn her. Andere mischten sich darein und es gab eine allgemeine Rauferei, während welcher Moore auf Mac Causlin schoß, aber nicht ihn, sondern einen Beamten des Hauses verwundete. Endlich wurde Friede gemacht und White und Rothbue schüttelten sich unter dem allgemeinen Beifall des Hauses wieder die Hände. — Am 2. März 1859 schoß in der gesetzgebenden Versammlung von Kentucky ein gewisser Maxwell auf einen Herrn Low, es entstand ein Kampf, der Pöbel nahm Partei für Maxwell, der unschuldige Low wurde unter dem Vorwand, ihn zu schützen, in ein Gefängniß geführt, dort aber ermordet. Am 13. April 1860 schlug in einem Zimmer dicht neben dem Sitzungssaal des californischen Parlaments in San Francisco der Gesetzgeber Stone den Gesetzgeber Boll mit der Faust in's Gesicht, worauf dieser einen Revolver zog und jenen in den Bauch schoß.

Ein merkwürdiges Correctiv gegen die Rohheit in Nordamerika ist die landübliche Galanterie gegen das schöne Geschlecht. Diesem wird überall der erste Platz eingeräumt und gegen dasselbe darf sich niemand eine Unart erlauben. Die Mädchen werden aber dadurch allzufrüh emancipirt und genießen eine anderwärts unbekannte Freiheit. Daher das Gelüsten, es den Männern gleichzuthun. Zuerst im Jahre 1851 und zu Washington brachten Frau und Töchter des Poeten Smith eine neue Damentracht auf, enge Jacke mit Pumphosen und Halbstiefeln, nebst Männerhut. Zu Worcester hielt eine Miß Pauline Davis Vorlesungen über die staatsbürgerliche Emancipation der Frauen, und verlangte sogar, die amerikanischen Bürger und Bürgerinnen sollten eben so gut ein Weib als einen Mann auf den Präsidentenstuhl der Union setzen können. Im Jahre 1858 bildete sich zu Utica die Gesellschaft der free lovers (der freien Liebe), welche die Ehe verbannte und der Dame die Wahl des Mannes, von dem sie Kinder haben wollte, überließ und vom Congreß die Legitimation aller auf diese Weise entstehenden unehelichen Kinder forderte. Sie wurde indeß von dem Gesetz und von der öffentlichen Meinung verurtheilt.

Die germaniſche Race in Nordamerika hat nicht nur das Gemüth des Deutſchen, ſondern auch die Zucht des Engländers verloren. Wie freiſinnig und ſtolz auch der Engländer iſt, ſo erzieht er doch ſeine Kinder in ſtrenger Zucht. Davon weiß man nichts in Amerika. Hier darf kein Kind für ſeine Unarten gezüchtigt werden, hier wird es von klein auf nur zur Anmaßung von Rechten angewieſen, nie zur Pflichterfüllung, emancipirt ſich daher äußerſt frühe, genießt und ſchwelgt zu frühe und lernt zu wenig. Deshalb legt ſich der Angloamerikaner auf's Speculiren und überläßt das Arbeiten denen, die es gelernt haben, den Negern und Einwanderern.

Neben der herzloſeſten Verſtandesnüchternheit herrſcht in den V. Staaten ein unglaublich grober Aberglauben. In allen Zeitungen kündigen ſich Madames als Wahrſagerinnen an und haben ungeheuren Zulauf. In New-York allein zählte man im Jahre 1837 deren neunzehn. In demſelben Jahre kam von dort ein gewiſſer Hume als Geiſterbeſchwörer nach der alten Welt herüber und erregte großes Aufſehen in England und Frankreich. Viele vornehme Engländerinnen und ſogar der Hof der Tuilerien huldigten ſeiner Kunſt. Das Aergſte und Originellſte aber, was die amerikaniſche Wunderſucht erſann, war im Jahre 1853 das „Tiſchrücken" (table moving) ſammt den „Klopfgeiſtern". Eine Reihe Menſchen ſtellte ſich um einen runden Tiſch, indem jeder mit ſeinem kleinen Finger den des Nachbars berührte. So bildeten ſie eine Kette, innerhalb welcher eine Nervenſtrömung entſtand, welche nach einiger Zeit den Tiſch in Bewegung ſetzte, ſo daß er ſich raſch und immer raſcher drehte. Wenn man aber dem Tiſch Fragen ſtellte, ſo beantwortete er ſie durch Klopfen mit einem Fuße allezeit richtig. Man erleichterte ihm das Geſchäft des Antwortens durch einen Schreibapparat und nun war der freieſte Verkehr mit dem Geiſt im Tiſch geöffnet. Während die Gelehrten in Deutſchland das neue Phänomen (nach Abzug der dabei vorkommenden Betrügerei und Täuſchung) durch Ausſtrömung und Fernwirkung der Nervenkraft natürlich zu erklären ſuchten (Carus, Kerner ꝛc.),

bedeutende Naturforscher aber (wie Humboldt) die ganze Sache als Albernheit verwarfen, beuteten viele Amerikaner dieselbe in ihrem Nutzen aus, indem sie förmliche Geisterbureaus errichteten, in denen sich jeder, der etwas Wichtiges oder Zukünftiges wissen wollte, bei den Geistern Rath holen konnte.

Die Nüchternheit des nordamerikanischen Alltagslebens erforderte starke Unterbrechung durch phantastische Aufregungen. Diese hervorzurufen, verstand am besten der erfindungsreiche Barnum in New-York, der sich fabelhafte Summen verdiente, indem er dem Publikum niegesehene Dinge vorzeigte, und immer wieder etwas Neues. Ziemlich bescheiden fing er mit einem alten Weibe, der angeblichen Amme Washingtons, an, producirte dann ein Meermädchen, ferner den winzig kleinen General Tom Thumb, eine große Ausstellung von physisch degenerirten Kindern, ein lebendiges Mißgeburtencabinet ꝛc. Die Aussicht auf großen Geldgewinn lockte 1841 die berühmte Wiener Tänzerin, Fanny Elsler, nach den V. Staaten zu gehen, wo sie nicht nur vom Publikum, sondern selbst von Gouverneuren, Magistraten und Körperschaften in feierlicher Procession abgeholt wurde. Ihrem Beispiel folgte 1850 die berühmte schwedische Nachtigall, Jenny Lind, die durch ihren Gesang die Yankees dermaßen bezauberte, daß sie wie toll wurden. Um den Preis, das beste Gedicht auf sie gemacht zu haben, bewarben sich 750 Dichter. Das erste Billet zu ihrem Concert wurde mit 625 Dollars bezahlt. — Mit derselben Uebertreibung wurde der untermeerische Telegraph begrüßt. Die Yankees meinten schon, jetzt sey nichts mehr in der Welt unmöglich.*) Unter anderm bewunderten sie auch Lola Montez, die 1860 in Philadelphia vom Schlag getroffen wurde.

*) Als Buchanan in einer enthusiastischen Rede die unglaubliche Annäherung der entferntesten Nationen der Christenheit durch den unterseeischen Telegraphen pries, hatte der Rabbiner Kalisch die Frechheit, ihn darüber zur Rede zu stellen, weil die V. Staaten bei ihrer allgemeinen Religionsfreiheit auch aufgehört hätten, ausschließlich eine christliche Nation zu heißen.

Sehr interessant ist die religiöse Entwicklung in der Union. Der Staat kümmerte sich nicht um die Kirche. Die Gemeinden genossen volle Freiheit, welchem Glauben sie immer wollten, zu folgen, mußten aber die Kosten dafür selbst bestreiten. Sie bildeten schon von der ersten Einwanderung her (vgl. Theil I. 232) verschiedene Secten, alle aber strenggläubig. Erst das Zuströmen der katholischen Irländer und ungläubigen Deutschen legte breite Brechen in den Puritanismus, der noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Union wie eine eherne Mauer umzog, und indem immer neue Schwärme, denen es in Europa nicht gefallen hatte, ihre Zuflucht in die neue Welt nahmen und in dieser selbst die Mischung einheimischer und fremder Bildung eine fortdauernde Gährung bewirkte, entstanden die curiosesten Secten.

Die englische Staatskirche hatte sich zwar in die Colonie verbreitet, blieb aber mit ihren Bischöfen immer in einer Minderheit, wogegen die Presbyterianer und Puritaner in der Mehrheit waren. Die letzteren haben heute noch ihren Hauptsitz in Boston, wo alles noch an die strenge Frömmigkeit zu Cromwells Zeiten mahnt, niemand auf der Gasse Tabak rauchen, kein geistiges Getränk verkauft, die Sonntagsstille durch nichts gestört werden darf (ein merkwürdiger Gegensatz gegen das wilde, lärmende Treiben und Hetzen in New-Orleans). Die älteren kleineren Secten, Quäker, Herrnhuter, Mennoniten ꝛc. dehnten sich wenig aus, dagegen machte der Methodismus (vgl. Theil I. 269) ungeheure Eroberungen in Amerika und später auch der Baptismus (Wiedertäuferei), und diese beiden letzten Secten mit Presbyterianismus und Puritanismus sich berührend und mischend, erzeugten eine auffallende Menge von neuen kirchlichen Arrangements oder Sonderkirchen.

Neben der bischöflichen Kirche Altenglands stehen zunächst die puritanischen Congregationalisten oder Browniſten, die alte und neue Schule der Puritaner, die presbyterianische Kirche, die Cumberland presb. K., die vereinigte presb. K., die vereinigte verbesserte K., die verbesserte presb. K. Zu allen diesen verschiedenen, aber

innerlich verwandten Kirchen bekennen sich etwa der vierte Theil der Seelen in den Vereinigten Staaten. Zu ihnen muß man aber noch die reinen Lutheraner und Reformirten rechnen, die aus Deutschland eingewandert sind, wenigstens eine Million.

Die Methodisten zählen eben so viele Millionen, wie die Altkirchlichen, sind aber nicht minder gespalten. Sie haben eine method. Episcopalkirche, eine verbesserte method. Kirche, eine meth. protest. K., eine Wesley'sche Methodistenkirche, eine protest. Episcopalkirche, eine method. Gesellschaft.

Die Baptisten füllen das dritte Viertel der V. Staaten aus, indem sie besonders in der letzten Zeit sich weit ausgebreitet haben. Sie theilen sich aber in calvinistische Baptisten, Willensfreiheitbapt., Sabbatarier, Christier, Schüler Christi (Campbelliten).

Daran schließen sich noch Secten, welche sich vom Symbolzwange möglichst lossagen und vom deutschen Rationalismus oder französischen aide toi angesteckt, die Religion gänzlich verflachen: die Universalisten, die dem Optimismus huldigen, alle Menschen müßten selig werden, weil sie gar so vortrefflich seyen; die Unitarier, welche Christum und die Bibel verwerfen und nur an ein höchstes Wesen glauben. Sie fanden indeß nicht viel Anhang, noch weniger die Atheisten, welche Abner Kneelad in Massachusetts constituiren wollte. Auch die Quäkerin Lucretia Mott in Philadelphia, welche Gleichheit der Weiber und Männer, der Schwarzen und Weißen predigte, und die emancipationssüchtigen Weiber in Hosen und Mannskleidern (Bloomer Tracht), welche 1850 in Cincinnati und Worcester große Meetings abhielten und gleiche Rechte mit den Männern ansprachen, deßgleichen der tolle Umzug etlicher tausend Gottesleugner in Cincinnati zur Feier Thomas Paynes (1853) waren nur Ausnahmen von der Regel. — Cabet, aus Frankreich in die Vereinigten Staaten eingewandert, wurde dort in den Stand gesetzt, zu Nauvoo (nachdem es die Mormonen verlassen) sein communistisches Ideal Ikarien zu verwirklichen in einer Gemeinde, die ihr Vermögen theilte, in der jeder seinen Lebensunterhalt nur

nach dem Maaß ſeiner Arbeit empfing, keine Mutter ihr Kind bei ſich behielt, weil alle Kinder auf Koſten der Gemeinde erzogen wurden, kein Gottesdienſt gehalten wurde ꝛc. Die Unnatur eines ſolchen atheiſtiſchen Kaſernenlebens rächte ſich aber bald, die Faulen wollten nicht arbeiten, es gab Streit, Cabet wurde abgeſetzt und ſtarb, die Gemeinde zerſtreute ſich, 1857.

Die katholiſche Kirche hat ſich trotz aller Ungunſt allmählig immer weiter in den V. Staaten ausgebreitet und wird immer mächtiger, je mehr die andern Kirchen ſich in Nebenkirchen zerſtreuen und in Afterkirchen entarten. Den alten Coloniſten und ihren Nachkommen wohnt noch der unverſöhnliche Haß gegen das Papſtthum inne, den ſie aus Europa mitgebracht, und der Stolz und Egoismus des Yankee ſträubt ſich gegen die Autorität. Daher die Verfolgung, welche die katholiſchen Prieſter mehrfach erlitten haben, ſeitdem die Irländer in den V. Staaten Kirchen gegründet, die Zerſtörung von Klöſtern, Verjagung von Nonnen ꝛc. Nach 1853 kam der päpſtliche Nuntius Bedini in Cincinnati in Lebensgefahr, indem die dort beſonders irreligiöſe leider deutſche „Geſellſchaft der freien Männer“ die Wohnung des Erzbiſchofs, bei dem er eingekehrt war, ſtürmte. Gleichzeitig wurde der ſchöne Marmorblock, welchen Pius IX. für das Washington-Denkmal geſchickt hatte, von ruchloſer Hand zerſtört. Allein ſolche kleine Exceſſe hinderten das Gedeihen der katholiſchen Kirche in den V. Staaten keineswegs. Dieſelbe hat jetzt den Erzbiſchof von Baltimore, Patrik Kinrik, zum Primas, einen trefflichen und gelehrten Mann. Sehr merkwürdig iſt die jüngſte Erſcheinung des Nevismus (nach ſeinem Urheber, dem Schotten Nevin benannt), eines eigenthümlichen Kirchenſchmerzes, einer vom Calvinismus ausgehenden neulutheriſchen und halbkatholiſchen Sehnſucht nach Wiedervereinigung mit der alten Kirche.*)

*) Eine Miß Dalle Smith wagte zu ſagen, der Proteſtantismus ſey den Frauen nicht ſo günſtig, als der Katholicismus, ja ſelbſt als es das alte Heidenthum geweſen ſey.

Der allgemeine Charakter der aus dem Proteſtantismus Europa's hervorgegangenen Secten in den V. Staaten iſt 1) ein ſtark vortretender Judaismus mit ſeiner Aeußerlichkeit, ſtrengen Sabbathfeier *), Streitſucht und Intoleranz und ſeinem Prophetenthum. Man hat ſich von Chriſto abgewendet zum zürnenden Jehovah, deshalb das Angſt- und Bußgeſchrei einer- und das Erwarten des Meſſias andererſeits. 2) Ein eben ſo ſtark vortretender Subjectivismus, das allgemeine Prieſterthum. Die Gemeinde allein entſcheidet. Sie wählt ihren Prediger und jagt ihn fort, wie einen Bedienten. Daher die armen Seelenhirten auf allerlei Heuchelei, Schauſpielerkünſte und Speculationen angewieſen ſind, um ihr Brod zu verdienen. Daher auch ihr raſches Wechſeln und Ueberſpringen von einer Confeſſion zur andern. In den großen Städten beobachtet man eine Art von Claque in den Kirchen, eine geſchloſſene Maſſe alter Jungfern, von deren Beurtheilung das Schickſal der Kanzelconcurrenten abhängt. Bei den kirchlichen Wahlen kommen unglaubliche Gemeinheiten vor. **)

Der Yankee bedarf wie ſchon bemerkt, bei ſeiner nüchternen Arbeit und Geldſpeculation und bei ſeinem langweiligen Familienleben, welches durch keine größere geſellige Freude wie in Europa unterbrochen wird, von Zeit zu Zeit eine ſtarke leidenſchaftliche

---

*) Das Sprichwort ſagt: wenn der Yankee ſechs Tage lang ſeinen Nächſten betrogen hat, ſo betrügt er am ſiebenten Gott.

**) In einer neuerbauten Stadt wurde ein junger deutſcher Geiſtlicher angeſtellt, nahm aber auf einige Monate Urlaub, um ſeine Braut zu holen. Unterdeß predigt ein fremder hübſcher Blondin, gefällt den Weibern und wird als Geiſtlicher angeſtellt, der frühere, als er mit ſeiner Braut ankommt, mit Advocatenkniffen abgewieſen. Indeß läßt ſich ein Advocat ſeine Rechte auf die Pfarrſtelle übertragen und dingt einen dritten, der ſich darum bewerben muß. Der Blondin wird als ein verfolgter Verbrecher erkannt und flieht. Als aber der dritte ſein Amt antritt, kommt ein bekehrter Jude, verführt den größten Theil der Gemeinde zum Methodismus und ſetzt ſich in Beſitz des einzigen vorhandenen Betſaals.

Aufregung. Eine ſolche fand er nun gleich anfangs im Methodismus, weshalb dieſe Form des Gottesdienſtes bald die beliebteſte in den V. Staaten wurde. In ihr ſpiegelt ſich das echte Yankeethum, Geſchäftseile, Ungeduld fertig zu werden, raſches Anpacken der Sache, gründliche Expectoration, krampfhafte Reue und Buße und plötzlich wieder raſch aufflammender Hochmuth kraft der Begnadigung und der nunmehr unzerſtörlichen Selbſtgerechtigkeit. Nichts geht in dieſer Beziehung über ein camp Meeting der Methodiſten. Sie verſammeln ſich unter freiem Himmel, beſonders gern in Wäldern und ſteigern ſich durch Sündenbekenntniß und Büßerangſt, denen der Begnadigungstriumph folgt, bis zur Verrücktheit.*) Am tollſten geht es her bei den Meetings der ſchwarzen Methodiſten. Der ſchwarzen Race ſagt dieſer Gottesdienſt wegen ſeiner Exaltation am meiſten zu, die Convulſionen der Neger und Negreſſen in ihrem Bußſtand ſollen aber eher einer Hexennacht auf dem Blocksberge, als einem chriſtlichen Gottesdienſt gleichen. Die weißen Methodiſten wollten jedoch nicht alle die Gleichberechtigung der Schwarzen anerkennen. Viele Reiche unter ihnen fanden die Beibehaltung der Sclaverei ihren Intereſſen entſprechend und trennte ſich zuerſt unter Biſchof Andrew 1844 nicht weniger als eine halbe Million. Auch die Baptiſten, die das allgemeine Prieſterthum am weiteſten ausdehnen, haben den langweiligen Predigtcultus durch die Einführung neuer Sacramente, Fußwaſchen, Liebeskuß, Krankenſalbung ꝛc. intereſſanter zu machen gewußt. Wie

*) Buſch in ſ. Wanderungen I. 278 beſchreibt ein Meeting der Methodiſten: „Pump! Puff! Pump! fielen die Weiber von den Bänken. Mit Uff und Eio wanden ſich die Männer. An allen Ecken gellten und johlten, meckerten und grunzten, winſelten und quickten zerknirſchte Stimmen. Dumpf donnerten die Brüllſtimmen Gott um Erbarmen an. Am Boden zuckten und wälzten ſich die Weiberſtimmen. Einige thaten Luftſprünge, andere machten ihren Empfindungen durch Trampeln Luft. Grimaſſen, wie ſie Höllenbreughel nicht widerlicher erfinden könnte, begegneten dem ſtaunenden Blick."

ſehr den Yankees geiſtige Aufregungen zum Bedürfniß geworden ſind, bewies die Erſcheinung des ſ. g. revival in New-York 1858. Plötzlich füllten ſich alle Kirchen mit Betenden, und da die Kirchen nicht ausreichten, die Theater und alle großen öffentlichen Gebäude. Alles lief herbei, um Fürbitten in Privatangelegenheiten zu bewirken, ohne Geiſtliche, eine große Bewegung des Volkes allein.

Aus dem Proteſtantismus gingen noch eine Menge kleiner Secten hervor, ſofern gemeine Leute, welche die Bibel laſen, einzelne Stellen daraus einſeitig hervorhoben und zur Richtſchnur ihres Lebens und der von ihnen begründeten kleinen Gemeinſchaften machten. Solche kleine Secten wanderten theils aus Europa ein, theils entſtanden ſie in den V. Staaten ſelbſt. Am berühmteſten wurde die auf Apoſtelg. IV. 32 gebaute communiſtiſche Secte des Württemberger Rapp zu Harmony (1805) ſpäter zu Wabaſh und Oekonomy (1824) mit muſterhafter Gemeindeverfaſſung. Minder berühmt ſind Ebenezer, der Sitz der heſſiſchen Inſpirirten, Bethel (von Keil gegründet), Zoar, die kleinen Secten Owens, Swedenborgs, Millers, die Adamiten, Perfectibiliſten, Evasſöhne ꝛc. Eine der merkwürdigſten, jedoch nicht ſehr viel verbreiteten Secten war die der Shakers (Zitterer), ſo genannt, weil ſie, um Davids Tanz um die Bundeslade nachzuahmen, beim Gottesdienſt tanzten und ſich gleich den Methodiſten convulſiviſch auf dem Boden wälzten. In dieſem Exceſſe wurden ſie mit weißen Kleidern bedeckt und erzählten dann, ſie ſeyen bei der Mutter Anna geweſen und brachten Botſchaft von ihr. Das war die verſtorbene Anna Lee, welche die Secte ſchon 1776 geſtiftet hatte, indem ſie ſich für das in der Offenb. Joh. 12 erwähnte „Weib mit der Sonne bekleidet“ ausgab.

Die merkwürdigſte aller Secten in den Vereinigten Staaten iſt die der Mormonen, 1823 begonnen von dem damals erſt achtzehnjährigen Joë Smith in dem Dorfe Mancheſter bei Palmyra im Staate New-Yorke. Derſelbe behauptete, ihm ſey ein Engel erſchienen und habe ihm auf dem Berge Cumorah bei Palmyra eine

Kiſte gezeigt, die er aber erſt nach völliger Herzensreinigung 1827 öffnen durfte und in welcher er das Buch Mormon auf goldenen Tafeln niedergeſchrieben fand. Dieſes Buch lehrt, nach der Sündfluth ſeyen fromme Juden nach Nordamerika gekommen, auch der Heiland ſey bei ihnen geweſen, aber durch ihre Sünden ſeyen ſie dreimal alle ausgerottet worden und zuletzt nur Mormon übrig geblieben, der jenes Buch in goldene Tafeln gegraben habe. Das Buch wurde ſchon 1830 gedruckt und erregte ungeheures Aufſehen. Aber als man nach den goldenen Tafeln frug, waren ſie verſchwunden. Sie hatten nie exiſtirt. Das Buch ſelbſt war von einem gewiſſen (ſchon verſtorbenen) Spaulding aus Liebhaberei geſchrieben worden und das Manuſcript bei einem Buchhändler liegen geblieben, bis ein gewiſſer Sidney Rivdon ſich mit dem arbeitſcheuen und verſchlagenen Joë Smith verband, um es herauszugeben, ihm einen wunderbaren Urſprung anzudichten, das Publicum zu prellen und einen guten Gewinn zu machen. Der Anſchlag gelang über Erwarten. Das langweilige Buch fand Gläubige genug und Smith durfte ſeine Speculation auf die Stiftung einer förmlichen neuen Glaubenspartei ausdehnen. Schon 1830 vereinigte ſich mit ihm Pratt, ein ausgezeichneter Prediger, und 1831 konnte er bereits in Kirtland ſeine erſte Kirchengemeinde gründen. Von hier aus überſiedelte er nach Independance an den Grenzen Miſſouris, wurde aber mit der ganzen Colonie von dort vertrieben, nicht allein weil die nüchternen Yankee das hoffärtige Gebahren der neuen Heiligen nicht ausſtehen konnten, ſondern hauptſächlich, weil die Mormonen keine Sclaven duldeten. Ein Verſuch, Independance mit gewaffneter Hand wiederzuerobern, mißlang, 1834. Zum erſtenmal offenbarten die Mormonen hier ihren kriegeriſchen Geiſt und erregten ein neues Aufſehen durch die Anmaßung, gleich den Muhamedanern die Welt mit Waffengewalt bekehren zu wollen. Sie nannten ſich die Latter-day-saints, die Heiligen des jüngſten Tages, weil ſie glaubten, ſie ſeyen berufen, die Gottloſen auszurotten und das verheißene Reich Gottes auf Erden zu gründen. Sie zählten damals

ſchon 50,000 Anhänger, wurden aber durch eine gemeinſame Anſtrengung der Miſſourier unter General Clarke aus den neuen Anſiedlungen vertrieben. Pratt erzählt, die Miſſourier hätten die gefangenen Mormonen unbarmherzig getödtet, ja die noch Lebenden das Fleiſch der Erſchoſſenen zu eſſen gezwungen, ſo tief war der Haß gegen die neue Secte ſchon gewurzelt.

Der Mormonismus wirkte wie mit einem dämoniſchen Zauber auf die Menſchen, ſie unwiderſtehlich hinreißend oder ingrimmig abſtoßend. Smith und Pratt folgten nur inſtinctartig dem Zeitgeiſte, indem ſie dem practiſchen Egoismus des Yankeethums eine religiöſe Weihe gaben, nicht mehr kopfhängeriſch und bußfertig, ſondern ſtolz und luſtig waren, das nur ahnungsvolle Hinweiſen auf eine ferne andre Welt verwarfen und friſchweg den Himmel auf Erden ſelber einrichteten und ſich ſelber ſchon diesſeits ſelig ſprachen. Jeder, der in ihre Gemeinſchaft trat, wurde dadurch ſorgenfrei. Zwar mußte er arbeiten, denn kein Fauler wurde unter den Mormonen geduldet, aber er erhielt ſein Ackerloos, wie jeder andere, und vollen Antheil an den Genüſſen des Wohlſtandes, in welchem die ganze Gemeinde ſich befand. Das Leben war heiter und fröhlich, der Gottesdienſt von Bällen und Tänzen begleitet.

Aus Miſſouri vertrieben, wanderten die Mormonen im harten Winter von 1838 auf 1839 nach Illinois aus und litten große Noth unterwegs am linken Ufer des Miſſiſippi. Das Volk von Illinois hatte Mitleid mit ihnen und erlaubte ihnen, in Nauvoo eine neue große Niederlaſſung zu gründen. Hier genoſſen ſie mehrere Jahre Frieden, verwandelten durch ihren Fleiß das rauhe Land in einen Fruchtgarten und begannen 1842 mit einem großen Tempelbau. Allein ihre Sonderbarkeiten, ihr Hochmuth und beſonders das falſche Spiel, was ſich ihr Prophet bei den politiſchen Wahlen erlaubte, indem er ſein Volk einmal für die demokratiſche, dann wieder für die republikaniſche Partei abſtimmen ließ, zogen ihnen den Haß aller Nichtmormonen auch in Illinois zu, wie früher in Miſſouri. Dazu kam noch die ungeheure Anmaßung

des Propheten, sich zum Candidaten für den Präsidentenstuhl in Washington selbst aufzuwerfen, um von diesem Centralpunct aus die ganze Union zu mormonisiren. Endlich kam der Prophet mit einigen angesehenen Mormonen in Conflict, deren schöne Weiber er verführen wollte, und verbannte sie aus der Gemeinde, sie aber schwuren ihm Rache. Der Prophet stiftete seinerseits den Orden der Daniten, ähnlich dem der Assassinen, einer Leibgarde, die alles wagen sollte, was er befahl. Ford, der Gouverneur von Illinois, ließ Smith verhaften, damit er sich gegen die vielerlei Anschuldigungen vertheidige. Vertrauend auf den Schutz der Gesetze kam auch Smith, wurde aber nebst seinem Bruder Hiram im Gefängniß zu Carthago überfallen und grausam ermordet, am 27. Juni 1844.

Nach seinem Tode wurde Brigham Young zu seinem Nachfolger gewählt, auf den der Prophetengeist forterbte und welcher unumschränkter Statthalter Gottes in der theodemokratischen Gemeinde bleiben sollte. Einige seiner Mitbewerber trennten sich nun aus Eifersucht von der Gemeinde. Der Mormonenstaat hatte aber von außen noch viel schlimmere Feinde. Wüthende Volkshaufen zerstörten einen großen Theil von Nauvoo durch Brand. Die Mormonen bewaffneten sich, konnten aber der allzugroßen Ueberlegenheit ihrer Feinde nicht zu trotzen hoffen und capitulirten mit Ford, der ihnen Sicherheit versprach, bis sie im Frühjahr 1846 allesammt den Staat verlassen würden. Sie beschlossen nach Utah bis tief im Westen der Union zu ziehen und sich in der Einsamkeit am Salzsee niederzulassen. Man machte den Winter über große Vorbereitungen zum allgemeinen Auszuge und rüstete dazu 12,000 Wagen. Am 3. Februar 1846 ging der Vortrapp, 1600 Seelen, über den noch gefrorenen Mississippi in die unermeßliche, unbewohnte und unangebaute Prairie und überwand nicht nur alle Mühsale des Weges, sondern ackerte auch und säete, damit die Nachkommenden reife Frucht fänden. Das Hauptheer der Mormonen mit ihrem Propheten verließ Nauvoo erst im Mai, aber so groß war die Wuth ihrer Feinde, daß die wenigen Zurückge-

bliebenen von ihnen überfallen und hinausgejagt wurden. In den zurückgelaſſenen Häuſern ſetzte ſich feſt, wer wollte. Der große und eigenthümliche Tempel *) der Mormonen zu Nauvoo war ſchon von den Abreiſenden ausgeleert, wurde jetzt aber noch gefliſſentlich entweiht und 1848 in Brand geſteckt. Cabet, der Ikarier, wollte ihn wieder aufbauen; aber ein Sturm riß ihn gänzlich nieder. — Der große Heereszug der Mormonen wurde mit dem Auszug aus Aegypten verglichen. Sie erlitten mancherlei Strapazen und Noth, blieben aber immer fröhlich, verkehrten liebreich mit den Indianerſtämmen, denen ſie begegneten, und ſchickten im Herbſt 500 Bewaffnete ab, um in Californien gegen die Mexikaner kämpfen zu helfen. Den Winter brachten die Wanderer am Miſſouri in Erdhöhlen zu. Sie hatten hier noch ausreichend Lebensmittel. Als ſie aber im April 1847 aufbrachen, den noch weiten Weg in Eilmärſchen zurücklegten und nach Ueberſteigung des Utahgebirges endlich im Juli in das fruchtbare, damals aber noch ganz unangebaute und öde Thal des Salzſees, einen weiten und prächtigen Bergkeſſel zwiſchen hohen Bergen (der Lone Peak iſt über 10,000 Fuß hoch), gelangten, begannen ihnen die Lebensmittel zu mangeln und ihre erſten Saaten wurden im Frühjahr 1848 durch ungeheure Heuſchreckenſchwärme verderbt. Allein ſie halfen ſich durch dieſe erſte Noth- und Hungerzeit hindurch und bekamen 1849 eine reiche Ernte.

Sie nannten ihre neue Heimath den Staat Deſeret (die Honigbiene) und Präſident Fillmore erlaubte dem Propheten, das neue zur Union gehörige Territorium als Gouverneur zu regieren, ſetzte ihm aber ſechs Beamte an die Seite, worunter drei Nichtmormonen waren. Das paßte nun ſchlecht zur ausſchließlichen

*) Derſelbe trug auf ſeiner Spitze einen ſchwebenden Engel. Im Innern war das Merkwürdigſte eine Nachbildung des ehernen Meeres im ſalomoniſchen Tempel, eine coloſſale Vaſe von zwölf lebensgroßen Stieren getragen, das Taufbecken, aus welchem durch den Act der Taufe Verſtorbene wie Lebendige die Heiligung ſchöpften.

Hierarchie der Mormonen, weshalb auch jene drei Beamten gar nicht beachtet wurden. Neben dem Propheten, dem allein das Vorrecht der Inspiration zuerkannt blieb und der Orakel und vermeintliche göttliche Befehle ertheilte, regierten zwei Priesterschaften, die Aaronische mit Bischöfen, Priestern, Lehrern und Diakonen, denen neben dem Cultus und Unterricht auch noch die Justiz, Polizei und Finanzen zu verwalten oblag, und die Melchisedek'sche, die aus den Aeltesten und Hohepriestern und aus den zwölf Aposteln (meist auf Missionen abwesend) bestanden. Weltliche Beamte gab es nicht. Der Prophet regierte mit vieler Klugheit. Seine 500 Mann hatten der Union gegen Mexiko tapfer gedient und kehrten mit Ehren zurück. Die Verlockung, an der Goldgräberei in Californien Theil zu nehmen, wurde mit großer moralischer Kraft abgewiesen. Die schlimmen Erfahrungen, welche Smith in Missouri gemacht hatte, belehrten Young, daß es klüger sey, den Abolitionismus zu mäßigen. Die Neger wurden daher als die Nachkommen Kains zurückgesetzt und die Sclaverei derselben gerechtfertigt.

Nun erfuhr man aber damals zuerst, daß unter den Mormonen die Vielweiberei erlaubt und nach und nach allgemeine Sitte werde. Im Jahre 1852 verkündete zum erstenmal Pratt eine Offenbarung, welche Smith schon 1843 gehabt haben sollte, wonach die Vielweiberei zulässig sey: 1) weil die Patriarchen des alten Testaments mehrere Weiber gehabt haben, 2) weil Christus selbst die drei Marien „lieb hatte", 3) weil jedes Weib mit dem Recht auf einen Mann geboren ist und ohne Mann nicht selig werden kann, 4) weil nur in rechter Ehe Heilige erzeugt werden können, außerehelich dagegen nur Unselige. Damit hing das kühne Dogma von einer fortschreitenden Vergötterung der Heiligen zusammen. Die Heiligen sollten Gott immer näher kommen, selbst Götter werden und neue Welten schaffen können, während die Unseligen, alle Nichtmormonen und unehelich Erzeugten mittelst der Seelenwanderung rückwärts gebracht und nur als Indianer, Neger oder Thiere zu ihrer Strafe wiedergeboren werden sollten. Um

noch mehr Menschen zum Mormonismus zu bekehren, dehnte man das Sacrament der Taufe auch auf die Todten aus und taufte durch den Wunsch der Neubekehrten deren verstorbene Eltern, Geschwister und Verwandte, um auch sie zu Heiligen zu machen. Sehr verführerisch, aber auch sehr gefährlich war endlich die geistliche Ehe (Spiritual wivery oder sealing, Besiegelung) der Mormonen, d. h. das Recht der mit Heiden oder unwürdigen Männern bereits verheiratheten Frauen, sich mit dem Propheten oder einem andern Heiligen geistlich zu vermählen, um ihre Seele zu retten. — Demzufolge nahm, wer Lust hatte, unter den Mormonen mehrere Frauen und man sah bald, wie ein Mann einen ganzen Omnibus voll von seinen Ehedritteln, -vierteln, -fünfteln ꝛc. spazieren fuhr. Sonderlich der Prophet und die höheren Priesterclassen versorgten sich reichlich mit Schönen. Der Zulauf von Frauenzimmern zu den Mormonen war aber auch ungeheuer. Daß jede einen Mann bekommen mußte, lockte viele und je mehr ihrer wurden, desto nothwendiger wurde auch die Polygamie. Nicht nur aus den Vereinigten Staaten, sondern auch aus Europa kamen zahlreiche Zuzüge von Neubekehrten nach dem Salzsee. Mormonenapostel erschienen überall, um für ihre Secte zu reden, wurden aber meist abgewiesen. Nur in England und Skandinavien fanden sie Zulauf und nur von dort erfolgten große Einwanderungen.

Eine kleine Minderheit von Mormonen, William Smith und Bischof Gladdon an der Spitze, verwarfen die Vielweiberei, wurden aber aus Deseret vertrieben. Young, der allein bereits 50 Weiber genommen hatte, vertheidigte die Vielweiberei mit Fanatismus und bediente sich seiner Danïten, um jeden Widerspenstigen unschädlich zu machen. Als die drei nichtmormonischen Richter einschreiten wollten, wurden sie verhöhnt und vertrieben. Diese Mißachtung der Unionsregierung und der Greuel der Vielweiberei fachten im ganzen Gebiet der V. Staaten den Haß an, den zuerst nur die Bewohner von Missouri und Illinois gegen sie gehegt hatten. Der Mormonenstaat trachtete nach völliger Unabhängig-

keit, ſtellte ſich allen übrigen Staaten entgegen und nahm die Miene an, alle unterjochen zu wollen, wenn er nur die Macht dazu gehabt hätte. Es war ein förmlicher neuer Muhamedanismus mit ſeiner Vielweiberei und Eroberungsluſt. Alles verlangte die Demüthigung, wo nicht Ausrottung der Mormonen und der Präſident mußte 1857 eine Armee gegen ſie ausrüſten. Young aber rüſtete auch ſeinerſeits, hoffte ſich in ſeiner natürlichen Gebirgsfeſte gegen die aus weiter Ferne erſchöpft ankommenden Truppen halten zu können, ſuchte die benachbarten Indianerſtämme zu gewinnen, ließ keine Boten der V. Staaten nach Californien mehr durchpaſſiren, hemmte jeden Verkehr, ließ aber aus Vorſicht faſt das ganze Mormonenarchiv verbrennen, damit, wenn die Dinge eine üble Wendung nähmen, es an compromittirenden Beweisſtücken fehlen möge.

Die republikaniſche Partei in der Union wollte weder Sclaverei noch Vielweiberei dulden, die demokratiſche aber beſchützte die Sclaverei mit der Phraſe: „in häusliche Einrichtungen ſolle ſich der Bund nicht miſchen dürfen.“ Mit derſelben Phraſe vertheidigten nun auch die Mormonen ihre Vielweiberei. Präſident Buchanan wollte als Haupt der Demokraten den Unterſchied zwiſchen Sclaverei und Vielweiberei ſcharf betonen und befahl deshalb, eine Armee unter Claß und Scott zur Unterdrückung der Mormonen abzuſchicken. Aber die Expedition verſpätete ſich bis in den Herbſt 1857. Die Generale Claß und Scott mußten im November 150 engliſche Meilen vom Salzſee entfernt ihre Winterquartiere aufſchlagen und litten großen Verluſt durch Kälte und Hunger. Erſt im Frühjahr erhielten ſie Verſtärkungen und einen vom Präſidenten für Deſeret ernannten neuen Gouverneur, Cumming, dem Young weichen ſollte. Die Mormonen wagten keine Schlacht und hofften durch rechtzeitiges Nachgeben die Union zu verſöhnen deren Uebermacht ſie doch zuletzt hätten erliegen müſſen. Sie wichen alſo dem Streich, der gegen ſie geführt werden ſollte, geſchickt aus durch eine proviſoriſche Auswanderung nach Süden, und zeigten ſich zu Unterhandlungen

geneigt. Da schickte Buchanan zwei Friedenscommissaire, Powell und Culloch, und in Folge dessen ließen die Mormonen den neuen Statthalter für Utah, Cumming, in die Salzstadt zu. Ebendahin kam auch Thomas Kane, Bruder des berühmten Entdeckers der nordwestlichen Durchfahrt, und vermittelte die Aussöhnung. Der Feldzug hatte 15 Millionen Dollars gekostet und die Verwaltungsbeamten *) hatten schamlos gestohlen. Dies und die 4000 Dollars Jahresgehalte, welche Cumming bezieht, waren der einzige Gewinn aus der ganzen Demonstration. Die in Utah zurückgebliebenen Truppen der Union sind zu schwach und von den V. Staaten zu fern, um sich lange halten zu können und die Mormonen haben sich nur scheinbar gefügt, Cumming kann ihnen nicht mehr befehlen, als sie befolgen wollen.

Man zählt jetzt 3—500,000 Mormonen, wovon ein großer Theil in England, Skandinavien und den Vereinigten Staaten zerstreut lebt, die aber immer bereit sind, sich um den neuen Tempel zu schaaren.

Die innere Parteiung in den V. Staaten wurde am meisten genährt durch die Sclavenfrage. Den Angloamerikanern in den nördlichen Provinzen, die von ihrer Hände Arbeit im gemäßigten Clima lebten und keine Sclaven brauchten, erschien die Sclaverei in den südlichen Provinzen ein Greuel, widerchristlich und inhuman, im höchsten Grade ungerecht für die Schwarzen, demoralisirend für die Weißen und eine Schande für die Union. Wetteifernd mit England, welches die Sclaverei aus andern Gründen auszurotten suchte, bemühten sich die Abolitionisten oder Freibodenmänner im Norden der V. Staaten, den Sclavenhandel gesetzlich abzuschaffen. Die Sclavenhalter in den

*) Einer derselben erbot sich in einer öffentlichen Annonce zu Hülfleistung bei allerlei Speculationen und fügte zu seiner Empfehlung hinzu, er habe bei den damaligen Armeelieferungen 1 Mill. Dollars gewonnen. Allg. Z. 1858 Nr. 137.

Südprovinzen erkannten aber in der Beibehaltung ihrer Sclaven eine Lebensfrage. Um in dem heißen Himmelsstrich auf den Plantagen die Colonialproducte zu erzeugen, Zucker, Kaffee, Baumwolle ꝛc., brauchte man nothwendig die schwarze Race, denn die weiße hätte die Hitze nicht ausgehalten oder zu viel Arbeitslohn gekostet. Ueberdies fühlte man, wenn die Neger emancipirt würden, deren Empörung wie auf Hayti. Die Yankees im Süden fochten also für ihre Existenz. Sie hatten aber das erlaubte Maaß als Herren übertrieben und überboten sich in Trotz und Barbarei, um den reichen Gewinn, den sie aus dem Mißbrauch des Sclavenhaltens zogen, zu entschuldigen. Daher die ungeheure Gehässigkeit des ganzen Streites.

Man muß dabei in Anschlag bringen, daß der Yankee von germanischer Race sich von Natur erhaben fühlt über den Neger, ihn kaum als Menschen gelten läßt, ihn lieber zum Thiere rechnet und sich daher auch die roheste Grausamkeit gegen ihn erlaubt. Im spanischen und portugiesischen Amerika herrscht die Verachtung gegen die schwarze Race bei der weißen nicht, wie im englischen. Die Neger wie die Indianer beten und essen mit den Weißen gemeinschaftlich, verheirathen sich mit denselben und stehen als katholische Christen auf gleicher Linie. Auch die Sclaven werden mild behandelt und sind Glieder der Familie. Die Angloamerikaner dagegen dulden keinen farbigen Menschen in ihrer Gesellschaft. Auch freie Schwarze von großem Reichthum, auch Quateronen, die ganz weiß sind und nur in einem dunkeln Schatten um die Augen eine Mischung mit Negerblut verrathen, dürfen nie mit einem Weißen bei Tisch, nie mit ihm im Wagen sitzen. Dieser tiefe Racenhaß ist in der vorliegenden Frage entscheidend. Der spanische Südamerikaner und Brasilianer verliert in der friedlichen Vermischung mit den Schwarzen allmählich den Adel und die Energie der weißen Race. Diese festzuhalten lehrt dagegen den Yankee sein guter Instinct und er fährt besser dabei.

Sein Stolz ist gerechtfertigt, sein Verfahren practisch, nur

durch den Mißbrauch der Gewalt, die er über die schwarze Race besitzt, ruft er den Fluch des Himmels auf sich herab. Anstatt nämlich die armen Schwarzen, wie Unmündige, menschlich und liebreich zu behandeln und bis zu der Stufe von Bildung, der sie fähig sind, zu erziehen, hält der Yankee den Schwarzen gewaltsam in der Thierheit zurück, verbietet ihm bei Todesstrafe lesen und schreiben zu lernen und behandelt ihn wie das Vieh. Im Jahr 1852 beschrieb Harriet Beecher Stove in dem berühmten Roman „Onkel Toms Hütte" die Leiden der armen Neger und trug dadurch nicht wenig bei, den Eifer der Abolitionisten und die Wuth der Sclavenhalter zu erhitzen. Das Aergste war die Negerzüchterei, welche völlig wie die Viehzucht getrieben wurde, denn, um nicht schweres Geld für aus Afrika eingebrachte Sclaven ausgeben zu müssen, sind im Süden der V. Staaten Anstalten eingerichtet, worin Negerkinder in Menge erzeugt werden. Daß der Sclavenbesitzer selbst mit seinen Sclavinnen eine Menge Kinder zeugt und diese dann verkauft,*) ist unter den Yankees etwas gewöhnliches. Der Preis der Sclaven steigt mit dem Bedürfniß der Arbeit und dieses mit dem Absatz der Colonialwaaren in Europa. Der Absatz hat aber beständig zugenommen, mithin auch der Bedarf an Sclaven gerade in der Zeit, in der die Abolitionisten am lautesten gegen die Sclaverei schrien.

England und Frankreich hatten schon 1831 unter sich, dann 1841 auch mit Rußland, Oesterreich und Preußen einen Vertrag abgeschlossen, worin sie sich verbürgten, in ihrem Gebiet keine Sclaverei mehr zu dulden. England und Frankreich schlossen 1845 einen neuen Vertrag in Bezug auf das Durchsuchungsrecht der Schiffe und hielten kleine Flottillen an der Küste Afrika's, um den Menschenhandel nach Amerika zu verhindern. In den V. Staaten selbst hatte der Congreß schon

*) Präsident Jefferson selbst verkaufte seine eigenen Kinder. Eine Tochter von ihm wurde zu New-Orleans auf offenem Markte von einem seiner Verehrer gekauft. Hamilton I. 163.

1776 die Einfuhr von Sclaven verboten, allein das Intereſſe hatte das Einhalten des Verbots unmöglich gemacht. Inzwiſchen hatte man ſich vertragen und noch zuletzt hatte Clay eine Compromißbill durchgeſetzt, welche zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Provinzen eine billige Ausgleichung erſtrebte. Es handelte ſich hauptſächlich um die neuen Territorien und Provinzen, in denen beide Parteien die Oberhand zu erhalten, die eine die Sclaverei einzuführen, die andere ſie auszurotten ſuchten. Die ſ. g. Nebrasca-Bill vom 24. Mai 1854 ſtellte es jedem neuen Territorium frei, ob es Sclaven halten wolle oder nicht; allein das Intereſſe war zu mächtig und die Selbſthülfe dem rohen Yankee zu geläufig, als daß er ſich in der geſetzlichen Bahn hätte halten laſſen. Das Geſetz wurde ganz offen umgangen. Neger, welche durch die Behörden von Sclavenſchiffen waren weggenommen worden, brachte man doch nur an einen Ort, wo ſie wieder verkauft wurden.

Das alte Nebrasca genannte Gebiet im Oſten des Miſſouri zerfiel in die Staaten Wisconſin, Jowa, Miſſouri, Indian Territory und Kanſas. Kanſas, zwiſchen dem Miſſouri und den Rocky-Mountains am Fluſſe Kanſas, war ein noch wenig angebautes, ſchwach bewohntes Prairieland, in welches aber immer mehr Anſiedler einwanderten. Die meiſten kamen aus den nördlichen Provinzen und waren mithin Abolitioniſten, die Minderheit hielt Sclaven und ſuchte ſich aus den ſüdlichen Provinzen zu verſtärken. Vor allem lag den Bewohnern des benachbarten Miſſouri daran, die Sclaverei in Kanſas zu erhalten, um ihre Partei zu verſtärken und am Congreß die Stimme eines Staates mehr für die Sclaverei zu gewinnen. Als daher 1854 durch die Abolitioniſten die Stadt Lawrence in Kanſas erbaut wurde, kam allerlei beſtelltes Geſindel aus Miſſouri herüber, um die Arbeit zu ſtören. Dieſe Miſſouri-Ruffians waren ausgeſuchte Raufbolde in rothen Flanellröcken, bis an die Zähne bewaffnet, faſt immer beſoffen und zu allem fähig, von unglaublicher Rohheit. Sie drängten ſich ohne weiteres in die Verſammlung der Bürger von Kanſas und ſtimmten

mit. Nicht ohne große Mühe gelang es den Bürgern, sich am 15. December 1855 in einer Versammlung zu Topeka eine Verfassung und Organisation unter dem Gouverneur Reeder zu geben. Nun schloß aber Missouri einen Bund mit Georgien und Carolina, um Kansas mit Gewalt zu einem Sclavenstaat zu machen. Am 21. Mai 1856 überfielen tausend Russians unversehens die Stadt Lawrence, verbrannten die öffentlichen Gebäude und plünderten alle übrigen aus, desgleichen legten sie die Stadt Bernard in Asche.

Die Freibodenmänner waffneten sich nun auch, erlitten aber am 30. Aug. eine Niederlage und wurden vom Norden her nicht unterstützt.

Die Sclavenhalter entwickelten an allen ihren Grenzen eine Energie, gegen welche sich die Abolitionisten der gesammten Union, welche doch entschieden die Mehrheit bildeten, auf eine merkwürdige Weise nur passiv verhielten. Die Sclavenhalter setzten am 4. Nov. 1856 die Wahl Buchanans zum Präsidenten*) durch und behaupteten die Oberhand im Congreß. In New-York selbst, dem Mittelpunct der nördlichen Provinzen, war der Hauptstapelplatz für die Colonialwaaren des Südens und hielten es die großen Handelsmänner heimlich mit dem Süden. Ueberhaupt konnte in Nordamerika, wenn Humanität und Geldinteresse stritten, der Sieg nie zweifelhaft seyn. Die Sclavenhalter (die enragirtesten im Süden hieß man fire-eaters, Feuereſſer) durften sich ungestraft alles erlauben. Wo sie innerhalb ihrer Grenzen irgend einen Abolitionisten witterten, pflegten sie denselben nackt auszukleiden, in Theer und dann in Federn zu tauchen, und so unter Spott und Peitschenhieben fortzujagen. Ein Loos, welches besonders die frommen Missionäre und Schulmeister traf, welche heimlich den Negern Unterricht ertheilten. Oft auch fielen die Sclavenhalter in das Nachbargebiet ein, um Sclaven gewaltsam zurückzuholen, die ent-

*) Am 4. März 1857 wurde Buchanan als Präsident zu Washington inaugurirt und zog im Triumph auf, vor ihm ein hoher Wagen mit der Freiheitsgöttin, hinter ihm ein Schiff mit vollen Segeln und Wimpeln.

flohen waren, wobei sie Häuser plünderten oder verbrannten. Oft wurden Unschuldige als Abolitionisten verdächtigt und verfolgt, Gläubiger, die ein böser Schuldner anklagte, um sie loszuwerden, Privatpersonen, an denen man Rache nehmen wollte ꝛc.

Ein gewisser Brower (Old Captain genannt), schon 63 Jahre alt, litt schwer im Bürgerkrieg von Kansas. Die Missourileute verbrannten ihm Haus und Hof, mordeten ihm zwei Kinder und verwüsteten seine Felder. Sein Weib starb vor Gram. Da schwur er den Sclavenhaltern Rache, sammelte Gleichgesinnte um sich, fiel in Missouri ein und sengte und brannte daselbst wie ein Räuber. Man fing ihn, er machte sich wieder frei und reizte im Oct. 1859 zu Harper's Ferry in Virginien die Neger auf. Die Empörung derselben wurde jedoch bald durch Truppen besiegt und Brower gefangen. Er läugnete nichts, lieh seinem Ingrimm kräftige Worte und wurde, nachdem man ihn, den von vielen Stichen und Hieben am Wundfieber liegenden, gleichwohl wochenlang mit Verhören gequält hatte, am 2. December zu Charlestown gehenkt.

Die Mehrheit in Kansas mußte zusehen, wie bereits am 7. Nov. 1857 von der Minderheit eine neue Verfassung gemacht wurde, welche die Sclaverei beibehielt, und wie der Präsident Buchanan diese neue Verfassung auch wirklich bestätigte. Im Congreß zu Washington kämpften die Vertreter beider Parteien mit äußerster Erbitterung. Kein Anstand, keine Würde des Gesetzgebers wurde mehr geschont. Am 22. Mai schlug im Senat Brooks von Südcarolina seinen Gegner in der Sclavenfrage, den Abolitionisten Summers von Massachusetts, mit einem Stocke halbtodt, und wurde doch deshalb nicht ausgestoßen, sondern nur zu 300 Dollars Strafe verurtheilt, empfing aber dafür einen schweren goldbeschlagenen Stock mit der Inschrift hit him again (hau ihn noch einmal). Am 5. Februar 1858 kam es wegen derselben Frage im Repräsentantenhause zu einer furchtbaren Schlägerei zwischen Grow vom Norden, Kritt und Potter vom Süden, und vielen andern, die sich einmischten. Die Frage wegen Kansas war

deshalb so wichtig, weil sich 30 Sclavenstaaten 30 Freibodenstaaten mit ihren Stimmen gegenüberstanden. Durch die Aufnahme Californiens in die Union hatten die letzteren eine Stimme mehr erhalten, die ersteren setzten daher alles dran, um mit Kansas eine neue Stimme zu gewinnen. Der Präsident Buchanan war von ihrer Partei und das Uebrige that ein colossales Bestechungssystem, welches vom Süden aus in Washington gepflegt wurde. Zwischen beiden Parteien suchte eine dritte, die der s. g. Freesoilers, zu vermitteln, indem sie die Sclaverei, wo sie einmal war, gewähren lassen, ihrer Ausbreitung auf andre Gebiete aber Schranken setzen wollte. Inzwischen gingen die Einzelstaaten immer weiter. Missouri und Arkansas verbannten 1860 alle freien Farbigen aus ihrem Gebiet, es sollte dort kein Farbiger leben, der nicht Sclave sey.

Die jüngsten Nachrichten melden, die Zwietracht zwischen Norden und Süden habe einen noch höheren Grad erreicht. Der Süden sey entschlossen, wenn nach Buchanans gesetzlichem Austritt der demokratische Candidat Breckenridge bei der Präsidentenwahl nicht durchdringen sollte, alle seine Abgeordneten nicht mehr nach Washington, sondern nach Richmond zu schicken und dem alten Congreß einen Sondercongreß der Sclavenstaaten gegenüberzustellen.

Gegen England erlaubten sich die V. Staaten ein sehr rücksichtsloses Benehmen. Als der englische Gesandte Crampton in den V. Staaten Werbungen machen ließ, wurde er 1856 ohne weiteres heimgeschickt und drei englische Consuln in New-York, Philadelphia und Cincinnati abgesetzt, ohne daß es England gewagt hätte, eine Genugthuung zu fordern. In dem 1846 zwischen England und den V. Staaten abgeschlossenen Oregon-Grenzvertrage war die nordwestlichste Grenze zwischen dem englischen Neugeorgien und dem amerikanischen Oregon am stillen Ocean nicht genau bezeichnet worden, so daß 1859 Streit entstand über die kleine Insel San Juan, auf welche beide Anspruch machten. Anfangs hatten sich die Amerikaner um diese Insel wenig bekümmert, als aber ihre Ansiedlungen weiter vorrückten und von Indianern angegriffen wur-

den, glaubten sie, diese seyen auf sie gehetzt von Engländern der Hudsons-Bay-Compagnie, welche die Insel zu benutzen pflegten. Nun klagten die amerikanischen Ansiedler und erhielten zum Schutz eine kleine Besatzung, welche die Insel als Eigenthum der V. Staaten ansprach. England war damals in Europa und Asien zu tief verwickelt, um nicht in Amerika nachgeben zu müssen.

Einen kleinen Uebermuth übten die V. Staaten auch gegen Oesterreich aus, indem sie einen eigenen Agenten für das insurgirte Ungarn aufstellten und nachher Kossuth mit ungeheurem Jubel empfingen. Auch noch am 22. April 1858 feierten die politischen Flüchtlinge aus Europa zu New-York ein großartiges Todtenfest zu Ehren Orsini's. Um einen hohen Katafalk standen einige hundert Italiener, an die sich Deutsche, Franzosen, Polen ꝛc. anschlossen. Die Musik spielte. In einer Rede wurde feierlich der Tyrannenmord gepriesen. Am meisten entehrten sich dabei die deutschen Turner, welche edlere Grundsätze aus ihrer Heimath hätten mitbringen sollen.

Mit den spanischen Südamerikanern machten die Yankees noch weniger Umstände. Als auf den peruanischen Lobosinseln der Guano (Vogelmist) in reicher Menge gefunden und die Ausbeutung desselben 1842 ausdrücklich durch ein Gesetz der Regierung von Peru vorbehalten wurde, setzten sich die Yankees nichtsdestoweniger dort fest und führten den Guano in Massen davon.

Die Einwanderung in den V. Staaten war in den Zeiten, in welchen Europa entweder durch Hungersnoth oder durch despotische Reactionen am meisten litt, auch am zahlreichsten. Daß 1854 in New-York allein 319,233 Einwanderer und zwar größtentheils aus Deutschland und 1855 daselbst wieder 136,233 anlangten, erklärt sich theils aus der Unzufriedenheit der Deutschen mit ihren Zuständen nach der mißlungenen Revolution von 1849, theils aus den nassen Jahrgängen. Die Auswanderung aus Europa ist immer noch im vollen Gange und die V. Staaten zählen jetzt schon 26 Mill. Einwohner. Wenn das so fortgeht, werden

ſie in 100 Jahren 100 Millionen zählen und das mächtigſte Volk auf dem ganzen Runde des Planeten ſeyn, wenn die Corruption ſie nicht uneinig macht und auseinanderreißt.

In Canada, dem engliſchen Beſitzthum, lebte man noch in alter Weiſe fort und verwilderte nicht ſo, wie in der benachbarten Republik. Reiſende rühmten ſtets den Frieden und Wohlſtand und die gute Geſittung, beſonders auch die Anmuth der franzöſiſchen Bevölkerung in Canada. Und doch wirkte das Beiſpiel der Nachbarn nach und nach ein wenig anſteckend. In Obercanada neigten viele zur Demokratie und in Untercanada ſuchte Papineau eine ſpecifiſch franzöſiſche Partei gegen die engliſche Regierung aufzuſtacheln. Veranlaſſung dazu gab die mancherlei Willkür in der Verwaltung vom Mutterlande aus. Im Jahre 1836 formulirte die Aſſembly in Niedercanada ihre Forderungen dahin: der Gouverneur ſolle der Aſſembly verantwortlich ſeyn, die Finanzen ſollten beſſer geregelt, die Freiheiten der Colonie überhaupt erweitert werden. Würde England dieſen Forderungen nicht nachgeben, ſo drohte die Aſſembly mit Steuerverweigerung. In Obercanada folgte man gern dieſem Beiſpiel. Vergebens ſuchten die „Loyaliſten" die Bewegung aufzuhalten, die „Söhne der Freiheit", die ſich zuerſt in Montreal conſtituirten, ſchritten zu offener Gewalt, als die Regierung und das engliſche Parlament ſelbſt ihre Forderungen verwarfen. Aber das Militair wurde der Inſurgenten Meiſter, zuerſt bei St. Charles am 25. Nov. 1837, dann auch in Obercanada, wo Mackenzie den Aufſtand leitete. Der engliſche General Colbone ſtellte überall die Ordnung her und verfolgte die Inſurgenten bis auf die den V. Staaten gehörige und im Niagarafluß liegende Inſel Navy-Island, auf der ſie ſich unter ihrem letzten Anführer Mac Nab verſchanzt hatten. Sie konnten ſich mit Hülfe der ihnen aus den V. Staaten zulaufenden guten Freunde nur ſo lange halten, bis der Präſident der Union, van Buren, Befehle gab, die Neutralität einzuhalten und den Inſurgenten keinerlei Vorſchub zu leiſten. Da ſahen ſich die letzteren gezwungen, ſich zu zerſtreuen.

Im Januar 1838 kam Lord Durham als neuer Gouverneur nach Canada, um die Gemüther vollends zu versöhnen, aber seine Maßregeln und Vorschläge erschienen in England zu liberal und Ministerium und Parlament desavouirten ihn. Im höchsten Grade entrüstet und über Unvernunft und Undank klagend, gab Durham seinen Posten auf und überlebte seinen Mißmuth nicht lange. Die Canadier geriethen aber aufs neue in Zorn, verbrannten in Quebeck die Bildnisse der Lords Brougham und Melbourne, die Durham im Stich gelassen hatten, und erhoben unter Robert Nelson noch einmal Aufruhr, aber ohne Nachdruck. Am 10. August 1840 erhielten sie eine neue Verfassung, indem Ober- und Niedercanada verschmolzen und die Franzosen als solche in der allgemeinen Assembly in die Minderheit versetzt wurden. Dabei ist es bis jetzt geblieben, wenn gleich von Zeit zu Zeit noch Klagen aus Canada herübertönten. In jüngster Zeit hat sich der junge Prinz von Wales aufgemacht, die Colonie zu besuchen.

Im Norden der schwach bevölkerten Colonie breiten sich noch unermeßliche Prairien aus, aber vergebens suchte England den Strom, wenigstens der englischen und irischen Auswanderung, nach Canada zu leiten; fast alles ging in die V. Staaten. Jene weiten Prairien selbst aber wurden häufig für Rechnung der Republikaner ausgebeutet. Der größte Jäger und Pelzhändler Canada's war kein Engländer, sondern ein Bürger der V. Staaten, der aus der Gegend von Heidelberg gebürtige vormalige Kürschnergesell Astor, der hunderte von französischen Jägern in den Prairien besoldete, um das Wild zu erlegen, und zwanzig Schiffe unterhielt, um die Häute und Pelze in Europa und China zu verkaufen. Nach ihm wurde eine von ihm an der Westküste Nordamerika's gegründete Colonie und Handelsstation Astoria genannt. Er starb 85 Jahre alt 1848 und hinterließ 50 Mill. Dollars.

Lange ist ein Seeweg um den Norden Amerika's herum nach China, die s. g. nordwestliche Durchfahrt, gesucht worden, weil man auf demselben viel schneller in die indo-chinesischen Ge-

wäſſer kommen würde, als um die Südſpitze Amerika's oder Afrika's herum. Allein man fand im Polarkreiſe das Meer ſtets zu ſehr mit undurchdringlichem Eiſe angefüllt. Großen Ruhm erwarben die engliſchen Capitaine Roß und Parry durch die Kühnheit, mit der ſie in die kalte Zone eindrangen, den größten aber Capitain Franklin, der auf den berühmten Entdeckungsſchiffen des Cap. Roß, Erebus und Terror, 1845 ſeine Entdeckungsreiſe, um die nordweſtliche Durchfahrt zu finden, unternahm, aber nicht wiederkehrte. Die ganze gebildete Welt intereſſirte ſich für ihn und wetteifernd ſchickten England und die V. Staaten Schiffe aus, den Verlorenen zu ſuchen, nahe an 30 verſchiedene Expeditionen. Aber erſt 1859 fand Capitain M'Clintac mit dem Dampfer Fox, den Lady Franklin auf eigene Koſten ausgerüſtet hatte, um ihren Gatten wiederzufinden, die Spuren des Verlorenen wieder auf, nämlich einen auf Point Victory an der Weſtküſte von King Williams Island am 25. April 1848 von den Capitains Crozier und Fitzjames niedergelegten Bericht, nach welchem die beiden Schiffe Franklins, Erebus und Terror, im Eis eingefroren, wenige Tage vorher hatten müſſen verlaſſen werden, nachdem Franklin ſelbſt ſchon am 11. Juni 1847 geſtorben war. Damals waren noch 105 Perſonen der Expedition übrig. Kleider, Waffen, zum Theil auch Gerippe derſelben wurden noch an verſchiedenen Orten (an der Backbay) gefunden. Franklins Opfertod führte aber dennoch zur Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt, denn unter den Schiffscapitainen, die ihn aufſuchten, überwinterte Mac Clure, von Weſten kommend, im Meereiſe unfern von der Melvilleinſel, und traf hier 1853 zuſammen mit dem von Oſten kommenden Cap. Kellett. Die eingefrorene Durchfahrt war ſomit entdeckt, aber ſie blieb unpraktiſch, weil des Eiſes zu viel war. Dagegen entdeckte der Amerikaner Dr. Kane, als er ebenfalls Franklin aufſuchte (1853—1855), daß ſich der Smithſund am nördlichen Ende der Baffinsbay gegen Norden immer weiter ausdehne und in ein offenes Meer ausmünde, welches durch warme Strömungen vom Eiſe frei gehalten ſey.

Digitized by Google

Zehntes Buch.

Das romanische Amerika.

Mittel- und Südamerika wurden nicht wie Nordamerika von der germanischen Race (Engländern und Deutschen), sondern von der romanischen beherrscht, indem die Spanier hier alles eroberten, mit Ausnahme Brasiliens, welches den Portugiesen zufiel, ungerechnet die kleinen Niederlassungen der Holländer, Engländer und Franzosen in Guyana. Aber auch schon vor der Eroberung Amerika's durch die Weißen bestand unter den eingebornen Indianern (den Rothhäuten) im Norden und Süden ein Unterschied. Die Yankee's stießen nur auf wilde nicht sehr zahlreiche Stämme, und suchten dieselben einfach auszurotten; die Spanier dagegen fanden wohlorganisirte Staaten mit einer überaus zahlreichen ackerbauenden und verhältnißmäßig gebildeten Bevölkerung vor, mit der sie sich friedlich vermischten. Sogar das Verhältniß der Neger, die man als Sclaven einführte, war im romanischen Süden ein anderes, als im germanischen Norden. Es gab nämlich im Süden viel weniger Schwarze und sie wurden viel menschlicher behandelt, die Vermischung mit ihnen war nicht arg verrufen.

Das System, nach welchem Spanien seine unermeßlich ausgedehnten Colonien in Mittel- und Südamerika behandelte, ist von den meisten Geschichtschreibern auf eine ungerechte und un-

verſtändige Weiſe getadelt worden. Es iſt wahr, die Colonien wurden vom Mutterlande aus durch vier Virey's (Vicekönige) in Neuſpanien (Mexiko), Peru, Neugranada und Rio de la Plata, despotiſch regiert. Die Regierung allein hatte das Monopol des Handels und erlaubte erſt 1765 den Handel nach Weſtindien (den Antillen) aus ſieben Häfen. Die Reichthümer aus den Colonien, ſonderlich die Ausbeute der Bergwerke von Potoſi, wurden dem Mutterlande jährlich auf der großen ſ. g. Silberflotte zugeführt, auf welche die Engländer ſo oft Jagd machten. Der Verkauf europäiſcher Induſtrieartikel war ebenfalls Regierungsmonopol. Wie die Virey's ſelbſt ihre Poſten oft nur einer Camarilla in Madrid verdankten, ſo übten auch ſie wieder groben Nepotismus. Die Colonien blieben dem Auslande hermetiſch verſchloſſen, namentlich durfte kein Strahl von Philoſophie und Aufklärung aus der alten Welt eindringen und die katholiſche Kirche übte unumſchränkte Gewalt über die kindlichen Seelen der Creolen (in Amerika geborene Weiße) wie der Indianer und Neger und der aus allen dieſen Racen entſtandenen Miſchlinge. Da fehlte freilich die politiſche Agitation und Tribune, die freie Preſſe, unbedingte Lehrfreiheit, die Schule, die Induſtrie, der Börſenſchwindel, aber das Volk war glücklich, das Land im tiefſten Frieden, der Fortſchritt der Geſittung, namentlich in den Jeſuitenmiſſionen unter den Indianerſtämmen der entlegenen Urwälder (in Paraguay, am Amazonenfluß und in Californien), in hohem Grade erfreulich. Der üppige Himmelsſtrich gewährte den Eingebornen eine leichte Befriedigung ihrer einfachen Bedürfniſſe. Frohe und glückliche Naturkinder hätten ſie in ihrer ſeligen Ruhe niemals geſtört werden ſollen.

Die erſte Störung ging von der ſpaniſchen Regierung ſelbſt aus, indem dieſelbe die thörichte Politik des Hauſes Bourbon annahm und den Kampf gegen die Kirche begann, der nicht der Kirche, wohl aber den Bourbons zum Verderben gereichen ſollte. Nach Aufhebung des Jeſuitenordens gingen auch deſſen wohlthätige Miſſionen in Amerika unter und wurde der ſegenvolle Einfluß

auch der Bischöfe und Weltgeistlichen auf die Indianer durch die Brutalität aufgeklärter Bureaukraten à la Pombal und Aranda verdrängt. Die Neuerung empörte das überraschte Volk, dessen berechtigte Unzufriedenheit viel vom Klerus genährt wurde. Vergebens suchten die Bischöfe das indianische Volk in Schutz zu nehmen gegen den Unfug des repartimiento (Aufdringen von Luxusartikeln, welche das gemeine Volk von den Beamten gegen hohe Bezahlung annehmen mußte) und der mita (Zwangsfrohnen der Indianer in den Bergwerken und Plantagen). Endlich erhob sich in Peru der Indianer Tupac Amaru, um das Reich der Ynka's herzustellen, 1778. Ob die glückliche Erhebung der Yankee's gegen das englische Mutterland hier mitgewirkt hat, steht dahin. Der neue Ynka konnte mit den unzureichenden Mitteln seiner Stammgenossen den Kanonen der Spanier nicht lange widerstehen. Von General Valle besiegt, gerieth er in Gefangenschaft und wurde in Cuczko, der alten Hauptstadt der Ynka's, grausam hingerichtet, indem man ihm, nachdem er der Hinrichtung seines Weibes, seiner Söhne und Freunde hatte zusehen müssen, die Zunge ausriß und ihn von Pferden in Stücke reißen ließ, 1781.

Die Ruhe kehrte wieder und wurde nicht mehr unterbrochen bis zur Napoleonischen Periode, in welcher die Zerrüttung des spanischen Mutterlandes auch die Colonien in die Wirren dahinriß, in denen sie noch jetzt hoffnungslos verstrickt sind. Sie wurden aus einem behaglichen Frieden, aus einem keineswegs beklagenswerthen Zustande von Unmündigkeit und kindlicher Genügsamkeit auf einmal ohne alle Noth, ohne daß sie es irgend bedurft hätten, lediglich durch fremden Einfluß herausgerissen in unsägliches, noch immer fortdauerndes Unglück, im Namen einer Freiheit, deren sie nie fähig waren, noch seither fähig geworden sind. Der Schlüssel zur Erklärung alles Unheils, was seit einem halben Jahrhundert über Südamerika gekommen ist, liegt in der Veränderung, welcher die spanische Race in der Vermischung mit der indianischen und Negerrace unter einem heißen Himmelsstrich unterworfen worden

ist. In Mexico, dessen Hochebenen schon dem gemäßigten Clima angehören und wohin auch immer die Hauptströmung der Spanier aus dem Mutterlande ging, beträgt doch die Zahl der Weißen und derer, in denen die weiße Farbe wenigstens das Uebergewicht hat, nur 2 Millionen, während die Zahl der rothen und schwarzen Menschen und der dunkelgefärbten Mischlinge 8 Millionen beträgt. Die Mischungen dauern fort und somit auch die Entartung der edlen romanischen Race. Das spanische Blut ist noch wieder zu erkennen in heroischen Kriegern, aber es erscheint noch heißer gekocht; der spanische Geist ist wiederzufinden in einigen Staatsmännern und Rednern, aber die Staatskunst karrikirt in elenden Intriguen, die Beredsamkeit in Bombast. Die mittel- und südamerikanische Revolution hat seit 1808 immer und immer wieder nichts als andere Revolutionen geboren und ist noch zu keinerlei Abschluß gediehen. Sie hat keinen eigenthümlichen Verfassungszustand zu begründen, ja nicht einmal eine neue politische Idee zu erzeugen vermocht. Blind folgte sie dem Beispiel der V. Staaten oder Frankreichs. Auch ihre handelnden Charaktere waren nur die Affen Washingtons oder Napoleons. Wir sehen sie fortgerissen vom Geiste Voltaire's oder von maurerischer Schwärmerei. Wie Kinder folgen die Creolen jetzt ihren europäischen und nordamerikanischen Verführern, wie sie früher ihren Virey's und Bischöfen gefolgt waren, jetzt noch immer so unmündig wie vordem.

Durch den Einfluß der katholischen Kirche war ein Gefühl der Einheit in alle mittel- und südamerikanischen Racen gekommen, denn alle waren gute Christen. Nun erlitt aber der alte fromme Glaube wenigstens bei den Kaufleuten, Offizieren und höheren Classen überhaupt einen gewaltigen Stoß durch die seit der Revolution eindringende Frivolität, Aufklärung und kirchenfeindliche Literatur. Südamerika wurde systematisch mit den Werken Voltaire's und der ganzen revolutionären Schandliteratur Frankreichs von Bordeaux aus überschwemmt. Dieses Gift verdarb die Herzen und nährte den Egoismus der Generale, einen Ehrgeiz und eine

Genußsucht, die nur auf Kosten der Nebenbuhler befriedigt werden können, daher die ganze nun schon fünfzigjährige Revolutionsperiode einfach einer Superfötation von Blasen verglichen werden kann, von denen immer eine die andere verdrängt, eine platzt und eine andere wieder hervorkommt, um wieder zu platzen. Aus demselben Grunde aber, aus welchem das romanische Amerika sich innerlich nicht zu beruhigen und irgendwie auf eine feste und dauernde Art neu zu gestalten vermag, ist es auch nicht fähig, der Yankeeströmung von Norden her zu widerstehen, und als romanische Welt der germanischen gegenüber in starker Einheit dazustehen. Das romanische Element in ihnen ist auf ein Minimum reducirt und durch Verschwimmen in den farbigen Racen für immer corrumpirt, während das germanische Element in Nordamerika in der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung sich rein erhalten hat.

Den ersten Revolutionsversuch im spanischen Amerika machte Miranda aus Caraccas, indem er 1797 dem großen Pitt in London einen Plan vorlegte, nach welchem Mexico hätte insurgirt und gleich den V. Staaten frei erklärt werden sollen. Das spanische Mutterland war damals durch die elendeste aller Regierungen so tief heruntergekommen, daß es im Kriegsfalle die Colonien nicht hätte behaupten können, und Godoy's System machte sich von Jahr zu Jahr auch in den Colonien verhaßter, denn er gab die besten Stellen daselbst nur seinen Günstlingen oder denen, die sie von ihm kauften, um sich dann auf Kosten der Regierten zu bereichern. Miranda war sehr eitel, nannte sich ohne Befugniß Graf und ließ sich in Europa bewundern, brachte aber erst 1806 eine kleine Expedition unter Lord Cochrane zusammen, welcher mit ihm bei Coro landete, aber nichts ausrichtete, weil das Volk in der Colonie noch in tiefer Ruhe lebte.

Erst als Napoleon die regierende Dynastie in Spanien absetzte und der blutige Volkskrieg auf der pyrenäischen Halbinsel begonnen hatte, wurden auch die Colonien aufgeregt. Die Altspanier, welche dort die ersten Stellen und die reichsten Etablisse-

ments besaßen, wollten Amerika dem gefangenen König Ferdinand VII. erhalten. Die Creolen verlangten gleiche Rechte mit dem Altspaniern und wurden wirklich von der Centraljunta im Mutterlande aufgefordert, Deputirte zu schicken. Nach und nach aber ließen sie sich durch die Engländer und Nordamerikaner verführen, sich überhaupt vom Mutterlande loszureißen. Die Farbigen hielten sich anfangs passiv, bis die Uneinigkeit unter den Weißen sie ihre Bedeutung und Macht zum erstenmal fühlen ließ. Als ein bisher äußerst bigottes, von Priestern geleitetes Volk waren sie den Liberalen in den Städten nicht hold und wollten nichts von den neuen Theorien, nichts von der Aufklärung und Freimaurerei, welche sie von den Fremden lernten, wissen; jedoch rotteten sich die Indianer gegen die alte Regierung zusammen, wenn man ihnen vorspiegelte, alle Weißen würden vertrieben und das alte Indianerreich von Mexiko hergestellt werden. Und bald thaten sich in den Bürgerkriegen Farbige als tüchtige Krieger hervor und machten den gebildeten Städtern die Regierungsgewalt streitig. Das ist als Grundcharakter des gesammten Revolutionszeitalters im spanischen Amerika festzuhalten.

In Mexiko regierte der Vicey Iturrigarai seit 1802 wie ein wirklicher König mit großer Hofhaltung, machte sich aber als Anhänger Godoy's so verhaßt, daß ihn bei der Nachricht von Godoy's Verrath und der Absetzung der Bourbons in Bajonne die Altspanier in Mexiko selbst ab-, und statt seiner eine Centraljunta einsetzten, am 15. Sept. 1808. Die Anhänger des Mutterlandes thaten das, um den Creolen zuvorzukommen und das Heft in der Hand zu behalten. Weil aber in Mexiko die Indianer in dichten Massen wohnen, ließen sie sich durch den Pfarrer Hidalgo bethören, die Zeit zur Wiederbegründung ihres Reichs sey gekommen, die unrechtmäßige Gewaltherrschaft der Spanier in der neuen Welt neige sich zum Ende. Mit einem furchtbaren Indianerheere erschien der Pfarrer im October 1810 vor der Hauptstadt Mexiko, wandte sich aber plötzlich wieder um, weil die Creolen, um sich vor der Plünderung zu schützen, eine große Anstrengung machten

und ein Heer unter Calleja aufbrachten. Um von diesem nicht im Rücken gefaßt zu werden, wandte sich der Pfarrer um, erlitt aber durch Calleja nach einander zwei große Niederlagen bei Aculco und Zapolonejo, fiel in Gefangenschaft und wurde kriegsrechtlich erschossen, Jan. 1811. Doch hielt sich noch eine Zeitlang sein Genosse Rayon und einen neuen Aufstand begann der Pfarrer Morelos (selbst ein geborner Indianer), indem er versuchte, die Häfen von Veracruz und Acapulco den spanischen Schiffen zu verschließen und die Altspanier in der Hauptstadt gänzlich abzusperren. Aber auch er wurde in der Schlacht bei Tesmalaco im Nov. 1815 geschlagen, gefangen und erschossen. Einen dritten Aufstand erhob der aus Spanien während der Restauration geflüchtete jüngere Mina, aber auch er wurde besiegt und erschossen, 1817.

Nun erfolgte eine völlige Herstellung der altspanischen Regierung unter dem neuen Virey Apodaca. Die Ruhe währte aber nur bis 1821, denn sobald die Nachricht von der spanischen Revolution im Jahre 1820 angelangt war, regte sich der Ehrgeiz und die Neuerungssucht auch unter den Offizieren in Mexiko, und General Iturbide erhob sich gegen den Virey, der ihm wenig Energie entgegensetzte. Der Gedanke, sich vom Mutterlande zu trennen, war durch die schlechte Regierung Ferdinands VII. und durch die Mahnungen der Amerikaner und Engländer genährt worden, aber das monarchische Gefühl im Volke noch so stark, daß man wenigstens keine Republik wollte. Schon Hidalgo und Morelos hatten einen einheimischen Kaiser verlangt, das Beispiel Napoleons mußte daher für einen kühnen General sehr lockend seyn, und da die altspanische Partei die Bourbons nicht retten konnte, so wollte sie wenigstens den Thron retten. Es ist charakteristisch, daß diese loyale Partei sich als Freimaurerloge nach dem schottischen Ritus constituirt hatte, weshalb man sie die Escoseses nannte. Die republikanische Gegenpartei constituirte sich nach dem englischen oder Yorkritus und erhielt davon den Namen der Yorkinos. So stark war schon der Einfluß europäischer und nord-

amerikaniſcher Sitten geworden. Die Maurerei nahm in der neuen Welt genau in demſelben Maaße überhand, in welchem das Anſehen der Kirche ſank. Unter dem Beiſtand der Offiziere und des Heeres und unter Zulaſſung der monarchiſchen Partei ließ ſich der eigentlich eben ſo talent- als verdienſtloſe Iturbide am 18. Mai 1822 als Auguſtin I. zum erblichen Kaiſer von Mexiko ausrufen. Aber weder die V. Staaten von Nordamerika, noch die unterdeß in Südamerika entſtandenen Republiken erkannten ihn an. Im Aerger wollte er Rache nehmen und beging ſo viele Fehler, daß ihn eine Soldatenempörung eben ſo ſchnell wieder ſtürzte, als ihn die erſte erhoben hatte, 1823. General Santa Anna, gegen den er ſich barſch benommen hatte, rächte ſich an ihm und vertrieb ihn. Da inzwiſchen die ſiegenden Republikaner in Parteien zerfielen, glaubte Iturbide, er werde Erfolg haben, wenn er wiederkäme, erſchien 1824 im Lande, wurde aber ergriffen und ohne Gnade erſchoſſen.

Die Mexikaner bildeten ſofort eine Föderativrepublik, anfangs unter dem Präſidenten Pedrazzo aus der gemäßigten Partei der Escoſeſos, der aber 1828 durch Guerrero aus der immer mächtiger gewordenen demokratiſchen Partei verdrängt wurde. Dieſer wüthete nun unbarmherzig gegen die Spanier und ließ erſt alle altſpaniſche Geiſtlichen, endlich alle in Spanien Geborenen überhaupt ohne Ausnahme des Landes verweiſen. Die Escoſeſos aber unter den Creolen, noch ihr Uebergewicht fühlend, machten nun eine Contrerevolution unter General Buſtamente, der über Guerrero ſiegte und denſelben erſchießen ließ. Nun trat Pedrazzo wieder an die Spitze der Föderation. Gegen Buſtamente aber erhob ſich 1832 Santa Anna und überwand ihn in einem langen Kampfe, ſo daß nunmehr wieder die demokratiſchen Yorkinos die Oberhand erhielten. Die Regierung dieſer Partei war nicht heilſam für Mexiko, denn ſie brachte die Kirche in Verachtung, begünſtigte die Demoraliſation und nivellirte vollends die Standes- und Racenunterſchiede. Die Folgen davon waren traurig genug, denn im Innern Mexiko's herrſchte Anarchie, wo ſie nicht in Lethargie er-

stickte, und nach außen zeigte die Republik erbärmliche Schwäche. Schon 1836 beim ersten Zusammenstoß der Yankee's in Texas mit den rechtmäßigen mexikanischen Landesherren ließ sich Santa Anna bei Jacinto schimpflich besiegen; 1839 ließ er sich wegen Plünderung und Ermordung von Franzosen durch eine französische Flottenexpedition maßregeln. Endlich wurde er von Paredes verdrängt, der nicht besser zu regieren verstand. Als es nun die V. Staaten nach dem Besitz von Californien und Neu-Mexiko, wie nach dem von Texas gelüstete, konnte ihnen die innerlich so sehr zerrüttete und lockere Republik keinen Widerstand leisten. Die Hauptstadt Mexiko wurde, wie oben schon erzählt ist, von den Yankee's erobert und nur deshalb wieder zurückgegeben, weil dieselben damals noch nicht so weit im Süden erobern wollten, sondern sich mit den mexikanischen Nordprovinzen genügen ließen. Während des Krieges hatte sich Santa Anna dem durch seine Niederlagen verächtlich gewordenen Paredes vorgedrängt, wurde aber auch wieder verjagt und der neue Präsident Herrera versuchte es mit Reformen, aber vergebens. Mexiko blieb in seiner Verkommenheit. Im Jahre 1853 wurde die Regierung schon wieder durch einen General Arista gestürzt, den aber 1854 Santa Anna verdrängte, bis auch dieser wieder 1855 von Alvarez verdrängt wurde. Zwar kam Santa Anna noch einmal an die Spitze, mußte aber 1856 dem General Comonfort weichen, welcher selbst 1858 schon wieder durch Zuloaga vertrieben wurde. Dieser regiert jetzt noch, hat aber bisher vergebens Vera Cruz belagert, in welcher Stadt sich die föderalistische Partei vertheidigt. Im ganzen Lande herrscht Anarchie, 1858 erhoben sich die Indianer und plünderten die Besitzungen der Weißen. Jede Provinz und Stadt will selbständig seyn und sich nichts von außen befehlen lassen. Im Allgemeinen aber zerlegen sich die Parteien in die zwei Extreme der Puros, welche unbedingten demokratischen Fortschritt verlangen, und der Conservativen und Klericalen, welche sehnlichst wünschen, unter einem spanischen Infanten zur monarchischen Regierungsform zu-

rückkehren zu können. Lazorns, Erzbischof von Mexiko, protestirte 1855 gegen die harte Bedrückung der Kirche, welcher damals die weltliche Gewalt allen Besitz raubte. In Südamerika war der Erzbischof von Bogota in gleicher Bedrängniß. Daher sich der Papst in einer Allocution vom 15. December 1856 energisch gegen die Zerrüttung der Kirche durch die republikanischen Regierungen der neuen Welt erklärte und den verfolgten Bischöfen Muth zusprach.

Im Süden von Mexiko liegt das s. g. Centralamerika, welches sich in die Landenge von Panama zuspitzt. Vormals zu Mexiko gehörig, haben diese Provinzen des Südens sich in der Revolution gegen Iturbide empört und dann unabhängig gemacht und jede bildet eine Republik für sich: Guatemala, Nicaragua, Costarica, Salvador und Honduras. Im Anfang schlossen sie eine Conföderation und nahmen zu ihrem gemeinschaftlichen Wappen fünf Vulkane. In Nicaragua brach der heftigste Kampf 1825 zwischen den Anhängern des Alten und des Neuen aus. An der Spitze von jenen stand der Bischof von Leon, diese führte General Arce und nach ihm seit 1829 der Wütherich Morazan, der alle Priester verfolgte, die Heiligentage abschaffte und sogar die Civilehe einführte. Allein als die Cholera auch in diese Gegenden kam, wurde sie vom Volk und am meisten von den Indianern als eine Strafe Gottes angesehen, weil man den Fremden zu viel Einfluß gegönnt habe. Alle Ausländer wurden als Giftmischer verfolgt und unter diesen Umständen gelang es dem Halbindianer Carrera, an der Spitze eines großen Indianerheeres Guatemala einzunehmen und sich zum Oberhaupt der Conföderation aufzuwerfen, 1839. Bei seinem Einzug in die Stadt trug er einen Strohhut mit einem Baumzweige geschmückt. Morazan machte die äußerste Anstrengung von liberaler Seite und nahm wirklich 1840 Guatemala wieder ein, wurde aber dort von den Indianern abgesperrt; ritterlich schlug er sich endlich durch, jedoch mit ungeheurem Verlust und ohne daß er sich hätte retten können. Er wurde gefangen und auf Carrera's Befehl erschossen. Seitdem

löste sich die Conföderation auf. Carrera blieb Herr in Guatemala, Mora wurde es in Costarica, San Martin in Salvador, Lindo in Honduras, Chomorro in Nicaragua.

Die Engländer verfehlten nicht, die Schwäche dieser kleinen Staaten auszubeuten. Insbesondere kam es ihnen darauf an, festen Fuß auf der Ostküste von Honduras zu fassen, einmal um das kostbare Mahagonyholz dort aus den Wäldern zu holen und sodann, um die Passage über die Landenge von Panama überwachen zu können, da die Verbindung beider Meere durch einen Canal herzustellen damals im Werke war. Sie besetzten 1841 Belize an der s. g. Mosquitoküste und machten einen Häuptling der Sambos zu ihrem Werkzeuge. Diese Sambos, Mischlinge aus Indianern und Negern, hatten von den Weißen ein wenig Bildung angenommen und jener Häuptling ließ sich von den Engländern überreden, er sey der rechtmäßige Grundeigenthümer der Mosquitoküste. Sie trieben es so weit mit ihm, daß er sich unter dem Namen Robert Karl Friedrich zum König krönen ließ und alsdann die Engländer, welche unter Oberst Wodehouse bereits festen Fuß gefaßt hatten, nicht nur mit Belize (welches zu Guatemala), sondern auch mit einem langen Küstenstrich (welcher zu Nicaragua) und mit Roatan und der Bayinsel (welche zu Honduras gehörten) belehnen ließ. San Juan, eine zu Nicaragua gehörige Stadt auf dem usurpirten Küstenstrich, wurde ohne weiteres von den Engländern in Greytown umgetauft und zu einer englischen Colonie gemacht. Zum Ueberfluß knüpften sie auch mit den zahlreichen Indianern in Yucatan Verbindungen an, um sie nöthigenfalls den schwachen spanischen Bevölkerungen in den kleinen mittelamerikanischen Republiken entgegenzuwerfen. Diese letzteren ließen sich jedoch den englischen Uebermuth nicht geduldig gefallen und wurden von den Nordamerikanern unterstützt. Honduras forderte für jeden Mahagonybaum, den die Engländer auf seinem Gebiete schlagen würden, 10 Dollars, und als die Engländer sich dessen weigerten, kam ein

nordamerikanisches Kriegsschiff, bombardirte Greytown und brannte die englischen Gebäude und Vorräthe nieder, 1854.

Das Parlament in London brauste in Zorn auf, aber Palmerston sprach zum Frieden. England wagte nicht die mindeste Rache zu nehmen, weil es nicht gerathen fand, sich mit den V. Staaten in Krieg verwickeln zu lassen. Es war der englischen Politik geglückt, die der V. Staaten in einem schwachen Augenblicke zu überlisten und 1850 den nach den contrahirenden Bevollmächtigten benannten Clayton-Bulwer-Vertrag abzuschließen, in welchem sich die V. Staaten und England gegenseitig verpflichteten, keine europäische Niederlassung im spanischen Amerika zu dulden. Nach der s. g. Munroe-Doctrin, der zuerst von Munroe im Congreß geltend gemachten Ansicht, nach welcher die V. Staaten überhaupt keinerlei Einmischung der alten Welt in die neue dulden sollten, hätte auch England verhindert werden sollen, an der Mosquitoküste Niederlassungen zu gründen. Die Yankee's waren daher sehr böse über den Vertrag von 1850 und grollten den Engländern, so daß, wenn diese nicht die Grobheit von Greytown geduldig hingenommen hätten, ein Krieg entbrannt wäre. England bequemte sich sogar, 1856 die Bayinsel an Honduras zurückzugeben.

Aber die Yankee's wurden von den Centralamerikanern selbst noch weniger gern gesehen, als die Engländer, denn ihre Einmischung schien noch gefährlicher. Am 26. Sept. 1849 schloß eine Canal-Compagnie unter Leitung des rührigen Vanderbilt mit Nicaragua einen Vertrag ab, wonach sie den vielgewünschten Canal durch die Enge von Panama graben wollte, um das atlantische Meer mit dem stillen Ocean zu verbinden, zunächst wegen der großen Masse Reisender, welche nach Californien wollten und denen der Landweg durch die weiten Prairien Nordamerika's eben so beschwerlich fiel, wie der weite Seeweg um das Cap Horn herum. Der Canal kam aber nicht zu Stande, die Schwierigkeiten waren zu groß, die Mittel der Compagnie zu gering. Da verwandelte die letztere den alten Vertrag vom 19. August 1851 in einen

neuen und baute statt des Canals eine Eisenbahn, bedang sich dabei aber die größten Vortheile aus. Diesen Vertrag konnte sie jedoch nur durch eine großartige Bestechung durchsetzen, und der dabei compromittirte Präsident von Nicaragua, Chomorro, wurde das Opfer einer nur allzu gerechtfertigten Revolution. Er gehörte der liberalen Partei an, welche stets mit den Yankee's kokettirte, um angeblich in ihre altkatholisch-spanische Finsterniß Licht und Aufklärung zu bringen. Alles, was noch von spanischem Blute übrig war, empörte sich daher gegen Chomorro.

Die Eisenbahn wurde 1855 fertig, kostete aber hunderten von Arbeitern (besonders Chinesen) das Leben, weil Fieberluft in den Niederungen herrscht. Am 21. April 1856 hielt der Eisenbahnzug in Panama. Ein Yankee wollte einem Mädchen eine Wassermelone abkaufen, öffnete sie und bezahlte nicht. Das Mädchen wollte ihr Geld, da schoß sie der Unmensch mit seinem Revolver nieder. Die Mutter schrie um Hülfe, das Volk lief zusammen. Die Nordamerikaner verschanzten sich im Bahnhof und feuerten mit ihren Revolvers unter die Spanier und Schwarzen. Der Gouverneur und der nordamerikanische Consul eilten herbei. Aber auch auf sie schossen die tollen Yankees, bis sie kein Pulver mehr hatten. Da wurden sie überwältigt und ermordet. Das wüthende Volk zertrümmerte dazu noch die beiden Yankee-Gasthöfe.

Die Erbitterung der Centralamerikaner gegen Yankees und Britten war nun gleich groß. Daher der Sturz der liberalen Regierungen wie in Nicaragua, so auch in Honduras, von wo Carrera den liberalen Präsidenten Cabanas vertrieb, 1855. Die Yankees aber trachteten sich zu rächen und wollten zugleich neben den Engländern festen Fuß auf der Landenge von Panama fassen. Sie hofften mit den schwachen Creolen hier fertig zu werden, wie in Mexiko. Präsident Pierce wollte sich damals populär machen und duldete, daß ein gewisser Walker, der schon 1854 von Californien aus einen Freischaarenzug nach Centralamerika versucht hatte, wiederum in den V. Staaten Freischaaren sammelte, um für die

Liberalen in Nicaragua zu kämpfen. Es glückte ihm auch, sich dort zum Dictator aufzuwerfen, während Rivas, der nominelle Präsident der Republik, nur seine Puppe war. Aber die kleinen Staaten Centralamerika's waren alle darüber einig, daß man diesen gefährlichen Dorn aus dem Fleisch herausdrücken müsse. Sie machten daher gemeinschaftlich eine Kraftanstrengung und General Mora von Costarica überfiel die von Schlesinger befehligte Vorhut Walkers und richtete eine jämmerliche Niederlage unter der Yankeefreischaar an, am 7. April 1856. Nun erkannte zwar Pierce noch am 15. Mai die factische Regierung Walkers in Nicaragua an, wollte indeß nicht so weit gehen, ihn offen zu unterstützen, und Walker selbst war nicht mehr stark genug, allein auszuhalten. Er wird als ein gemeiner und unfähiger Mensch geschildert.*) Rivas selbst verließ ihn, sein Dampfschiff wurde ihm genommen. Nur mit Noth hielt er sich noch eine Zeitlang an der Küste, bis ein Schiff der V. Staaten ihn durch eine mit General Mora abgeschlossene Capitulation erlöste und abholte, 1857. Er wurde in Washington verhaftet, aber gleich wieder freigelassen. Man nahm nur den Schein an, als billige man die Freibeuterei nicht. In New-Orleans hielt er einen förmlichen Thriumpheinzug.

Auch auf die reiche Insel Cuba, die immer noch dem spanischen Mutterlande gehorchte, richteten die Yankees gierige Blicke. Hier in der Hauptstadt Havannah aber hielten die Spanier eine zahlreiche Besatzung. In Cuba ist das Plantagensystem noch in aller Blüthe, mithin auch die Negersclaverei und man beschuldigt die Königin-Mutter Christine, sich bei dem sehr einträglichen Sclavenhandel selbst betheiligt zu haben. — Ein Abenteurer, versuchte mit Freischaarenzügen aus den V. Staaten Cuba zu erobern. Narcise Lopez von Caracas diente als Oberst in Cuba, wo er, seit 1819 Soldat,

*) Klein, rothhaarig, ohne eine Spur von Heroismus. Sein Gesandter bei Pierce, Pater Vigil, war fast immer besoffen, hielt sich einen Harem und trieb allerlei Possen.

eine reiche Dame heirathete und sich wohlgefiel. Nach Spanien versetzt, wurde er General gegen die Karlisten, ließ sich aber, während er am Spieltisch saß, überrumpeln und mit 8000 Mann gefangen nehmen. Ruhmlos kehrte er 1839 nach Cuba zurück, verthat aber alles Geld im Spiel und verlor jede Aussicht auf Wiederanstellung. Nun ging er nach Nordamerika und betrieb einen Freischaarenzug, um Cuba für die Yankees zu erobern. Seine erste Fahrt mit 600 Mann im Mai 1850 endete mit dem Verlust von 30—40 Mann und schleuniger Flucht. Die Yankees hatten bereits Cubapapiere bis zum Werth von 100 Mill. Dollars bereit, die von Cuba als Schuld übernommen werden sollten, falls Lopez gesiegt hätte. Sein zweiter, 1851 zu New-Orleans ausgerüsteter Zug war noch unglücklicher. Er landete zwar und erließ Proclamationen, aber die Cubaner überwältigten seine Leute, von denen 50 getödtet wurden. Die übrigen konnten das Schiff nicht mehr erreichen und irrten halbverhungert in den Wäldern umher, bis sie alle gefangen wurden. Lopez selbst wurde gefangen und am 31. August gehenkt, mit ihm noch 51 seiner Leute, den Rest schickte man gefesselt nach Spanien. Eine Genugthuung und Garantie wurde übrigens von der spanischen Regierung vergebens gefordert. Die V. Staaten trotzten und machten Gegenbeschuldigungen, sofern nordamerikanische Schiffe von den Behörden in Cuba mit Beschlag belegt worden seyen. In New-Orleans wurde das Haus des spanischen Consuls vom Pöbel demolirt.

Die ganze Nordseite Südamerika's, welche durch die Landenge von Panama mit Centralamerika verbunden wird, bildete vor der Revolution das spanische Vicekönigreich Neugranada mit der Hauptstadt Santa Fé de Bogota, wo der Virey Amar residirte. Der Aufstand begann nicht in der Hauptstadt, sondern in Provinzialstädten gegen die dort unter dem Virey amtirenden Generalcapitaine. Ein solcher, Casas in Quito, hatte sich als Anhänger Godois verhaßt gemacht und wurde am 10. Aug. 1809 durch eine Junta gestürzt. Gegen einen andern, Emparan in Caraccas (Haupt-

ſtadt der Provinz Venezuela) erhoben ſich am 18. April 1810 die dort durch den Handel mit Weſtindien von den europäiſchen Freiheitsideen angeſteckten Kaufleute, und erſt nachdem dieſe Aufſtände gelungen waren, wurde auch der Virey aus Bogota ſelbſt vertrieben, am 26. Juli 1810. Die demokratiſche Partei erhielt in Caraccas die Oberhand und übte rohe Grauſamkeit. Menſchen, die ihre politiſchen Gegner köpften und die Köpfe in hölzernen Käfigen ausſtellen ließen, hatten von wahrer Freiheit und Menſchenwürde keinen Begriff. Das altgläubige Volk hatte ſich in kindiſcher Weiſe von den gebildeten Städtern überraſchen laſſen, ſeine wahren Geſinnungen aber traten erſt an den Tag, als am 26. März 1812 die ſchöne Handelsſtadt am Meere, Caraccas durch ein Erdbeben zerſtört wurde, wobei 12,000 Menſchen umkamen. Das iſt Gottes Strafe! hieß es. Das Volk ſammelte ſich unter Monteverde. Miranda, das Haupt der Liberalen, mußte flüchten und die Reſtauration ſiegte. Die Spanier von Panama und Maracaibo aus gewannen wieder die Oberhand und die inſurgirten Provinzen konnten um ſo weniger Widerſtand leiſten, als ſie nicht einig waren, ſondern jede am liebſten einen Staat für ſich gebildet hätte. In Bogota waltete Narino, den Alvarez verdrängte, Quito ſonderte ſich ab.

In Venezuela wagte erſt 1813 Simon Bolivar wieder die Fahne der Freiheit zu erheben, beſiegte den rohen Monteverde in der Schlacht bei los Tacuanes am 31. Juli 1814 und errang dadurch ſo großen Ruf, daß ihm damals ſchon der Ehrenname Befreier (Libertador) zuerkannt wurde. Die Begeiſterung für ihn war ſo groß, daß auch Alvarez ihm folgen mußte. Nun kam aber nach der Reſtauration Ferdinands VII. im Mutterlande General Murillo mit 10,000 Mann von dort an, um die Colonien zum Gehorſam unter den König zurückzuführen, und erreichte anfangs ſeine Abſicht, indem ſeine geſchloſſenen Regimenter den ſchwachen Widerſtand der Creolen und Farbigen überall brachen, wo er noch gewagt wurde. Bolivar zog ſich auf die Inſel Marguerita zurück und fand einen geſchickten Parteigänger an dem Schleich-

händler Brion, der eine kleine Flotte bildete. Auch unterstützte man ihn von England aus und führte ihm 5000 Irländer zu, die sich aber empörten, weil sie keinen Sold bekamen, und nach Jamaika zurückgeschickt werden mußten. Dennoch gelang es Bolivar mit kleinen Mitteln, die stolzen Spanier zu necken und seine Macht allmählich zu vermehren. Obgleich er bei Sameno geschlagen wurde, rächte ihn doch sein Waffengefährte Paez, der sich durch die kühnste Kriegführung als Guerillero auszeichnete, 1817. Beide Creolen setzten den Kampf gegen die überlegenen Streitkräfte Murillos mit äußerster Zähigkeit so lange fort, bis die letztern sich allmählich in Gefechten und durch Strapazen von selbst verzehrten. So kam es dahin, daß Murillo in San Carlos eine feste Stellung nehmen und sich auf die Defensive beschränken mußte, während die Creolen in Angostura einen Congreß abhielten und am 17. December 1819 das ganze alte Gebiet von Neugranada unter dem neuen Namen Columbia für eine einzige und untheilbare Republik erklärten und Bolivar zum Präsidenten wählten. Das Unionsprincip wurde von Bolivar dringend empfohlen und später sogar auf Peru ausgedehnt, denn er hatte bereits erfahren, wie sehr der lockere Föderalismus uneiniger Provinzen die Widerstandskraft gegen das Mutterland schwäche. In Folge dieses großartigen Aufschwungs der Insurrection sah sich Murillo im nächsten Jahre gezwungen, unverrichteter Dinge nach Europa heimzukehren.

Doch behaupteten sich die Spanier immer noch in dem äußersten nordwestlichen Winkel Südamerika's und bedrohten Columbia und Peru, welche beide Provinzen sich daher zu gemeinsamem Widerstand vereinigten.

In Peru residirte der Virey Pezuela in der üppigen Hauptstadt Lima, wo man an keine Revolution dachte. Aber in Oberperu war der dortige Regierungspräsident Pizarro bereits 1809 durch eine Partei gestürzt worden, welche im Interesse der Königin Carlota diese reiche Provinz (denn hier lagen die unerschöpflichen Silberbergwerke von Potosi) mit Brasilien zu vereinigen wünschte.

Nun war aber Oberperu 1778 zu dem Vicekönigreich der Laplataſtaaten geſchlagen worden und dieſe hatten ſich kaum dem Mutterlande widerſetzt und ihre Unabhängigkeit erklärt, als ſie auch ſchon die braſilianiſche Intrigue parirten und nach Oberperu ein kleines Heer unter Caſtelli, ſpäter Belgrano ſchickten, die jedoch weniger ausrichteten, als ſpäter erſt ein chileniſches Heer unter San Martin, der ſich gegen den neuen Vicekönig La Serna behauptete, 1821 denſelben aus Lima vertrieb und Peru für unabhängig erklärte. Dabei hatte ihm eine Flottile unter Lord Cochrane geholfen, der letztere bekam aber bald Händel mit ihm und machte ſich durch Wegnahme von Staatsgeldern eigenmächtig bezahlt. San Martin, von vielen Gegnern umringt, hielt es für gerathen, ſich mit Bolivar zu verſtändigen und dieſem die fernere Befreiung Peru's anheimzugeben. Bolivar ſiegte nun auch fortwährend und wurde am 10. Febr. 1824 zu Lima als Dictator von Peru und Columbia zugleich ausgerufen. Den letzten Sieg über die Spanier erfocht Bolivars Untergeneral Sucre in Verbindung mit dem tapfern Engländer, General Miller, bei Ayacucho am 7. Dec. Das ganze ſpaniſche Amerika war nun frei und Bolivar als der große Befreier geprieſen. Aber kleine Siege über die ſehr geſchwächten Altſpanier rechtfertigten ſeinen großen Heldenruhm eben ſo wenig, wie ſeine Herrſchaft und die Volksgunſt, von der ſie getragen war, eine lange Dauer hatten. Da er, durch Iturbides Beiſpiel gewarnt, nicht wagte, ſich zum Monarchen ausrufen zu laſſen, blieben auch ſeine Bemühungen, eine große und einheitliche Macht im Nordweſten Südamerika's zu gründen, ohne Erfolg. Er ſchien zwar, indem er 1825 Oberperu von Peru wieder trennte, dem Syſtem der föderaliſtiſchen Auflockerung zu huldigen, allein er wurde zum Präſidenten der neuen Republik gewählt und dieſelbe nahm ihm zu Ehren den Namen Bolivia an, ſo daß man glauben muß, es ſey ihm nur darum zu thun geweſen, dieſen obern Theil Perus feſter an ſich zu ketten, um von da aus den unzuverläßigen untern Theil beſſer zu bewachen. Die Armee war für ihn wegen ſeiner

Siege und weil er sie bevorzugte. Auch der Klerus diente ihm, weil er selbst in der Einheit der Kirche ein Mittel erkannte, auch den Staat in größerem Umfang zu consolidiren. Allein er machte sich dadurch Feinde unter den Aufgeklärten und vermochte die Allmacht der Sonderinteressen auf die Dauer nicht zu überwinden. Der tapfere Paez wollte Venezuela von Neugranada trennen, ließ sich aber von Bolivar besiegen, 1826. Dagegen empörte sich Peru unter General Santa Cruz 1827 und machte sich unabhängig. Bolivar führte nun mit Peru wieder einen langwierigen Krieg mit seltenen kleinen Gefechten und machte 1829 Frieden, so daß Peru unabhängig blieb. In demselben Jahr erklärte sich auch Venezuela unabhängig und Bolivar, ohne die Macht zu besitzen, sich dem allgemeinen Widerstreben gegen seine Einheitspläne länger zu widersetzen, dankte einfach ab und starb noch in demselben Jahre. Hierauf trennte sich auch Quito als besondere Republik unter dem Namen Ecuador ab und bildete die fünfte unter den Republiken, in welche die beiden ehemaligen Vicekönigreiche von Neugranada und Peru zerfielen (Neugranada, Venezuela, Ecuador, Peru, Bolivia). Der Name Columbia verschwand.

Indem also auch diese schönen Provinzen ihre Unfähigkeit beurkundeten, ein großes Ganzes zu bilden, fielen sie derselben Jämmerlichkeit anheim, wie Mexiko und Centralamerika. Ihre Geschichte ist von da an ein langweiliger Wechsel von Partei-Pronunciamentos und Nachbarbefehdungen, ohne daß weder eine große Idee, noch eine große Persönlichkeit hervorgetreten wäre. Eine ehrenvolle Ausnahme machte Santa Cruz, Präsident von Bolivia, welcher eine gemäßigte und weise Regierung anstrebte und den brutalen Gomarra, Präsidenten von Peru, stürzte, so daß er als ein zweiter Libertador in Lima erschien, 1834. Aber Gomarra fand Anhang in Chile, und Obregoso, dem Santa Cruz Peru anvertraut hatte, wurde an diesem zum Verräther. Dennoch siegte Santa Cruz und besetzte Lima wieder 1838. Allein im nächsten Jahre unterlag er dennoch der vereinigten Macht Peru's und Chile's

am 20. Jan. 1839 und da in Bolivia selbst sein Unglück Verrätherei und Abfall hervorrief, sah er sich zur Flucht gezwungen. Seitdem wechselten in Peru unter beständigen Pronunciamentos und Bürgerkriegen rivalisirende Generale auf dem Präsidentenstuhl, (Castilla, Echenique), ebenso in Bolivia (Ballivian, Belzu), in Neugranada (Mosquera, Lopez, Melo), in Ecuador (Flores, Rocafuerta, der farbige Roca, Urbina), in Venezuela (Paez, Monagas). Nach den letzten Nachrichten wurde in Ecuador die Schreckensherrschaft des General Urbina durch eine gemäßigte Partei unter Moreno 1860 gestürzt.

Zu diesen fünf Republiken gesellt sich als sechste Chile, am tiefsten im Süden am stillen Ocean gelegen, früher zum Vicekönigreich Peru gehörig und von einem Generalcapitain regiert. Hier wurde am 18. Juli 1810 der Generalcapitain Carasco als Anhänger Godoi's gestürzt, die Spanier behaupteten sich aber unter General Osorio auf Chiloë, wo ihn der englische Abenteurer, Lord Cochrane, als Schwärmer für die amerikanische Freiheit, 1820 vergeblich belagerte, von wo er aber doch 1826 endlich weichen mußte. Unterdeß hatte sich Chile als Republik constituirt und war von Parteien zerrissen. Eins der ersten Häupter, Carrera, wurde wegen seiner Ausschweifungen wieder gestürzt; Sanchez, den die Geistlichkeit wollte, konnte nicht aufkommen. General O'Higgins gewann die Oberhand, General San Martin aber, der talentvollste von allen, suchte seine schnell welkenden Lorbeeren in Peru. Nachher regierten in Chile Freyre, Pinto, Bulnes und Mont wenn auch unter kleinen Aufständen, doch verhältnißmäßig ruhig. Gegen den gemäßigten Mont erhoben sich 1859 die reichen Aristokraten und die jungen Demokraten zugleich, wurden aber von ihm überwunden.

Noch erübrigt das altspanische Vicekönigreich am Rio de la Plata an der Ostküste Südamerika's im Süden von Brasilien. Hier an der Mündung des großen Silberstromes lag Buenos Ayres, eine damals schon blühende Handelsstadt, und gegenüber Montevideo, den Fluß aufwärts aber ein weites den Spaniern zu-

gehöriges Land, freilich meiſt nur von Indianern und verwilderten ſpaniſchen Hirten bewohnt. In Buenos Ayres als ſeiner Hauptſtadt reſidirte der Virey Cisneros, bis er am 25. Mai 1810 durch eine Junta unter dem Vorſitz Saavedras geſtürzt wurde. Dieſe Junta war aus Altſpaniern gebildet, die ſich der Intrigue der Königin Carlota geneigt zeigten, weil ſie die Regentſchaft dieſer in Spanien gebornen, aber im benachbarten Braſilien reſidirenden Prinzeſſin für das glücklichſte Auskunftsmittel hielten, die Colonien der Dynaſtie zu erhalten und den demokratiſchen Strömungen von unten einen Damm entgegenzuſetzen. Indeſſen gewannen die Creolen, die liberalen Kaufleute und die von England und Nordamerika Inſpirirten doch die Oberhand und fanden in Caſtelli einen glücklichen General, der des Cisneros Nachfolger Liniers ſchlug und den Heereszug nach Oberperu unternahm, deſſen oben ſchon gedacht iſt. Derſelbe wollte auch die Provinz Paraguai der neuen liberalen Regierung in Buenos Ayres unterwerfen, hier aber ſetzte ihm der Dictator, Dr. Francia, eine Schranke. Paraguai, ein reiches Land in der geſegnetſten Zone liegt zwiſchen zwei Armen des großen Stroms durch Waſſer und Urwald vor jedem äußern Feinde geſchützt, und iſt bewohnt von gutmüthigen Indianern, welche früher von den Jeſuiten wie fromme Schafe gepflegt und gehütet wurden. Um dem glücklichen Lande ſeinen alten Segen zu erhalten und es vor der Verführung durch die modernen Laſter zu bewahren, ſperrte der kluge Arzt, der ſich das Vertrauen des Volkes längſt erworben hatte, die Provinz von den liberalen Befreiern eben ſo ab, wie vor den alten Behörden. *)

Am 30. Januar 1813 wurde die Unabhängigkeit der La Plata-Provinzen erklärt und erhielten ſie den neuen Namen der ar-

*) Deshalb mußte der berühmte Naturforſcher Bonpland mit ſeinem jungen Gefährten, dem Schweizer Rengger, jahrelang in Paraguai zurückbleiben, weil Dr. Francia ſie zwar hereingelaſſen hatte, aber nicht mehr hinausließ.

gentinischen Republik. Posadas wurde das Haupt derselben, und unter ihm eroberte Oberst Alvear das gegenüberliegende Montevideo, die mit Buenos Ayres rivalisirende Stadt, welche ihren Rückhalt in Brasilien hatte. Alvear konnte sich hier nicht lange halten und wurde durch Artigas wieder vertrieben. Nun kamen Brasilianer und besetzten Montevideo, aber auch sie konnten sich nicht lange behaupten, 1816. Eben so unentschieden dauerte der Kampf der von Buenos Ayres ausgeschickten Generale in Oberperu fort, bis Bolivar hier eingriff. Unterdeß begann der Bürgerkrieg zwischen der unitarischen und föderativen Partei in der argentinischen Republik selbst. Buenos Ayres sprach unter der Führung Rivadavia's die Oberleitung des Ganzen an, wogegen die einzelnen Provinzen (abgesehen von Montevideo und Paraguai) Entre Rios, Corrientes, Santa Fé, Cordova ꝛc. jede für sich unabhängig werden wollten und an Rosas einen gewaltigen Vorkämpfer fanden. In den Pampas nämlich, den weiten Grasebenen, durch welche der Silberfluß strömt, bilden die s. g. Guauchos, verwilderte Hirten, die Hauptbevölkerung. Zu Roß mit der Lanze die großen Heerden hütend, am nackten Fuß lange Sporen anschnallend, bäurisch zugleich und ritterlich, voller Stolz und Feuer, sind diese Naturmenschen den demoralisirten Culturmenschen der Hauptstadt überlegen und an ihrer Spitze schlug Rosas bald jeden Widerstand nieder. Bis 1827 herrschten die Unitarier, von da an gewann Rosas die Oberhand und wurde 1829 das Haupt der Republik, ja 1835 sogar mit der absoluten Dictatur ausgestattet, der Unitarismus also, gegen den er kämpfte, dennoch in ihm selbst personificirt. Er ließ den Provinzen ihre Autonomie nur in inneren Angelegenheiten, den diplomatischen Verkehr und die militairische Vertheidigung nach außen sich allein vorbehaltend. Gegen die Unitarier wüthete er mit der ganzen Grausamkeit eines Guaucho und ließ eine Menge Hinrichtungen vornehmen. An der Spitze aller seiner Decrete standen die Worte: Tod den Unitarios! Alles Holzwerk in der Stadt, sogar der Todtenwagen, mußte roth an-

gestrichen werden, alle Männer mußten rothe Westen und rothe Bänder tragen, auch die Frauen rothe Bänder im Haar. Den Kopf eines Indianerhäuptlings ließ er einsalzen, seiner schönen Tochter Marguerita die Ohren desselben als Schmuck schenken ꝛc. Die feingebildeten Bewohner von Buenos Ayres trugen das Joch dieses Guauchohäuptlings mit Ingrimm und tiefem Schmerze 23 Jahre lang. Einen großen Aufstand der Indianer, welche den Bürgerkrieg der Weißen benutzten, um über sie herzufallen, besiegte Rosas mit schrecklicher Energie. Eben so die Empörungen der Unitarier in den Jahren 1840 bis 1845.

Am meisten machte ihm Montevideo zu schaffen. In dieser freien Republik, die sich Banda Oriental oder Uruguay nannte, sammelten sich alle Feinde Rosas und fanden Schutz bei den Engländern und Franzosen, die ihren Handel auf dem La Plata erweitern und überhaupt in Südamerika politischen Einfluß gewinnen wollten. Als daher Rosas durch seinen General Oribe Montevideo, welches Rivera schlecht vertheidigte, unterwarf, mischten sich die Engländer ein und Oribe mußte wieder weichen, 1845. Eine combinirte englisch-französische Flotte sollte Rosas schrecken und nahm auch einige Uferplätze ein, ließ sich aber am Ende durch ein kluges Entgegenkommen Rosas abfinden, 1847. Erst als Brasilien sich wieder einmischte und die unter Urquiza vereinigten Truppen Montevideo's unterstützte, unterlag Rosas in einer Schlacht bei Caseros, am 3. Febr. 1852, und konnte sich nun nicht mehr halten, sondern rettete sich durch die Flucht über Meer. Aber auch Urquiza scheiterte in seinen Bemühungen, eine verfassungsmäßige Ordnung in der argentinischen Republik herzustellen. Auch ihn vertrieb die elende Parteiung, die wie eine Seuche unter allen Südamerikanern herrschte und nur der Waffenübermacht weichend, nie freiwillig die Geltung eines vernünftigen Princips oder eines edlen Mannes anerkannte. — In Paraguai starb Dr. Francia 1840 im 93sten Lebensjahre. Ihm folgte sein Neffe Lopez, der die Sperre des Landes aufhob und 1852 den großen Strom den

Handelsschiffen öffnete. Seitdem ist an den Mündungen des Stromes das Handelsinteresse das vorwiegende geworden und dürfte bald so stark werden, daß ihm eine einzelne Partei keine unübersteiglichen Schranken mehr setzen wird. Buenos Ayres ist gleichsam das Alexandrien der neuen Welt und die La Plata-Staaten können dem Einfluß der Seemächte sich so wenig mehr entziehen, wie Aegypten.

Eine ganz eigenthümliche Stellung in Südamerika behauptet Brasilien, als ein Land von ungeheurer räumlicher Ausdehnung, welches aber noch sehr wenig und fast nur an den Küsten und in den Bergwerks- und Diamantbezirken besser bevölkert, dessen Inneres aber noch voll unbekannter Urwälder und Gebirge und dessen Riesenstrom, der Amazonenstrom, obgleich der größte im Lande, noch kaum versuchsweise beschifft ist und an dessen Ufern nur selten einmal eine indianische Hütte gesehen wird. Die portugiesische Bevölkerung bildet hier wie im spanischen Amerika eine kleine Minderheit unter den Farbigen und schwarzen Sclaven. Aber sie wurde nicht den traurigen Wechselfällen ausgesetzt, gleich den spanischen Creolen, sondern blieb monarchisch und sah die innere Ruhe nicht so oft und nicht so arg gestört.

Wir erinnern uns (Theil III, 137), daß Johann VI., König von Portugal, mit seiner intriganten Gemahlin Carlota 1808, vor den Franzosen fliehend, Lissabon verließ und seine Residenz in Rio de Janeiro, der Hauptstadt des Colonialtallandes Brasilien, nahm. Von hier aus agitirte Carlota in den benachbarten spanischen Colonien, insbesondere in Oberperu und Montevideo, um diese Provinzen Brasilien einzuverleiben. Indeß glückte es ihr nicht, vielmehr reagirte der republikanische Geist aus den spanischen Colonien und steckte die von der Hauptstadt entfernt wohnenden Brasilianer mit Unabhängigkeitsgelüsten an. In diesem Sinne erhob sich das Volk in Pernambuco 1817. Es glückte jedoch, den Aufstand zu bemeistern und der Freiheitsbewegung in Brasilien eine unitarische Richtung zu geben, wobei sich die Fortschritts-

männer an Don Pedro, den Kronprinzen, hielten. Dieſem erlaubte ſein Vater, den Braſilianern eine freiſinnige Verfaſſung zu verkünden, reiſte aber bald darauf für ſeine Perſon nach Portugal zurück, 1821. Napoleon war geſtürzt, Portugal wieder frei, ſo konnte er ruhig ſeine Tage in Liſſabon beſchließen, indeß ihm in Rio de Janeiro das conſtitutionelle Feuer unter den Füßen brannte.

Nun erklärte die Nationalverſammlung in Rio am 1. Auguſt 1822 Braſilien für ſelbſtändig und von Portugal für immer abgelöst und erhob Don Pedro zum Kaiſer. Dieſer aber hatte viel Mühe, ſein Anſehen den Parteien gegenüber zu behaupten, und wurde der Regierung in Braſilien ſo ſatt, daß er ſie 1831 ſeinem unmündigen Sohne Pedro II. abtrat und wie ſein Vater nach Portugal zurückging (vgl. Theil IV, S. 100). Eine föderaliſtiſche Partei wollte Unirung der Provinzen, wie in den ſpaniſchen Nachbarländern. Am ungeberdigſten war die Provinz Rio Grande. Dazu kamen, wie überall, wo der Bürgerkrieg unter den Weißen wüthete, große Aufſtände der Indianer in Para (1835) und der Neger *) in Bahia (1837). Allein der Einfluß der Hauptſtadt Rio blieb doch zu mächtig, als daß alle dieſe Bewegungen in den Provinzen die Einheit des Reichs hätten zerſtören können. Durch die Energie der Miniſter Brüder Andrada wurde die Ordnung erhalten, und auch noch nach ihrem Abgange (1841) mißlangen die neuen Aufſtände in San Paulo und Rio Grande. Die von England und Frankreich geforderte Abſchaffung des Sclavenhandels wurde in Braſilien verfügt, aber der Befehl durch den

*) Unter Negern und Mulatten verkündete damals der Prophet Joao Perreira die Wiederkehr des König Sebaſtian (der nach einem portugieſiſchen Volksaberglauben dereinſt wiederkehren und ein ewiges Reich des Friedens und Glückes gründen ſoll), vermiſcht mit Vorſtellungen vom muhamedaniſchen Paradieſe. Alle Schwarzen ſollten in dieſem neuen Reiche weiß wie Schnee werden, jeder vier ſchöne Weiber bekommen. Joao wurde wirklich zum König ausgerufen, errang aber keinen Erfolg und wurde im Mai 1858 erſchlagen.

Schleichhandel umgangen. Braſilien wimmelt von ſchwarzen Sclaven. Man ſuchte ſie durch „weiße“ Sclaven zu erſetzen und aus Auftrag der Regierung betrieben Agenten in Hamburg hauptſächlich die Herbeiſchaffung von deutſchen Auswanderern. Dieſe Agenten erlaubten ſich dabei die ſchändlichſten Betrügereien, welche offenkundig wurden, ohne daß der Bundestag in Frankfurt eingeſchritten wäre. Ein Major von Schäfer in Hamburg war in den dreißiger Jahren der Hauptſchuldige. Aber noch in neueſter Zeit hat ſich dieſelbe Speculation wiederholt. Der deutſche Arzt Avé-Lallemand rettete 1859 im Innern Braſiliens 138 Deutſche, die ohne ſeine Hülfe verſchmachtet wären, wie ſchon viele vor ihnen wirklich verſchmachtet waren, weil der Speculant Ottoni, nachdem er das für ihre Herbeiſchaffung ausgeſetzte Geld von der Regierung empfangen hat, ſie in den Urwäldern hülflos umkommen läßt. Doch iſt es einigen tauſend Deutſchen durch Klugheit und Ausdauer gelungen, ſich auf eigene Fauſt und unter Vermeidung aller Agenturen in der gemäßigten Zone des paradieſiſchen Landes Niederlaſſungen zu gründen, die in der ſchönſten Blüthe ſtehen.

Elftes Buch.

Oſtindien.

Das indobritiſche Reich, deſſen Geſchichte wir Theil II. S. 460 abgebrochen haben, nahm nach den unſterblichen Siegen Wellesley's (Lord Wellingtons) im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts immer größere Dimenſionen an. Noch niemals war ein europäiſcher Staat durch eine Colonie oder Eroberung ſo ſehr bereichert worden, wie England durch Oſtindien. Allein es konnte ſeine Herrſchaft in Aſien niemals abrunden und feſt begrenzen, es mußte, um das Gewonnene zu erhalten, immer weiter erobern und kam, indem es den unentbehrlichen Thee mit indiſchem Opium bezahlte, in Conflict mit China, und indem es ſeine Nordgrenzen gegen Perſien ſchützen mußte, in Conflict mit Rußland.

Lord Cornwallis kam als Wellesley's Nachfolger 1805 in Calcutta an. Neben dem großen Ländergebiet, welches die indobritiſche Compagnie ſchon unmittelbar beſaß, exiſtirten damals noch eine Menge indiſcher Fürſten, die ſich aber entweder von der Compagnie beſtechen und gewinnen ließen oder im Kampf gegen dieſelbe immer bald unterlagen. An allen indiſchen Höfen gab es Thronſtreitigkeiten und wurden dieſelben von der Compagnie fleißig genährt. Ein Bruder empörte ſich gegen den andern, oder eine energiſche Königin Mutter wollte die Herrſchaft an den ſchwachen Sohn

nicht abtreten, oder ein kluger Minister beherrschte oder entthronte den stupiden Fürsten. In allen diesen Fällen gewährte die Compagnie demjenigen Schutz, der sich ihr unterwarf, eine brittische Garnison aufnahm, einen Theil der Einkünfte oder ein Gebiet abtrat. Die Compagnie schlang ihr festes Netz durch das ganze Labyrinth der indischen Mittel- und Kleinstaaten. Diese unglücklichen Staaten aber verstanden es nie, sich zu vereinigen, ja rieben sich in unvernünftigen Kämpfen unter einander selber auf, um den Engländern die Besitzergreifung noch zu erleichtern.

Im Jahr 1805 empörten sich zwei Sepoyregimenter in der Festung Vellore, der Residenz der abgesetzten Familie Tippu Sahibs. Zu diesem Aufruhr trieb sie das Verbot, Abzeichen ihrer Kaste zu tragen, und die Kreuzform der neuen Kugelzieher. Die Sepoys bildeten sich ein, sie würden dadurch ihrer heidnischen Signatur entkleidet und die christliche ihnen aufgezwungen. Ihre bescheidenen Vorstellungen wurden von englischer Brutalität, wie gewöhnlich, mißachtet. Nun wurden sie wüthend, überfielen die europäischen Offiziere und Soldaten im Schlaf und massacrirten alle. Die Engländer rächten aber diese That durch Vernichtung beider Regimenter und durch Entfernung der Familie Tippu's.

Der folgende Gouverneur Barlow kam in Streit mit den brittischen Offizieren, weil er ihnen nicht so viele Zuschüsse geben wollte, als sie nach und nach zu fordern sich gewöhnt hatten. Lord Minto, der nach ihm kam, unterwarf 1809 den Rajah von Travencur, der sich gegen die Verträge renitent gezeigt hatte. Damals mußte die Compagnie auch gegen die Thugs einschreiten, eine höchst merkwürdige Secte, welche eidlich verpflichtet war, der Todesgöttin Kali zu Ehren so viele Menschen als möglich zu morden.

Im Jahr 1813 gerieth der neue Gouverneur Lord Moira (später zum Marquis von Hastings erhoben) zum erstenmal in Kampf mit den äußerst kriegerischen Gorkhas im hohen Himalajagebirge. Diese hatten sich im Königreich Nepal an den Grenzen von Tibet festgesetzt und daselbst ihre Dynastie gegründet und sogar

unter dem unmündigen Rama Bahadur ihre Eroberungen noch fortgesetzt. Als sie nun auch brittisches Gebiet angriffen, schickte Hastings ein Heer nach Nepal, dessen General Gillespie aber vor der Feste Kalunga fiel. Auch die übrigen Generale, die von verschiedenen Seiten ins Gebirge eindrangen, machten schlechte Fortschritte und wichen nicht blos vor der Tapferkeit der Gorkhas, sondern auch vor den Schrecken einer ihnen damals noch ganz unbekannten Alpenwelt zurück, die sich noch einmal so hoch aufthürmt und noch viel unzugänglichere Wände und Abgründe hat, als unsere Schweiz oder der Kaukasus. Die Generale Wood und Marley blieben rathlos stehen. Erst die tapfern und erfolgreichen Angriffe des Major Latter und Oberst Nicholls feuerten den Muth wieder an und Major Lawrie erfocht mit dem Bajonet einen kleinen, aber glänzenden Sieg. General Ochterlony übernahm die Führung mit besserem Geschick, allein die Compagnie wagte nicht, den Krieg gegen die Gorkhas fortzuführen, weil ihn derselbe zu viele Opfer kostete, ließ also Nepal fahren und machte Frieden.

Um diese Zeit bereiteten die Mahratten, nachdem sie sich von ihren früheren Niederlagen erholt hatten, eine neue große Erhebung gegen die englische Herrschaft vor. Unter den unabhängigen Mahrattenfürsten (Scindia, Holcar, den Rajahs von Nagpur, Berar ꝛc.) kam dem Peischwa von Puna, damals Bajje Rao, der höchste Rang zu. Diesem wollte die Compagnie einen gewissen Schastri zum Agenten und Rathgeber aufdrängen, Schastri aber wurde gleich nach seiner Ankunft in Puna auf Betrieb Trimbukjirs, des ersten Günstlings des Peischwas, in Stücke gehauen, 1814. Indeß stellte sich der Peischwa selbst unschuldig, aus Furcht vor den Engländern, und lieferte ihnen sogar den Günstling zur Bestrafung aus. Dagegen entbrannte der Kampf auf andern Puncten. An der Spitze der nationalen Mahrattenpartei stand der Bramine Tantia Joy, an der Spitze der muhamedanischen Partei aber der Afghane Amir Chan, der sich in den Rayputenstaaten Jaypur und Udaypur einen großen Anhang verschaffte. Mahratten und Ray-

puten hielten einander im Schach, die an faſt allen Fürſtenhöfen als Söldner dienenden Pindaris warfen ſich inzwiſchen ſelbſt zu Herren auf und machten es ſich zum Geſchäft, alle wohlhabenden Gegenden auszuplündern, ohne ſich um den nationalen, den Secten- und Racenkampf zu kümmern. Zum Glück theilten ſie ſich in einzelne Horden, die, als ſie engliſches Gebiet angriffen, von den Majoren Macdowall und Luſington geſchlagen wurden, 1816. Nun ſuchten die Pindaris wieder Hülfe bei den Fürſten und entflammten ſie zum nationalen Kampf gegen die Engländer. Scindia wollte nichts wagen, nur der Peiſchwa griff wieder zu den Waffen, unterlag aber dem Oberſt Burr in der Schlacht bei Kirkei, 1817. Um dieſe Zeit entwickelte ſich in den ſumpfigen Niederungen des Ganges zum erſtenmal die Cholera, lichtete die Heere wie die Bevölkerungen und verbreitete ſich aus Indien nach China, von da durch Sibirien nach Europa.

Ohne Zweifel weckte dieſes Gottesgericht das Pflichtgefühl der Inder und die Hoffnung, ihrer durch die Cholera ſtark decimirten engliſchen Peiniger los zu werden. Die bisher getrennten Braminen und Muhamedaner, Mahratten und Rayputen verſtändigten ſich und der Peiſchwa, Scindia, Holcar, die Rayputenfürſten von Jaypur, Berar, Nagpur ſchlugen los. Allein nicht gleichzeitig und nicht energiſch genug, ſo daß ſie alle vor der überlegenen Tactik der Britten zu Schanden wurden. Zuerſt wurde Apa Saheb in Nagpur beſiegt von General Doveton, noch 1817, dann Holcar von Hislop bei Madhipur, der kecke Pindarrisanführer Chintu bei Hindia, andere bei Kotri, der Peiſchwa von General Smith bei Aſſtah, wo Gokla, der tapferſte Mahrattenführer, umkam, 1818. Die Engländer beſiegten den Aufſtand überall, die feigeren Fürſten krochen noch rechtzeitig zu Kreuze. Der Peiſchwa ergab ſich und wurde zu Cawnpur penſionirt, wo ſein Stiefſohn Nanna Saib ſeine Penſion zu erben erwartete. Der ſchon gefangene Apa Saheb entkam zu den freien Gebirgsvölkern, man erfuhr aber nichts weiter von ihm. Chintu wurde auf der Flucht von Tigern

gefreſſen. Die große Erhebung der Eingebornen war ſomit abermals vereitelt und trotz der Ausſöhnung der Braminen mit den Muhamedanern an der Erbärmlichkeit der kleinen Fürſten geſcheitert.

Haſtings erntete verdiente Lorbeern. Sein Nachfolger Lord Amherſt mußte aber ſchon wieder neue Kriege führen. In Hinterindien hatten ſich die Birmanen, nachdem ſie Pegu unterjocht, ein großes Reich gegründet und waren durch die Unterwerfung des kleinen Reichs Arrakan im Südoſten, Aſſam im Nordoſten von Calcutta dem Centrum der engliſchen Herrſchaft auf eine bedenkliche Weiſe nahe gekommen. Sofern ſie ſich in ihrem Uebermuth auch bereits Eingriffe in das engliſche Gebiet erlaubten, wurde der Krieg unvermeidlich. Die Birmanen, wie alle Hinterinder (Siameſen und Cochinchineſen) ſtellen eine Miſchung indiſcher und chineſiſcher Race dar, haben mit den Chineſen die ſchiefen Augen, auch vieles in der Kleidung, Bildung, der buddhiſtiſchen Religion und deſpotiſchen Verfaſſung gemein und ſind übrigens ſtarke und tapfere Leute. Ihre Herrſchaft war noch nicht alt. Früher Pegu unterworfen, hatten ſie ſich erſt 1753 unter ihrem Fürſten Alompra losgeriſſen und 1757 Pegu ſelbſt erobert, die Dynaſtie daſelbſt geſtürzt. Als Siam Pegu helfen wollte, entriß Alompra auch den Siameſen einige Gebiete. Nach ſeinem Tode 1760 folgte ihm ſein Sohn Nambodſchi, dann deſſen Bruder Schambuan, der Nambodſchi's hinterlaſſenen Sohn umbringen ließ. Schambuan wurde nur durch China gehindert, auch vollends Siam zu erobern. Sein Sohn Dſchinguza wurde 1782 von ſeinem Oheim Menderadſchi getödtet, welcher 1783 Arrakan eroberte. Sein Sohn Ingſchemen eroberte dazu noch Aſſam 1822 und dieſer war es, der durch ſeinen tapfern Feldherrn Maha Bandula auch die Engländer zu überwinden hoffte. Der Kampf begann in Aſſam, wo ein kleineres engliſches Corps unter Cap. Noton von einer überlegenen birmaniſchen Macht total geſchlagen wurde. Als aber das engliſche Hauptcorps, 11,000 Mann unter General Campbell nach Rangun ſegelte, um von der Mündung des Irawaddy aus dem Fluß entlang ins Innere des birma-

nischen Reichs vorzudringen, zog Maha Bandula sogleich seine besten Truppen aus Assam wieder zurück und richtete alle Streitkräfte gegen Rangun. Es war die Regenzeit, die Gegend überschwemmt, der Weg durch Urwälder und innerhalb derselben durch Stokaden (kunstreiche Verschanzungen) der Birmanen verlegt. Gleichwohl hielt es Campbell für nöthig, dem Feinde einen Beweis englischer Unerschrockenheit zu geben und ließ ein Paar Stokaden mit dem Bajonet stürmen. Hier tödtete Major Sale einen Birmanenoffizier mit dem Säbel. Der Regen aber hemmte jede weitere Unternehmung. Unterdeß sammelte Maha Bandula 60,000 Mann und umschloß Rangun, von wo aus Campbell rühmliche Ausfälle machte. Erst als ein neues englisches Corps unter Richards siegreich wieder in Assam vordrang, sollte von dort und zugleich durch 11,000 Mann unter General Morrison von der Küste von Arrakan (in der Mitte zwischen Calcutta und Rangun) und von Rangun selbst aus ein concentrischer Angriff auf Ava, die Hauptstadt des birmanischen Reichs am obern Irawaddy gemacht werden. Die Corps aus Assam und Arrakan aber blieben in den unwegsamen Wäldern stecken und mußte mit großen Verlusten umkehren.

Nur Campbells Hauptheer konnte, als die Regenzeit vorüber war, den Fluß aufwärts etwas unternehmen. Sale mit dem Vortrab fand aber die erste Stadt, auf die er stieß, von den Einwohnern verlassen und verbrannt. Ueberall hatte Maha Bandula die Menschen vertrieben, alle Kähne auf dem Flusse weggeschafft und erwartete den Feind hinter einer starken Verschanzung mit 12,000 Mann, General Cotton aber lief mit nur 600 Mann Sturm und schlug die Birmanen. Eine englische Flotte auf dem breiten Strome schützte die weitere Operation. Bei einem Angriff am 3. April 1825 zogen sich die Birmanen unerwartet schnell zurück und man erfuhr nachher, Maha Bandula sey von einer englischen Kugel getödtet worden. Hierauf nahm Campbell sein Hauptquartier in Prome und hielt sich hier den ganzen Sommer über, indem er noch Verstärkungen erwartete, bevor er die Hauptstadt Ava angriff.

Unterdeß umzingelten ihn wieder 40,000 Birmanen, als er sie aber am 5. December zurückschlug, trat der König in Unterhandlungen und schloß am 24. Februar 1826 einen schimpflichen Frieden, in welchem er auf Assam verzichtete, Arrakan abtrat und eine Million Pfund Sterling Kriegskosten bezahlte. (Im Jahr 1838 usurpirte Therawaddy, ein Bruder des Königs von Birma, den Thron und ließ den rechtmäßigen Thronfolger hinrichten.)

Während des Kriegs zeigte sich eine sehr unruhige Stimmung in Indien. Die Nachricht von den Rückzügen in Assam und Arrakan regte die Hoffnung der Nationalen wieder auf und bewogen die muthigsten, jetzt loszuschlagen, um den Birmanen beizustehen und die verhaßten Engländer vom indischen Boden zu verjagen. In vielen Gegenden Vorderindiens brachen kleine Aufstände aus, die größten aber unter den Mahratten, denen ein fanatischer Prophet verkündete, der jüngste Tag (das Kalizeitalter) stünde bevor, und in Malwar und Bhurtpur, wo Thronstreitigkeiten ausbrachen. Indeß stellten die Engländer überall die Ruhe wieder her. Eine Gefahr vom Norden her, nämlich der Angriff von 3—40,000 muhamedanischen Fanatikern unter Anführung des Synd Achmed, der von einer Pilgerfahrt von Mekka zurückkehrte und dort am Grabe des Propheten Begeisterung zum Kampf für den Islam geschöpft hatte, wurde glücklich durch die Sikhs abgewendet, die ihn 1826 im Pendschab in einer Schlacht besiegten und sein Heer zerstreuten. — Eine nicht unwichtige Erwerbung für England war 1824 die Halbinsel Malakka und der Hafen von Singapore, welche von Holland gegen die englische Besatzung auf Sumatra vertauscht wurde.

Nachdem 1828 Amherst abgedankt, folgte ihm Bentink, der sich vornehmlich damit beschäftigte, durch seine Agenten die jämmerlichen indischen Fürsten leiten zu lassen, unter denen es viele Thronwechsel und Streitigkeiten gab, die Demoralisation sich aber immer gleich blieb. So ordnete er die Angelegenheiten des Nizam, des Scindia, des Holcar, die von Oude, die der Rayputenstaaten bis 1835. Im August dieses Jahres wurde Fraser, der englische Re-

ſident in Delhi, als er ſpazieren ritt, erſchoſſen. Der Mörder wurde ergriffen und als Diener des Nabob von Firuzpore erkannt, der den Mord veranlaßt hatte. Um ein Exempel zu ſtatuiren, wurde der Nabob am 8. October in Delhi gehenkt. Auch Major Alves, Reſident in Jeypore, wurde überfallen und ſchwer verwundet. Begreiflicherweiſe. Die unbefugte und argliſtige Einmiſchung der Engländer in die Angelegenheiten früher unabhängiger Staaten mußte die tiefſte Erbitterung hervorrufen.

Auf Bentink folgte Lord Auckland, unter welchem die Compagnie zum erſtenmal in die Angelegenheiten Afghaniſtans verwickelt wurde. Wir haben dieſe Angelegenheiten, ſo weit ſie Herat und das Verhältniß der Afghanen zu Perſien und Rußland betreffen, oben ſchon kennen gelernt und betrachten nun ihr Verhältniß zu Indien. Unter den Durani-Brüdern, die ſich in Afghaniſtan getheilt hatten, ragte Doſt Mohamed durch Schönheit und Geiſt hervor. Von einer geringeren Mutter geboren, als ſeine Brüder, wollten ihn dieſe ausſtoßen, er gewann ihnen aber allen den Rang ab. Erbost über ihn ſchloſſen die Brüder ſich an den genialen Beherrſcher der Sikhs an, Runjet Sing, dem ſie dafür Peſchawer und Kaſchmir opfern mußten. Doſt Mohamed aber entfaltete die Fahne des Propheten und brachte ein großes Heer zuſammen, mit dem er die Eroberungen der Sikhs hemmen wollte. Auch ſchlug er ſeinen Bruder Schah Schudſchah bei Kandahar, als aber der ſchlaue Runjet Sing durch Beſtechung einen Theil der Truppen Doſts zum Abfall bewog, löste ſich bald ſein ganzes Heer auf und er mußte ſich auf Kabul zurückziehen, 1834. In Folge der ruſſiſch-perſiſchen Angriffe auf Herat fand ſich aber Auckland bewogen, ſich mit Runjet Sing perſönlich zu beſprechen und im Bunde mit ihm Afghaniſtan für Schah Schudſchah zu erobern, um von hier aus Herat zu ſchützen.

Im Herbſt 1838 machte das engliſche Occupationsheer große Parade bei Ferespur vor Lord Auckland und Runjet Sing, wobei die außerordentlichſte Pracht entfaltet wurde. Der Löwe

(Sing) war damals ſchon alt und einäugig und ſtarb bald nachher. Runjet Sing wurde für die Hindus, was Mehemet Ali für die Muhamedaner war, ein moderner Reformator. Die Religion der Sikhs leiſtete ihm dabei Vorſchub, denn ſie war ein äußerſt vereinfachter, gereinigter Brahmaismus, der auch keine Kaſten anerkannte, jedem Gläubigen und Rechtſchaffenen gleiches Recht verlieh und daher viele Proſelyten machte. Hier begegneten nun auch der europäiſchen Bildung nicht ſo viele Vorurtheile, wie bei den Götzendienern und Muhamedanern, weshalb es Runjet Sing leicht wurde, durch die in ſeiner Hauptſtadt Lahore unter ihm dienenden Europäer (die Generale Ventura und Allard) ſeine Armee ganz auf europäiſchen Fuß zu ſetzen und ſie mit einer furchtbaren Artillerie auszurüſten. Seine Politik war England günſtig, weil er im Bunde mit dieſer energiſchen Macht viel zu gewinnen hoffte.

Der engliſche Heereszug gegen Afghaniſtan wurde mit vieler Unbeſonnenheit unternommen. Man verlängerte die Operationslinie viel zu weit und bediente ſich zu vieler und ungeſchickter Führer. Die politiſche Leitung hatte Macnaghten als „Geſandter und Miniſter der indiſchen Regierung am Hofe Schah Schudſchahs“, unterſtützt von Burnes, dem berühmten Reiſenden, der dieſe Länder am beſten kannte. Die militairiſche Leitung hatte Keane, der für ſein Privatgepäck allein 400 Kameele brauchte (Macnaghten hatte deren gar 900), deſſen Offiziere ebenfalls zahlloſe Luxusgegenſtände mitſchleppten, ungerechnet die vielen Weiber und Kinder der Unteroffiziere und Soldaten, deren ganzer Troß mitzog. Indeſſen ſtreute Macnaghten Gold im Ueberfluß aus und beſtach die Häuptlinge der Afghanen, daß Kandahar ſich ihm ohne Schwertſtreich ergab und Doſt Mohamed die Regierung in Kabul ſeinem Sohn Akbar verlieh. Doch leiſteten die fanatiſchen Muhamedaner in Ghazny einen verzweifelten Widerſtand und ein Verſuch, den in den Hindukuſch entflohenen Doſt einzuholen, mißlang durch die Liſt des Inders, der die engliſchen Reiter führte. Kabul konnte ſich jedoch nicht halten und die Eng-

länder zogen mit dem Schattenkönig Schudschah daselbst ein, am 6. August 1839. Keane kehrte mit einem Theil der Truppen als Triumphator in die Heimath zurück, andere Truppentheile wurden ins Land geschickt, um die wichtigsten Puncte desselben zu besetzen und in Kabul selbst blieben nur etwa 6000 Mann unter dem alten unfähigen Elphinstone, dem Auckland den Oberbefehl nur deshalb anvertraute, weil er sich bequemer leiten ließ, als ein anderer.

Anfangs ließ sich alles gut an. Die Engländer unter Willshire erstürmten das tapfer vertheidigte Khelat und behaupteten es gegen wiederholte Angriffe. Dost Mohamed und Akbar sammelten ein fanatisches Glaubensheer von Afghanen und Usbeken, die jedoch vor den Kugeln der englischen Kanonen auseinanderstoben. Hierauf verzweifelte Dost und gab sich freiwillig an Macnaghten gefangen, als derselbe gerade bei Kabul spazieren ritt. Dost wurde gut behandelt und nach Indien geschafft. Mit ihm schien der Aufstand der Afghanen seine Seele verloren zu haben. Nun wurde auch noch Todd mit englischen Geschützen und Geld nach Herat geschickt, um Pottinger daselbst zu unterstützen und Oberst Stoddart nach Bokhara, um auch dort der russisch-persischen Politik entgegenzuwirken. Aber der tyrannische Yar in Herat glaubte nicht an eine dauernde Herrschaft der Engländer in dem wild aufgereizten Afghanistan und lohnte ihnen mit dem gröbsten Undank, indem er sich mit Persien heimlich aussöhnte und Todd heimschickte. Schlimmer noch erging es Stoddart, der in Bokhara ermordet wurde.

Am Ende des Jahres 1840 brachen an verschiedenen Orten in Afghanistan Unruhen aus, welche durch die Generale Nott und Wylmer unterdrückt wurden, aber die längere Anwesenheit der Engländer nöthig machten, wenn Schah Schudschah geschützt bleiben sollte. Man richtete sich in Kabul so bequem als möglich ein. Aus Langeweile fingen die kräftigen Söhne Albions mit den einheimischen Schönen geheime Liebeshändel an. Die Gemahlinnen Macnaghtens, Sales und anderer wurden aus Indien herbeigerufen, um sich in der kühleren Luft und der reizenden Umgebung Kabuls

zu erholen. Man ergötzte ſich mit Pferderennen, Theater, Jagd, Fiſcherei, wie in Altengland, während das unterjochte Volk in verbiſſener Wuth erglühte. Doch erſt als das Geld geſpart zu werden anfing und die Häuptlinge nichts mehr empfingen, dachten auch dieſe an eine allgemeine Erhebung gegen die Fremden. Macnaghten merkte nichts davon und war ſo ſicher, daß er einen Theil der Truppen unter Sale als nunmehr entbehrlich nach Indien zurückkehren ließ, Oct. 1841. Sale züchtigte unterwegs die empörten Ghilzyes, die ihm den Paß verlegten, wobei er viele Leute verlor, und kam bis Dſchellallabad. In Kabul ſelbſt aber hatte ſich Abdullah Chan verdächtig gemacht, die Ghilzyes aufgehetzt zu haben. Burnes warf ihm das vor und nannte ihn einen Hund, erbitterte ihn dadurch tödtlich und ſorgte nicht einmal für ſeine Verhaftung. Die Indolenz der Engländer war ſo groß, daß ſie ſogar das große befeſtigte Caſtell der Stadt, den Bala-Hiſſar, dem Schah Schudſchah überlaſſen und das kleinere zwar zu ihrem Magazin gemacht, ihre Truppen aber, ſeit Sale's Abzug noch 6000 Mann, fern davon in einer tiefliegenden Ebene gelagert hatten, wo nur ein leicht zu überreitender Graben ſie decken ſollte.

Abdullah hatte längſt einen allgemeinen Volksaufſtand vorbereitet und zwar im Namen Schah Schudſchahs, deſſen großes Siegel er brauchte. Am 2. November 1841 ſah man Zuſammenrottungen in der Stadt. Man warnte Burnes, der mitten darin wohnte, und rieth ihm, ſich raſch ins Lager vor der Stadt zu retten. Aber er blieb und wenige Minuten ſpäter wurde ſein Haus vom wüthenden Pöbel umzingelt und er, ſein Bruder und Lieutenant Broadfoot ermordet und in Stücken geriſſen. Daſſelbe Loos erlitten alle Engländer mit ihren Frauen und Kindern innerhalb der Stadt. Elphinſtone wurde dringend aufgefordert, mit ſeinen Truppen in die Stadt zu kommen und zu helfen, aber er weigerte ſich, „die Sache ſey unbedeutend und werde bald vorbei ſeyn.“ Die Afghanen zauderten noch, aus Furcht, als ſie aber nicht angegriffen wurden, liefen ſie am 4. Sturm auf das kleine

Fort, welches das Hauptmagazin der Engländer enthielt. Der hier die schwache Besatzung befehligende Lieutenant Warren bat um Hülfe und wehrte sich den Tag und die Nacht hindurch auf's verzweifeltste, aber Elphinstone schickte ihm keinen Mann zu Hülfe und vertröstete ihn auf morgen. Da in der Nacht fiel das Fort mit allen seinen Vorräthen den Afghanen in die Hände. Ganz dasselbe geschah mit einem kleinen Magazin, welches Capitain Colin-Mackenzie lange vertheidigte, aber eben so hülflos gelassen wurde. Erst am 10., als die Afghanen das Lager selbst aus dem Fort Rika-Bashie zu beschießen anfingen, raffte sich Elphinstone auf und ließ das Fort mit Sturm nehmen. Auch Macnaghten, der den Kopf ganz verloren hatte, nur unterhandeln und den Rückzug erkaufen wollte, fand jetzt den Muth wieder. Um diese Zeit hatten die Afghanen auch die abgelegene Festung Charekur, welche Major Pottinger auf's heldenmüthigste vertheidigte, mit Sturm genommen und 600 Engländer getödtet, Pottinger selbst war verwundet und nur wie durch ein Wunder nach Kabul entkommen. Seine Entschlossenheit half aber nichts mehr, weil schon zu viel versäumt war. In einer blutigen Schlacht, die sich Engländer und Insurgenten vor Kabul am 22. November lieferten, fiel Abdullah, aber durch den Eigensinn des Generals Schelton, der nicht rechtzeitig eingriff, ging die Schlacht verloren und die Engländer wurden in ihr Lager zurückgeworfen.

Nach Abdullahs Tode trat Dost Mohameds energischer Sohn Akbar Chan an die Spitze des Aufstandes, schloß das englische Lager von allen Seiten ein und sperrte ihm jede Zufuhr ab, so daß sie gezwungen waren zu unterhandeln, und gegen freien Rückzug nach Indien die Auslieferung Dost Mohameds zusagten. Schah Schudschah sollte fortregieren und Akbar sein Vezier werden. Als aber diesem Vertrage gemäß die Engländer (noch 5000 Mann stark, von denen jedoch viele verwundet oder krank waren) am 22. December von Kabul auszogen und tiefer Schnee fiel, wurden ihnen die Lebensmittel und Zugthiere vorenthalten und

umſchwärmten ſie raubgierige Schaaren. Am 23. begab ſich Macnaghten zu Akbar Chan, der ihnen ebenfalls gefolgt war, und wollte ſtrenge Einhaltung des Vertrags von ihm fordern, Akbar aber tödtete ihn mit einem Piſtolenſchuß. Die Erlaubniß, ungekränkt den Rückzug fortzuſetzen, mußten die Engländer am folgenden Tage mit der Auslieferung ihrer Artillerie erkaufen, gegen Pottingers Willen, welcher verlangte, man ſollte den Afghanen nie mehr trauen und ſich bis zum letzten Blutstropfen wehren. Er täuſchte ſich nicht. Die Afghanen fuhren fort, mit wüthendem Geſchrei die Engländer zu begleiten und zuerſt die Dienerſchaft und das Gepäck zu plündern, dann in die marſchirenden Colonnen ſelbſt zu feuern, während ſich dieſelben mühſam durch den Schnee fortarbeiteten. Auch Akbar blieb ihnen immer zur Seite. Als ſie nun an dem Kurd-Kabulpaß angelangt waren, rieth Pottinger ſelbſt, demſelben alle Frauen und Kinder als Geißeln zu übergeben, damit ſie nicht in dem von wüthenden Feinden beſetzten Paſſe umkämen, und weil er hoffte, Akbar werde ſeine Geißeln ſchützen um ſeines Vaters willen, der in der Gewalt der Engländer war. So wurde denn Lady Macnaghten dem Mörder ihres Gatten ausgeliefert, mit ihr Lady Sale, welche alle dieſe Dinge ſpäter beſchrieben hat, und die andern Frauen und Kinder. In dem Engpaß ſelbſt gingen die Engländer größtentheils vollends zu Grunde, obgleich ſie mit äußerſter Tapferkeit fochten. Nur 400 Mann waren am 10. Januar 1842 noch übrig. Elphinſtone gab nun endlich Akbars Forderung nach, ihm Dſchellallabad auszuliefern, wurde aber mit ſeinen beſten Offizieren als Geißel zurückbehalten. Der Reſt der Engländer aber ging ruhmvoll unter im Dſchugdullukpaß, nachdem ſie bis auf den letzten Mann ritterlich gefochten hatten; nur Einer, Cap. Souter, der durch die Bruſt geſchoſſen war, fiel dem Feinde noch lebend in die Hände.

Sale wäre ihnen gern von Dſchellallabad aus zu Hülfe gekommen, wurde aber ſelbſt hart umdrängt von Feinden, während zugleich ein furchtbares Erdbeben die Stadt halb zerſtörte. Eben

ſo große Noth litt die kleine engliſche Beſatzung des Fort Ali Musjid am Eingang der berüchtigten Khybur-Päſſe unter Cap. Mackeſon. Aber von Peſchawer aus kam General Pollock mit einer kleinen, jedoch trefflich geführten Heeresmacht, entſetzte erſt das Fort, dann Dſchellallabad, und durfte, weil unterdeß der engliſche Geſandte Clerk die Sikhs glücklich beſchwichtigte und General Nott noch immer Kandahar behauptete, ſogar wagen, wieder gegen Kabul ſelber vorzugehen, um die Ehre der engliſchen Waffen wiederherzuſtellen. Nott ſollte dabei helfen, mußte aber einſtweilen zurückbleiben, weil General England, der aus Sind zu Hülfe kam, unterwegs im Bolanpaß eine Niederlage erlitt. In Kabul ſelbſt wurde Schah Schudſchah am 4. April ermordet und ſein Sohn Fatteh Jung blieb ohne alles Anſehen. Akbar wurde von den andern Häuptlingen beneidet, beſiegte aber am 21. Juni den Uſurpator Zemaun Chan, und anerkannte Fatteh Jung, nahm ihm aber ſeine Schätze und eignete ſich ſelbſt die höchſte Gewalt an.

Während dieſer Anarchie hatte Nott ſich wieder gefaßt und rückte von Kandahar, wie Pollock von Dſchellallabad aus gegen Kabul vor. Akbar bot dem letztern am 13. September bei Tezien eine Schlacht und wurde beſiegt, worauf Pollock in Kabul einrückte, am 16. Am folgenden Tage kam auch Nott an, der unterwegs ein anderes Heer Afghanen zurückgeſchlagen hatte. Von hier aus ſchickte Pollock ſogleich ſeinen Secretair Shakſpeare in das Gebirge Hindukuſch, wo die gefangenen engliſchen Damen von Akbar dem Saleh Muhamed in einem Fort bei Bamian anvertraut worden waren. Nach Akbars Flucht bei Tezien nahm Saleh keinen Anſtand, gegen 20,000 Rupien und eine Penſion die Damen auszuliefern. Sale wurde ihnen entgegengeſchickt, fand ſie dieſſeits des 13,000 Fuß hohen Kalupaſſes, den ſie eben herabgekommen waren, und umarmte ſeine Gemahlin. Die Gefangene waren gut behandelt worden, der alte Elphinſtone aber geſtorben.

Pollock hatte die Ehre der brittiſchen Fahne gerettet, bekam aber Befehl, Afghaniſtan zu räumen, welches für diesmal um ſo

weniger behauptet werden konnte, als Runjet Singh auch unterdeß geſtorben war und die Sikhs ziemlich viel Luſt bezeigten, das Unglück der Engländer zu benutzen, um ſich auf ihre Koſten im Norden Indiens auszudehnen. Doſt Mohamed kam dem Vertrage gemäß nach Afghaniſtan zurück und Akbar bereitete ihm die Herrſchaft vor. In Calcutta war auf Lord Auckland 1842 Lord Ellenborough als Gouverneur gefolgt, der aber ſchon 1844 wieder abtrat, weil er die Mißbräuche in der Armee abſchaffen wollte und auf allzuheftigen Widerſtand ſtieß. Ihm folgte Lord Hardinge.

Zum Glück verhielten ſich die Sikhs noch ruhig. Die Emirs der Beludſchen aber, die ſich in die Herrſchaft von Sind (am Indus) theilten, wollten ſich jetzt dafür rächen, daß die Engländer eigenmächtig durch ihr Gebiet marſchirt waren und ſich als ihre Herren geberdet hatten. Die Emirs hatten bisher dazu geſchwiegen, weil ſie ſich vor den Sikhs fürchteten, jetzt aber brachen ſie los, vor allen Muſſir Chan, wurden jedoch, zumal da nicht alle ihre Stämme einig waren, von dem tapfern General Charles Napier im Frühjahr 1843 in zwei größeren Schlachten bei Minamie und Dubba geſchlagen, obgleich ſie fünfmal ſtärker waren als die Engländer (25,000 gegen 5000). Ganz Sind wurde dem indo-brittiſchen Staate einverleibt. Im Herbſt deſſelben Jahres empörten ſich auch noch einmal die Mahratten in Gwalior, als eben der Scindia geſtorben war, und lieferten den Engländern unter General Gough eine blutige Schlacht, in der gegen 800 Engländer fielen. Im folgenden Jahre erneuerten die Mahratten in Kalapur, durch Bedrückungen aufs tiefſte erbittert, den Kampf, wurden aber durch Oberſt Outram beſiegt.

Jetzt erſt, ſchon zu ſpät, erhoben ſich die Sikhs. Hätte dieſes wohlgerüſtete und tapfere Volk ſchon 1841 losgeſchlagen, ſo würde die engliſche Macht im ganzen Norden Indiens raſch vernichtet worden ſeyn und eine Erhebung der Mahratten und Rajputen würde dann erſt haben glücken können. Runjet Sing war am 27. Juni 1839 geſtorben, ſein ſchwacher Sohn Khuruk ließ

ſich durch ſeinen Vezier, den Rajputen Dſcheian, leiten, einen Bruder des Gholab Sing. Dieſe beiden Brüder bemächtigten ſich der Alleingewalt, ließen den Fürſten vergiften und ſetzten deſſen Bruder Scher Sing an ſeine Stelle. Der aber mußte bald wieder der Tſchund Kair, Runjets Wittwe, weichen, welche den Thron beſtieg, nachdem ſich Dſcheians eigene Söhne Hira und Gholab für ſie erklärt hatten. Die neue Rani (Königin) war im hohen Grade ausſchweifend, machte ſich bald verhaßt, wurde von einem Theil der Truppen unter General Ventura verlaſſen und mußte, als auch Gholab ſich ſeinem Bruder wieder fügte, den Thron an Scher Sing zurückgeben. Dieſer wurde durch Adſchit, einen Sindawalla, umgebracht, Adſchit ſelbſt aber kam im Kampf mit Hira um, der ſofort den jungen Dhulip Sing, einen von Runjet Sing adoptirten Knaben, auf den Thron von Lahore ſetzte. Deſſen Mutter Mahe gewann aber einen Anhang und ließ Hira umbringen, 1844. Dieſe neue Rani ſchickte alle europäiſchen Offiziere fort und die Khalſas, der Prätorianerſtamm Runjet Sings, begannen ein brutales Regiment und belagerten unter andern Gholab Sing in ſeiner Felſenfeſte, blos um ihm ſeine Schätze zu nehmen. Er fertigte ſie ab, indem er ihnen eine große Summe gab, ließ ſie aber auf der Heimkehr durch tapfere Gebirgsſtämme überfallen und ihnen den Raub wieder abnehmen. Die Rani hielt unterdeß eine Menge Liebhaber, unter denen Lall Sing vorragte, machte ihren Bruder Dſchowahir zum Vezier und ſchwelgte in den niedrigſten Ausſchweifungen. Peſchora Sing, der Anſpruch auf den entweihten Thron hatte und machte, wurde umgebracht. Das Heer aber murrte, tödtete den Dſchowahir *) und bot das

*) Die Rani beklagte ihn bitterlich. Vier ſeiner Frauen mußten ſich nach der Sitte mit ſeiner Leiche verbrennen laſſen und thaten es mit zärtlicher Hingebung und unter Lobpreiſungen der Rani und ihres Bruders, unterbrochen von Verwünſchungen gegen die Soldaten, die ihnen noch auf dem Scheiterhaufen das goldene Geſchmeide abriſſen.

Vezieramt dem Meiſtbietenden aus. Als es niemand wagte, ſich der unerſättlichen Soldatesca hinzugeben, wollten ſie einen Sohn des ermordeten Scher auf den Thron ſetzen, aber die Rani verhinderte es, indem ſie den raubgierigen Schaaren rieth, ins engliſche Gebiet einzubrechen und dort reichliche Beute zu machen. Unter dieſen Umſtänden begann der Kampf der Sikhs gegen die Engländer, wobei jedes ſittliche, religiöſe oder patriotiſche Motiv fehlte.

General Gough wurde den Sikhs mit 10,000 Mann entgegengeſchickt und ſchlug ſie am 18. December 1845 bei Mudkie, obgleich ſie unter ihrem General Tetſch Sing viermal ſtärker waren. In dieſer Schlacht fiel der tapfere Sale, auch nahm der in Indien reiſende Prinz Waldemar von Preußen mit Auszeichnung daran Theil. Die Sikhs verſtärkten ſich nun auf 58,000 Mann, aber auch Gough erhielt 6000 Mann Verſtärkung, und ſchon am 21. Dec. wurde die zweite blutige Schlacht bei Ferospur geliefert, in welcher die Engländer gegen dritthalbtauſend Mann verloren, jedoch obſiegten. Einen dritten Sieg erfocht General Smith am 28. Jan. 1846 bei Allewal, und einen vierten Gough am 10. Febr. bei Sabraon. Die Sikhs fochten in allen dieſen Schlachten wie wilde Teufel und ließen ſich auf ihren Kanonen in Stücke hauen. Nach ſo großen Verluſten aber konnten ſie das Feld nicht mehr halten und die geängſtigte Rani bat Gholab Sing, den Zorn der Engländer zu beſchwichtigen. Dieſe beſetzten Lahore und ſchloſſen einen Frieden nach ihrer Art, die Treuloſigkeit und Immoralität der Hindufürſten immer wo möglich noch überbietend. Denn nachdem ſie alles Land zwiſchen dem Sudletſch und Bejah an ſich geriſſen, beſtätigten ſie die elende Regierung der Rani, damit der Sikhſtaat vollends zu Grunde gehe, und verkauften dem nichtswürdigen Tyrannen Gholab Sing das ſchöne Land Kaſchmir, wofür er die Zahlung der Kriegskoſten übernahm.

Im Jahre 1848 wurde Lord Dalhouſie Gouverneur in Oſtindien und gerieth bald in neue Kriege. Der ſchlechte Frieden trug ſeine Früchte. In Kaſchmir empörte ſich Imam Eddin gegen

den Tyrannen Gholab, im geheimen Einverständniß mit Lall Sing, dem Liebhaber der Rani von Lahore. Oberst Lawrence, englischer Resident von Lahore, ließ nun nicht nur jenen Lall, sondern auch die Rani selbst verbannen und regierte selbst im Namen des Dhulip. Damals ließ Mulrai, Gouverneur der Provinz Multan, zwei englische Offiziere, denen er seine Festung zu übergeben versprochen hatte, grausam ermorden, 19. April 1848. General Whish sollte ihn bestrafen, konnte jedoch das feste Multan nicht einnehmen und erlitt große Verluste. Nun rührten sich auch die Sikhs wieder und verschworen sich mit Gholab Sing und Dost Mohamed, die Engländer aus Nordindien zu vertreiben. Wieder zu spät, nachdem die Afghanen den Sikhs in ihrem ersten Kriege nicht geholfen hatten. Gough rückte nun wieder gegen die Sikhs vor und lieferte ihnen bei Rammuggur ein so ungeschickt angelegtes Gefecht, daß er dabei ohne Noth viele brave Leute verlor. Doch wurde Scher Sing, der die Sikhs anführte, in einer zweiten Schlacht durch General Thakwell bei Sadulapur zum Rückzug gezwungen, im December. Nun fiel endlich auch Multan nach harter Belagerung, 2. Jan. 1849. Mulrai wurde gefangen. Bald darauf mußte sich Gough wieder gegen die Sikhs wenden, die ihn am 13. Jan. bei Chilianwalla angriffen. Auch hier leitete er die Schlacht so ungeschickt, daß er nahe an 2400 Mann verlor und beinahe geschlagen worden wäre. Unterdeß hatte Dost Mohamed den Sikhs 3000 (warum nicht mehr?) Afghanen zu Hülfe geschickt. Aber in einer zweiten großen Schlacht, wo sich Gough von General Tennent besser berathen ließ, erfochten die Engländer einen glänzenden Sieg und zwangen den Rest der Sikharmee zu capituliren, 21. Febr. Dalhousie machte dem Reiche der Sikhs ein Ende, indem er den schwachen Dhulip Sing auf Pension setzte. Auch die Schätze des alten Runjet Sing fielen bei diesem Anlaß den Engländern in die Hände, und sein Diamant, der größte den man kennt, der weltberühmte Kohinur (Lichtberg), wurde

der Königin Victoria nach London gesandt, wo er nun im Kronschatz Englands liegt.

Gholab Sing nahm die Miene an, als habe er die Treue nie gebrochen und wurde geschont. Auch Dost Mohamed ließ man gern in Ruhe, da er selbst nichts weiter unternahm. Die Gemüther blieben erhitzt. Im Jahre 1849 erhoben sich die Hindu's in der Waldgegend von Gangara (in Bengalen) unter Anführung des Schwärmers Chokro, weil die englische Regierung die Menschenopfer, durch welche man reiche Saaten von den Göttern zu erkaufen hoffte, verboten hatte. Im Jahre 1850 stand die Secte der Moplahs an der Küste von Malabar auf, gleichfalls Fanatiker, die keinen Pardon nahmen und gaben. Beide Aufstände wurden mit Gewalt unterdrückt. Die gefangene Rani von Lahore entfloh aus ihrer Haft und kam glücklich nach dem Gebirge von Nepal, von wo sie aber den Engländern wieder ausgeliefert wurde. Indem englische Agenten damals das hohe Himalayagebirge und die Grenzen Tibets untersuchten, entdeckte Hooker (1848) den höchsten Berg der Erde Kinchinginga von 28,178 englische Fuß oder von 26,438 Pariser Fuß Höhe, nachdem bisher der um mehrere tausend Fuß niedrigere Dhawalagiri für den höchsten gegolten hatte. — Um die wilden Afridies, die mit dem Pendschab annexirt waren, aber keine Steuern zahlen wollten, zu bändigen, wurde Colin-Campbell 1850 nach Kolat im Himalaya geschickt, konnte aber mit 5000 Mann nicht durchdringen und mußte umkehren.

Da man mit Gough's Kriegführung unzufrieden war, kam Charles Napier an seine Stelle, der sich jedoch mit Dalhousie überwarf und schon 1851 wieder nach Europa zurückkehrte, nachdem er vergeblich vor den Gefahren gewarnt hatte, welche die indo-brittische Regierung umgaben. Er zuerst erkannte die tiefe Erbitterung aller Volksstämme und Confessionen in Indien gegen die Engländer und sagte eine große und allgemeine Revolution vorher. Er zuerst warnte vor den Sepoys, deren 60stes Regiment er auflösen mußte, weil es höhern Sold wollte und meuterte, und

die um so schwieriger wurden, als die englischen Offiziere sich immer brutaler betrugen. *) Diese Offiziere versammelte er beim Abschied in Calcutta und hielt ihnen in ehrlicher Derbheit ihre Schwelgerei, ihr Schwimmen in Champagner, ihre Spielwuth, ihr Umherwerfen mit Goldhaufen, während sie Schulden über Schulden machen, und ihre verwerfliche Moral vor, welche auf die zwei Sätze hinausläuft: Bezahle nie Schulden, außer Spielschulden, und handle wie ein Schurke, schieße aber jeden nieder, der dich einen Schurken nennt! Aber Napier hatte selbst, weil er ein zu großer Hitzkopf war, die Offiziere verletzt **) und sein Nachfolger als Obergeneral, Sir William Gomm proclamirte den Offizieren: „Es ist meine Absicht, den Charakter der Armee auf seiner jetzigen beneidenswerthen Höhe zu erhalten."

Der Uebermuth, mit welchem die Engländer den Birmanen begegneten, führte zu einem neuen Kriege. Englische Schiffbesitzer waren mit Recht vor birmanische Gerichte gezogen worden, die Engländer hatten aber diese Behörden verachtet. General Godwin führte 1852 eine Armee nach Birma, erlitt aber viele Verluste, mußte Prome, nachdem er es schon genommen, zweimal wieder aufgeben und zum drittenmal nehmen, verlor auch viele vorgeschobene Posten und hätte, da das Volk wüthend war und die ganze

*) Ein Muhamedaner ermordete 1853 den Obersten Mackeson in Peschawer. Bei der Hinrichtung des Mörders lobte der Priester seine That und verkündete ihm, Muhamed werde ihm alle sieben Thore seines Paradieses öffnen.

**) Einmal sagte er zum 14. leichten Dragonerregiment, welches in einer Sikhschlacht geschwankt hatte: „die Mannschaft ist brav, wenn sie gut angeführt wird." Das galt dem Obersten des Regiments King, gegen den sofort aller Respect aufhörte. Ein Soldat, der den Obersten feig nannte, wurde geprügelt, wiederholte seine Beschimpfung und wurde dennoch von Napier freigesprochen. Da schoß sich King eine Kugel durch den Kopf. War King wirklich schuldig, so hätte ihn Napier absetzen und nicht durch sein Bleiben im Amt die Disciplin lockern sollen.

Provinz Pegu, ehe ſie den Engländern in die Hände fiel, lieber verwüſtete, kaum einen Frieden erlangt, wenn nicht in Ava ſelbſt eine Palaſtrevolution ihm zu Hülfe gekommen wäre. König Therawaddy wurde wegen ſeiner angeblichen Wütherei für geiſteskrank erklärt und ein Sohn von ihm beſtieg den Thron, um raſch Frieden zu machen und den Engländern Pegu und einen großen Küſtenſtrich abzutreten, 1854.

Inzwiſchen ſtarb die Mahrattendynaſtie von Nagpur aus und ihr Land fiel den Engländern zu. Dalhouſie wollte nun auch das Königreich Oude (Audh) annexiren. Der König Mahomed Wadſchid Ali Schah lebte in der größten Ueppigkeit und Schwelgerei und ruinirte das Land ſyſtematiſch, ſo daß die Zemindars in ihren 246 Burgen ihm zu trotzen anfingen. Der Mollah Emir Ali regte die Muhamedaner gegen ihn auf, unterlag aber ſeinen Truppen. Es war ein kleiner Religionskrieg zwiſchen Hindus und Muhamedanern, deſſen ſich die Engländer erfreuten. Die ſiegreichen Soldaten des Königs aber plünderten das arme Land aus. Nun wurde Oberſt Outram 1854 nach Lucknow, Oude's Hauptſtadt, als engliſcher Reſident geſchickt und glaubte, es werde wohl für das Land am beſten ſeyn, wenn der elende König penſionirt und ſein Reich dem indo-brittiſchen annexirt werde. Dalhouſie wollte durch dieſe neue Eroberung ſeinen Ruhm vermehren *) und annexirte wirklich, 1856. Daſſelbe geſchah auch dem kleinen Reich Tanjore nach dem Ausſterben ſeiner alten Dynaſtie (1855).

Nach Dalhouſie wurde Lord Charles John Canning, Sohn des berühmten Miniſters (Georg), Gouverneur von Indien, und unter ihm ſollten die größten Dinge geſchehen. Schon 1855 ſtanden die Santals auf, in gefährlicher Nähe von Calcutta ſelbſt,

*) Er war ſehr eitel. Als er aus Europa kommend in Singapur landete, ließ er ſich von den Freimaurern (nicht vom Klerus) im Coſtum und von den Kindern der chineſiſchen Colonie, die alle in goldenen von Ponnies gezogenen Wägelchen fuhren, feierlich empfangen.

ein armes fleißiges Völkchen, welche von den niedern Dienern der Compagnie, Steuereinnehmern und wucherischen Geldleihern, so hart gedrückt wurden, daß sie sich endlich empörten und, obgleich nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet, sich aufs tapferste gegen die Truppen unter General Lloyd wehrten.

Die allgemeine Erbitterung der einheimischen Bevölkerungen Indiens gegen die Engländer führte endlich zu der großen Revolution von 1857. Dieselbe war längst vorbereitet. Am glühendsten war der Haß bei den Muhamedanern, welche überall die meiste Energie zeigten und hauptsächlich von ihren Pilgerreisen nach Mekka den Stolz und Muth heimbrachten, der das Joch der Ungläubigen nicht länger ertrug. Zudem waren russische und persische Agenten thätig, das Feuer in Indien zu schüren, denn 1856 wurde der Krieg in Herat geführt und Outram drang mit einem Heere vom persischen Golf aus vor. Die Revolution in Indien sollte den Persern Luft machen. Aber auch abgesehen von diesen Anstiftungen reichte das Betragen der Engländer in Indien selbst hin, um zum unversöhnlichen Hasse zu reizen. Die eingebornen Inder waren im Recht. Die Engländer waren als Räuber in ihr Land gekommen, auf das sie nicht den geringsten Anspruch hatten, sogen es mit systematischer Arglist aus, entsittlichten und verwilderten es und wurden ihm in jeder Beziehung zum Fluche. Denn von der Einführung der christlichen Religion und des europäischen, germanischen Sittenadels war in Indien keine Rede. Es wird den Engländern zum ewigen Vorwurf gereichen, daß sie als mächtige Eroberer in den Hinduländern, doch die unterworfenen Völker nicht zum Christenthum bekehrt haben, hierin weit zurückbleibend hinter den Spaniern. Die ostindische Compagnie fürchtete, wenn sie bekehrend aufträte, den Glaubenseifer der Hindus und Muhamedaner allzustark aufzuregen, eine Coalition aller Parteien in Indien herbeizuführen und denselben zu unterliegen, da sie im Gegentheil, wenn sie die religiösen Vorurtheile aller schonte, aus der Zwietracht der Parteien den größten Vortheil ziehen konnte.

Sie garantirte daher Heiden und Muhamedanern ihre religiösen Rechte und strafte sogar christliche Missionäre wegen Verletzung derselben. *) Auch vermochten die Inder in einem Missionär, der mit seiner Lady auf Elephanten reitend, mit großem Troß und Gefolge daherkam, auch immer nur einen Lord und nicht einen demüthigen Apostel Jesu Christi zu sehen und ließen sich viel eher von einem barfüßigen Franziscaner bekehren, weil dieser in der Stärke der Weltentsagung und Demuth dem Fakir nicht nachstand. Die Engländer hatten also bereits seit hundert Jahren freiwillig dem Vortheil entsagt, den ihnen die Christianisirung ihrer indischen Unterthanen gewährt haben würde, gesetzt auch, sie hätten sich unter dieser Bedingung mit einem kleineren Reiche begnügen müssen. Sie hatten den Islam und das Heidenthum geschont, ohne zu merken, wie feindlich ihnen diese Mächte immer bleiben würden. Sie hatten die Pflicht, die Lehre des Erlösers den Völkern zu verkünden, versäumt, weil sie selbst nicht mehr nach dieser Lehre lebten, und sollten endlich dafür bestraft werden.

Die Achtung, welche die englische Regierung scheinbar dem Islam und dem Heidenthum erwies, war nur eine politische Arglist. Man sah es gern, wenn beide Parteien sich bekämpften, wie in Oude, weil man dann desto leichter über beide herrschte. **) Je sicherer sich aber die Engländer in ihrer Herrschaft fühlten, mit um so weniger Zurückhaltung fingen sie an, die Religion ihrer Unterthanen zu behandeln. Nach den Aussagen achtbarer Inder

*) In Calcutta ließ ein englischer Offizier seiner verstorbenen Maitresse, einem Hindumädchen, ein prächtiges Grab und auf demselben sogar einen heidnischen Tempel errichten. Zwei englische Missionäre, die ihn deshalb in einer Zeitung tadelten, wurden von ihm verklagt und zu 900 Pfund Sterling Strafe verurtheilt.

**) Am 22. und 23. Nov. 1851 gab es blutige Tumulte zu Bombay zwischen den Muhamedanern und Parsis. Die letztern hatten in ihrer Zeitung den Propheten Muhamed karikirt, was jene tödtlich beleidigte. Die Parsis leisteten zuletzt Abbitte.

und den übereinſtimmenden Geſtändniſſen vieler Engländer ſelbſt war die Brutalität, mit welcher die letzteren die armen Hindus behandelten, mit der Zeit immer unerträglicher geworden. Junge übermüthige Offiziere und verhärtete Beamte gaben das Beiſpiel, welches von rohen Soldaten und Matroſen befolgt wurde. Man nannte die braunen Inder nur noch Niggers (Neger) und fing an ſie wie Negerſclaven zu behandeln. Man ſchimpfte und ſchlug ſie ungeſtraft. Offiziere machten ſich den Spaß, im Theater Stückchen von Schweine- und Rindfleiſch über das Parterre voll Muhamedaner und Hindus zu werfen. Nachdem er das unglückliche Volk durch Mißhandlungen zur äußerſten Wuth gereizt hatte, wagte der freche Engländer von dieſem Volke noch folgende Schilderung zu entwerfen: „Das Ungeheuer iſt ſchwarz, hat eine ſchwarze, von der unſern weſentlich verſchiedene Seele, fühlt keinen Schmerz (?) und auch keine Wohlthaten (?), iſt der Vater aller Lüge, feigherzig und doch blutdürſtig. Seine Ergebenheit wird wie die des Wachtelhündchens durch Schläge genährt. Das Monſtrum repräſentirt 180 Mill. Seelen und kommt in dem Erdſtrich vom Cap Comorin bis zum Himalaya fort.“

Das Maaß der Mißhandlungen war voll. Die Inder ertrugen es nicht mehr. Muhamedaner und Heiden verſtändigten ſich und zettelten durch ganz Indien eine Verſchwörung an, um mit einem Male ſich zu erheben und die Engländer aus Indien zu vertreiben. Das Erkennungszeichen der Verſchworenen waren kleine ſ. g. Atta-Kuchen, welche im Januar 1857 von Hand zu Hand gingen. Zum Vorwand der Empörung diente beiden Parteien die bei den Sepoys neueingeführten Patronen, in denen die Kugel mit Fett eingerieben war, mit Schweinefett, ſagte man den Muhamedanern, denen das Schwein verhaßt iſt wie den Juden; mit Rindsfett, ſagte man den Hindus, denen das Rind heilig iſt und die keines tödten dürfen. Die bloße Berührung mit dem Fett wurde als die äußerſte Entweihung und Gotteslästerung angeſehen.

Die Sepoys waren aber um ſo geneigter, ſich zu empören,

als sie mit ihren englischen Offizieren schlecht standen. Mochte der eingeborne Inder noch so tapfer und einsichtsvoll seyn, er konnte doch nie über die niederen Chargen emporsteigen. Da ihm kein höheres Ziel der Ehre gesteckt war, wurde er geld- und beutegierig. Die englischen Offiziere aber hörten auf, ihm zu imponiren, da sie nur unter sich lebten und in einem unsoldatischen Luxus ganz zu verweichlichen schienen. Man hätte wirklich nicht glauben sollen, daß diese Schwelger, die schon Napier so scharf zurechtgewiesen, doch nachher beweisen würden, sie seyen immer noch die unentnervten todverachtenden Normannen.

Den 23. Juni 1857 gerade 100 Jahre nach der unglücklichen Schlacht bei Plassy, in welcher Clive die Unterjochung Indiens begann, war zum Tage der allgemeinen Erhebung bestimmt, allein die Ungeduld der Sepoys und der Zufall führte einzelne Ausbrüche schon früher herbei. Sie durften wohl Muth fassen, da ihrer so viele waren. Den Kern der indobrittischen Armee bildeten nur 30,000 Europäer, die übrigen Truppen, 250,000 Mann, waren $^1/_3$ Muhamedaner, $^2/_3$ Hindus. Sie hießen seit dem vorigen Jahrhundert Sepoys (Sipahis) und der Gemeine unter ihnen wurde in der Regel 36 Jahre alt, bis er Corporal (Naik), 48 Jahre, bis er Sergeant (Havildar), und 60 Jahre, bis er Hauptmann (Subadhar) werden konnte. Höher stieg keiner. Die Gemeinen blieben aber mit diesen ihren alten stammverwandten Offizieren immer allein, die englischen Offiziere hatten, von den Regimentern getrennt, ihre üppige Menage für sich, übten also keinen moralischen Einfluß auf ihre Truppen, sondern machten sich denselben nur durch ihre Hoffahrt verhaßt. Daher die Bequemlichkeit, mit der die Sepoys sich unter einander verständigen und complottiren konnten. Die Armee war nach den drei Regierungsbezirken getheilt in die Bengal-, Madras- und Bombayarmee. Die erstere begann den Aufruhr zu früh, die beiden andern waren nicht genug bearbeitet, oder hielten an sich, weil sie den Erfolg in Bengalen abwarten wollten. Ohne Zweifel berechneten sie, daß große Verstärkungen

aus England, um den Aufstand zu unterdrücken, nicht ausbleiben und zuerst in Bombay und Madras landen würden, während der Aufstand im obern Gangeslande, der weiten Entfernung wegen, schon vollendet seyn konnte, ehe Verstärkungen aus England ankamen.

Am 9. Mai 1857 weigerten zu Mirut, unfern von Delhi, 86 Sepoys vom 3. Reiterregiment die Annahme der geschmierten Patronen und wurden deßhalb verhaftet, um bestraft zu werden, plötzlich aber von ihren Kameraden befreit, die englischen Offiziere verjagt oder getödtet, ihre Quartiere verbrannt, Frauen und Kinder ermordet. Eine kleine Zahl englischer Truppen wurde zwar auf kurze Zeit wieder Meister und verjagte die Rebellen. Diese aber eilten nun nach der großen Stadt Delhi und brachten am 11. auch hier alles in Aufruhr. Unverantwortlicherweise hatte die Regierung hier eine zahlreiche Artillerie und Armeevorräthe aller Art einer Besatzung anvertraut, die nur zum kleinsten Theil aus gebornen Engländern bestand, während zugleich viele englische Beamtenfamilien, Geistliche und Kaufleute in der Stadt wohnten. Vergebens wehrte sich eine Handvoll entschlossener englischer Offiziere und Lieutenant Willoughly sprengte sich und an tausend Rebellen mit einem großen Pulvermagazin in die Luft. Fast alle Offiziere des 54. Regiments wurden ermordet, alle Engländer mit ihren Weibern und Kindern, die nicht früh genug durch die Flucht entkamen, wurden unter gräßlichen Martern*) umgebracht. Die Meuterer erbeuteten 150 Kanonen, Pulver und Kugeln in Menge, in den Kassen 2 Mill. Pfund Sterling und machten noch durch Plünderungen so große Beute, daß sie die Last des Geldes nicht zu bergen wußten. Immer neue Rebellen strömten nach Delhi und

*) Der blutgierigste Volkshaß verfolgte die stolzen Ladies, 48 englische Damen und Mädchen wurden erst von den Sepoys, dann vom Pöbel halbtodt geschändet, dann auf's gräßlichste gemartert. Man schnitt ihnen die Nasen ab oder den Leib auf ꝛc. Eine Dame, der man die Gesichtshaut ab- und über den Kopf gezogen hatte, wurde in diesem Zustand nackt umhergejagt.

beneideten die, welche sich in den ersten Tagen so sehr bereichert hatten. Da keiner dem andern traute, trug jeder sein Geld bei sich, und mancher wurde von seinen eigenen Landsleuten umgebracht, um ihm die Beute wieder abzunehmen. Indeß suchten die Anführer der Anarchie Meister zu werden und Delhi zum unerschütterlichen Bollwerk des Aufruhrs zu machen. Die Stadt war von den Engländern auf's trefflichste befestigt und mit allem versehen worden, das kam nun den Rebellen zu gut. Um sich ein sichtbares und für ganz Indien passendes Haupt zu geben, zogen sie den längst vergessenen Großmogul aus dem Palast in Delhi hervor, in welchem er als englischer Pensionär lebte, den 92jährigen Akbar, der bereits vor Alter stumpfsinnig war, für den aber sein ältester Sohn Mirza Mogul eintrat, dem man vorwirft, bei der Mißhandlung und dem Morden englischer Damen mitgewirkt zu haben.

Gleichzeitig brach der Aufstand in allen bengalischen Garnisonen aus. Zu Indore, Azimgur, Sitapur wurden alle Engländer ermordet. In Dschihanpur brachte man sie alle in einer Kirche um. In Allahabad wurden 16 Offiziere beim Essen überfallen und ermordet, dann noch 10 andere, ihre Häuser verbrannt, englische Familien zu Tode gemartert.*) In Kokah, einer Rajputenstadt, wehrte sich Major Burton mit zwei schönen blühenden Söhnen auf dem Dach seines Hauses verzweifelt, bis das Dach unter ihnen zusammengeschossen wurde und alle umkamen. Das Gräßlichste geschah zu Cawnpur. Hier wurde die kleine Besatzung unter General Wheeler von einem großen Rebellenhaufen unter Nana Sahib überfallen. Dieser hatte eine feine Erziehung genossen und war im Umgang mit Europäern hochgebildet, haßte aber die Engländer unversöhnlich, weil sie seinen Anspruch auf das Erbe des Peischwa nicht anerkannt hatten. Als Wheeler seine tapfern Leute verloren und keine Lebensmittel mehr hatte, wagte er einen

*) Durch Abschneiden der Finger und Zehen, Augenausstechen, Schänden der Weiber und endlich lebendig Verbrennen.

Ausfall, wurde aber durch die Uebermacht zurückgeschlagen und mußte capituliren. Nana Sahib gewährte ihm und den Seinen freien Abzug. Als sie nun ausgezogen waren und auf Kähnen den Ganges hinabfahren sollten, begannen die Inder auf sie zu feuern und tödteten eine Menge. Die Engländer retteten sich an's andere Ufer, wurden aber hier eingeholt und gefangen nach Cawnpur zurückgebracht. Man glaubt, Nana Sahib sey durch das wüthende Volk zu diesem Treubruch gezwungen worden und würde für seine Person menschlicher gehandelt haben. Wheeler, bereits schwer verwundet, wurde ermordet, seine großherzige Tochter tödtete den Soldaten, der sie fortgeschleppt hatte, mit seiner ganzen Familie bei Nacht und stürzte sich in's Wasser. Alle gefangenen Männer wurden abgesondert, um erschossen zu werden. Ihre Frauen wollten sie nicht lassen und umklammerten sie. Alle wurden weggerissen, nur die starke Frau eines Doctors hielt ihren Mann fest und kam mit ihm um. Alle wurden erschossen, 88 Offiziere und 190 Mann, die noch übrig waren. Ihre 120 Weiber und Kinder blieben sodann in dem berüchtigten „gelben Hause" eingesperrt, aus dem sie nur hervorgezogen wurden, um nackt ausgekleidet abgeschlachtet und in einen großen Brunnen geworfen zu werden, am 17. Juli. — Im Norden Cawnpurs entbrannte der Aufruhr durch ganz Oude und im Süden in Gwalior, dem Reich des Scindia.

An andern Orten aber mißlangen die Aufstände der Sepoys, indem die englischen Offiziere noch rechtzeitig die nativen Regimenter entwaffneten. Dies wurde oft mit nur wenig englischen Soldaten bewirkt, so groß war das moralische Uebergewicht der weißen Race unter den dunkelfarbigen Indern, und die Furcht vor der Strafe. Denn unerschrocken pflegten damals kleine englische Garnisonen im Angesicht ungleich zahlreicherer Sepoybataillone die Unruhstifter aufzuhängen und die offenen Rebellen vor die Kanonen zu binden und in Stücke zu reißen. Und mitten in der äußersten Gefahr noch lustig nannten die Engländer jenes „auf nichts tanzen" und dieses „wegblasen". So wurde ganz nahe bei Calcutta in Berhanpur

der erſte Aufſtand unterdrückt. In Calcutta ſelbſt bewaffneten ſich die engliſchen Chriſten und unterdrückten die Gährung unter den Muhamedanern und Hindus. Der verdächtige König von Oude*) aber wurde daſelbſt gefangen geſetzt. Man hat ihn fälſchlich als einen Haupturheber des Aufſtands bezeichnet, während allerdings ganz Oude gegen die Engländer empört war, nirgends aber die Fahne für den abgeſetzten und früher ſchon verhaßten und verachteten König erhob. Henry Lawrence hielt den Aufſtand in Lucknow mit eiſerner Hand nieder, wurde aber in dieſer Stadt durch die Rebellen von Oude und Nana Sahib eingeſchloſſen. In Benares, der heiligſten Stadt der Inder mit zahlreicher und fanatiſcher Bevölkerung, wurde der Aufſtand durch die Treue einiger Sikhregimenter, die ſich von den Engländern hatten anwerben laſſen, unterdrückt. In der großen Stadt Agra retteten ſich die Engländer in die Citadelle. In Patna wurden die Aufrührer überwältigt und grauſam beſtraft, 40 derſelben zugleich von den Kanonen „weggeblaſen“. Ebenſo in Firangpur und auf vielen andern Stationen. Der Aufſtand blieb alſo auf Delhi und Oude beſchränkt. In Lahore und dem Pendſchab behaupteten die Engländer eine Macht, welche ſie in den Stand ſetzte, von da aus Delhi wieder zu nehmen; ebenſo in Calcutta, wohin eiligſt aus England Verſtärkungen geſchickt wurden, um Lucknow zu entſetzen. Die Sikhs und Gorkhas hielten zu den Engländern. Alſo war nicht einmal die ganze Bengalarmee inſurgirt, und in der Madras- und Bombayarmee wurden die Anfänge der Inſurrection rechtzeitig unterdrückt.

Aber auch die Fürſten und Völkerſtämme Indiens unterſtützten die große Revolution der bengaliſchen Sepoys nur ſchwach. Außer Nana Sahib und den Prinzen in Delhi hielten ſich alle übrigen

*) Während ſeine Mutter nach London ging, um wo möglich die Annexion des Reichs Oude rückgängig zu machen. Man gab ihr dort gar keine Audienz, bis die große Revolution begann. Da wurde ſie von der Königin Victoria gütig empfangen, ſtarb aber auf dem Rückweg in Paris.

Fürſten neutral oder halfen den Engländern. Scindia nahm am Aufſtand der Gwaliortruppen keinen Theil und ſammelte ſogar ein Heer, um ſie zu bekämpfen. Auch Holcar blieb treu, nachdem der Aufſtand in ſeiner Hauptſtadt Indore beſiegt war, und der Nizam, in deſſen Hauptſtadt Hyderabad der Aufſtand ebenfalls unterdrückt wurde, ſtarb. Gholab Sing, bisher immer Freund der Engländer, wurde im Sommer 1857 durch Gift hinweggerafft, ohne daß dies eine Aenderung im Norden Indiens bewirkt hätte, denn die Sikhs und Beludſchen des Pendſchab und Sind blieben ruhig. Jung Behadur in Nepal hielt es mit England, der feurige Akbar war geſtorben, ſein alter Vater Doſt Mohamed wollte keinen neuen Krieg mit England wagen. Auch die Birmanen hielten ſich ruhig. Die bengaliſchen Sepoys blieben mithin iſolirt, eine großartige Erhebung des ganzen indiſchen Volkes, aller Stämme und Confeſſionen, wovon Nana Sahib und einige Schwärmer geträumt hatten, kam wieder nicht zu Stande. An vielen Orten zeigte ſich das Landvolk den Engländern ſogar geneigt und half ihnen zur Flucht, weil es ſich weniger vor dieſen, als vor der Raubgier der Sepoys fürchtete.

General Anſon, der oberſte Anführer der engliſchen Truppen in Indien, wartete zu Simla, bis er aus dem Pendſchab Truppen herabziehen konnte, um Delhi zu retten, worüber drei Wochen vergingen. Er ſelbſt ſtarb an der Cholera, die, um den Jammer der Lage voll zu machen, unter den ſchwachen Abtheilungen der Engländer wüthete. Sein Nachfolger Barnard kannte weder Indien noch die Armee und rückte zwar ſchon am 8. Juni vor Delhi, ſtarb aber ebenfalls an der Cholera. Ihm folgte General Reed, der aber mit ſchwachem Geſchütz die feſten Mauern Delhi's nicht nehmen konnte, hinter deren zahlreichen Kanonen die Sepoys ſich muſterhaft vertheidigten. Doch behauptete ſich das kleine Lager der Engländer gegen alle Ausfälle der Sepoys und brachte nach und nach mehr ſchweres Geſchütz herbei. Nirgends zeigte ſich die moraliſche Kraft und das taktiſche Geſchick der Europäer ſo glänzend wie hier, da die Inder ihnen an Zahl und Rüſtung in Delhi

ſo ſehr überlegen waren, und ſie ſich doch nicht von ihnen überwältigen, noch vertreiben ließen. Endlich am 5. Sept. hatten ſie ſich ſo weit verſtärkt, um eine regelmäßige Belagerung Delhi's beginnen zu können, unter General Wilſon. Am 14. aber liefen ſie Sturm und drangen mit großem Verluſt (66 Offiziere und 1178 Mann), aber mit unwiderſtehlicher Gewalt in die Stadt, in der ſie ſich dann in der Siegesluſt großen Ausſchweifungen überließen. In vielen Häuſern mordeten ſie alles, in andern fanden ſie die blühenden Weiber und Mädchen todt, weil ihnen die Männer, damit ſie den brutalen Siegern nicht in die Hände fielen, die Hälſe abgeſchnitten hatten. In dem phantaſtiſch gebauten alten Palaſt der Moguln ließ ſich der greiſe Akbar ohne Widerſtand verhaften, ſeine Söhne flohen, wurden aber eingeholt und ohne Gnade Mirza Mogul und Mirza Kisra, mit einem Enkel Mirza Abu Buſar erſchoſſen. Daſſelbe Loos erlitten im October auch die Prinzen Mirza Bukta war und Mirza Mendhu. Der alte Akbar aber wurde nur gefangen nach Calcutta geführt. Das große Heer der Sepoys, welches Delhi ſo lange vertheidigt hatte, floh auf beiden Ufern des Dſchuma gegen Agra und wurde raſch von den Engländern verfolgt, die eine Schaar durch Oberſt Greathead, die andere durch General Shower, welche beide die Flüchtigen ereilten und wiederholt zerſprengten. Der Reſt derſelben vereinigte ſich mit den Inſurgenten von Oude.

Während den ganzen Sommer über der heiße Kampf um Delhi entbrannt war, ſammelte General Havelock eine kleine Schaar, um Lucknow zu entſetzen. Er konnte nur ein paar tauſend Mann zuſammenbringen, weil die wenigen Engländer in Indien die feſten Plätze halten mußten und die Verſtärkungen erſt langſam ankamen. In Lucknow aber war Henry Lawrence mit der engliſchen Garniſon und mehr als 400 Frauen und Kindern eingeſchloſſen, die man um jeden Preis vor dem traurigen Looſe derer in Cawnpur ſchützen wollte. Ein ritterliches Gefühl erwachte diesmal in allen engliſchen Herzen. In Oſtindien aber, wo jeder einzelne engliſche Mann

täglich dem Tod in's Auge ſehen mußte und wochen-, monatlang kaum eine Ausſicht war, dem Untergang zu entgehen, bemächtigte ſich der Herzen der rohen Soldaten auch eine religiöſe Begeiſterung. Havelock betete täglich mit ihnen, weßhalb man ſeine Leute die „Havelockheiligen" nannte. Eines ſolchen Aufſchwungs der Seelen aber bedurfte es auch, um das Ungeheure zu leiſten, was dieſe eiſernen Männer damals vollbrachten, indem ſie gegen die enorme Uebermacht Nana Sahib's und der Rebellen von Oude kämpften und zugleich im Rücken von den Gwalior-Mahratten bedroht waren. Nach mehreren glänzenden Gefechten drang Havelock in Cawnpur ein und ließ die Leichen im großen Brunnen feierlich beſtatten. Seine Hochländer (Schotten) wurden beim Anblick der ermordeten Weiber und Kinder ſo wüthend, daß auch ſie in Cawnpur kein Geſchlecht und Alter ſchonten und alles niederſtießen. Von hier verſuchte Havelock nach Lucknow vorzudringen, ſah ſich aber gezwungen wieder umzukehren, weil er nicht ſtark genug war und ſein kleines Corps durch die Hitze und durch die Cholera ſchrecklich litt. Am 13. Juli hatte er bei Futtipur geſiegt, da hielt ihn die am 25. zu Dinapur ausgebrochene Revolution auf.

Zu Segawlie an der Grenze von Nepal meuterte ein Native-Regiment und mordete den Stationskommandanten Major Holnes mit ſeiner Familie. Das rückwirkte auf die nächſte Hauptſtation Dinapur, wo drei Native-Regimenter von einem engliſchen entwaffnet werden ſollten, aber durch die Fahrläßigkeit des General Lhoyd, der ſich gar nicht blicken ließ, entkamen, am 25. Juli. Als ihnen nun das engliſche Regiment nachſetzte, gerieth es in der Nacht bei Arraſch in einen Hinterhalt, und erlitt ſchrecklichen Verluſt. Man fand ſpäter die todten und verwundeten Engländer reihenweiſe an den Bäumen des Waldes aufgehenkt. Nun meuterten auch andere benachbarte Stationen zu Gya und Hazarabaugh und General Havelock wurde durch dieſen Aufſtand eine Zeitlang gehindert, gegen Lucknow zu marſchiren. Lhoyd wurde abgeſetzt und vor ein Kriegs-

gericht geſtellt. Unterdeß rüſtete General Outram, um Havelock zu helfen, und Major Eyre ſchlug die Rebellen vor Dinapur.

Als Outram mit Havelock zuſammentraf, ließ er ihm hochherzig den Oberbefehl und beide rückten vor Lucknow, wo eine fürchterliche Noth herrſchte. Sir Henry Lawrence war mit Männern, Weibern und Kindern in der Citadelle (der ſ. g. Reſidency) eingeſchloſſen, rings umlagert und umheult von wüthenden Rebellen, unter denen die Begum von Oude (Gemahlin des gefangenen Königs) und ihr Liebhaber vorragten. Am 30. Juni machte er einen großen Ausfall, wurde aber von der Sepoy-Artillerie, die bisher bei ihm geblieben war, verlaſſen und mit großem Verluſt zurückgetrieben. Nun konnte er auch das zweite Fort, das er noch beſetzt hatte, nicht mehr halten und ſprengte es mit 250 Centner Pulver in die Luft. Aber der Feind beſchoß nun in dichter Nähe die Citadelle und ein Bombenſplitter verwundete ihn tödtlich, 2. Juli. Major Banks, der ihn im Oberbefehl erſetzte, fiel am 31. durch eine Flintenkugel. Für dieſen trat nun Inglis ein, während Cap. Fulton mit dem größten Geſchick die Hauptſorge der Vertheidigung beſorgte. Der Feind feuerte unaufhörlich, ſo daß Weiber und Kinder, ſich an die Kugeln gewöhnten und ſich nicht mehr darnach umſahen, wenn ſie ihnen in's Zimmer flogen. Die Menge der Todten und Verwundeten mehrte ſich, die Cholera raffte viele Menſchen hin, auch die Blattern zeigten ſich. Die Hitze und der Geſtank in ſo engem Raume wurde unerträglich. Der Feind legte Minen, um die Citadelle in die Luft zu ſprengen, unermüdlich aber gruben die Engländer Gegenminen. Am 20. Juli, 10. Auguſt und 5. Sept. liefen die Rebellen Sturm und brachten die Citadelle in die äußerſte Gefahr, wurden jedoch immer wieder abgeſchlagen. Aber die Noth hatte den höchſten Grad erreicht. Da nahte endlich die Hülfe.*)

*) Eine Dame, welche beim Entſatz von Luknow gegenwärtig war, erzählt denſelben in folgender Weiſe: Wir ſahen den Augenblick herannahen, wo wir von der Erde Abſchied nehmen ſollten. Wir waren entſchloſſen, lieber zu ſter-

Havelock hatte am 21. September die Insurgenten bei Munburwar zurückgeworfen und sich dadurch den Weg nach Lucknow

---

ben, als uns zu ergeben, und wußten, daß in 24 Stunden alles vorbei seyn würde. Die Genieoffiziere hatten es gesagt, und während wir Frauen uns gegenseitig Muth einsprachen, ließen die Männer uns leichte Arbeiten verrichten, von einer Batterie zur andern Befehle und Proviant tragen, besonders Tassen Kaffee, den wir Tag und Nacht bereiteten. So ging ich mit meiner Gefährtin, Jessie Brown, Frau eines Corporals vom Regimente meines Mannes, aus, um mich nützlich zu machen. Die arme Jessie hatte während der ganzen Belagerung keine Ruhe genossen, und in den letzten Tagen zehrte sie auf erschreckende Weise ab; in fortwährendem Fieberzustande kam es, daß sie von Zeit zu Zeit phantasirte, namentlich heute, wo das Andenken an die Heimath bei ihren Reden eine herzzerreißende Rolle spielte. Von Müdigkeit überwältigt, legte sie sich, in ihren Plaid eingehüllt, auf die Erde nieder. Sie schlief endlich ein, ihren Kopf auf meine Kniee gestützt, tief und fest, ohne Bewegung, ohne lautes Athmen. Auch ich konnte dem Schlafe nicht mehr widerstehen, trotz des unaufhörlichen Kanonendonners. Plötzlich wurde ich durch einen gellenden, übernatürlichen Schrei dicht vor meinen Ohren aufgeweckt. Meine Gefährtin stand neben mir, die Hand nach dem Horizont ausgestreckt, und neigte sich in horchender Stellung nach vorn. Ein Lächeln der Freude verklärte ihr Gesicht; sie faßte meine Hand, zog mich zu sich hin, und rief: „Hört Ihr ihn; hört Ihr ihn endlich? O nein, es ist kein Traum; er ist es, der Hochländer; wir sind gerettet!“ Nach diesen Worten stürzt sie auf die Kniee nieder, und dankte Gott mit inbrünstigem Gebete, während ich ganz verwirrt dastand. Meine englischen Ohren hörten nur den Kanonendonner, und ich glaubte meine arme Jessie noch immer im phantasirenden Zustande. Aber sie flog nach der Batterie hin, und ich hörte sie beständig rufen: „Muth, Muth, Muth! Hört Ihr? Wir bekommen endlich Hülfe.“ Es war unmöglich die Wirkung dieser Worte auf unsere Soldaten zu beschreiben. Einen Augenblick hörte das Feuern auf, und Jeder horchte aufmerksam. Allein ein Gemurmel der Enttäuschung bewies bald, daß man nichts hörte, und die Klagen und das Geschrei der in Masse herbeigestürzten Frauen verdoppelten sich nur, als der Oberst den Kopf schüttelte. Noch einige Minuten — dieser tödtlichen Erwar-

gebahnt. Aber er hatte nur 2800 Mann und die Rebellen in der Stadt waren 50,000 Mann ſtark. Es war mithin keine Möglichkeit, eine ſo große und von ſo viel Truppen beſetzte Stadt zu nehmen. Havelock konnte nur hoffen, die Citadelle zu erreichen, um vielleicht dort die Beſatzung zu befreien und mit ſich zurückzunehmen. Am 25. September ſchlug er ſich durch die Stadt hindurch, wobei er 600 Mann und den General Niell verlor, und kam wirklich in

---

tung, dieſer Hoffnung, welche tödtet —, und Jeſſie, welche beſchämt und erſchöpft auf der Erde lag, ſprang von neuem auf, wie ein wildes Thier, und ſchrie mit einer ſo hellen ſchrillenden Stimme, daß man es auf der ganzen Linie hörte: „Wollt Ihr auch jetzt noch leugnen? Die Campbell kommen, hört Ihr?“ Und in demſelben Augenblicke ſchien es uns, als ſpräche die Stimme Gottes aus der Ferne, als ob der „Pibroch“ der Hochländer uns die Gnadenbotſchaft brächte; denn es war kein Zweifel mehr, dieſes durchdringende, unaufhörliche kreiſchende Geräuſch, das aus weiter Ferne ertönte, konnte weder von dem Marſch der Belagerer, noch von den Arbeiten der Sapeurs, noch von dem Wirbeln der Trommeln herrühren; es war da etwas, das alles übertönte — der Klang der ſchottiſchen Sackpfeife, zuerſt ſchneidend, mißtönig, eintönig, die Rache an den Feinden ankündigend, dann ſanfter, um den Freunden in der Noth Hülfe und Troſt zu bringen. Niemals auf der Erde ſah man eine ſolche Scene. Im Fort von Lucknow gab es nicht ein einziges Herz, das in dieſem Augenblicke nicht ganz Gott angehörte. Alle warfen ſich gleichzeitig auf die Kniee, und man hörte nur das Schluchzen der Frauen und das Gemurmel ihrer betenden Lippen. Als dieſe erſte Bewegung vorüber war, erhob ſich ein tauſendſtimmiges Freudengeſchrei, das weithin ſchallte und dieſen geſegneten „Pibrochs“ neuen Muth eingab, welche auf unſern begeiſterten Ruf: Es lebe die Königin! ſofort mit jenem alten Appell antwortete, der jeden Schotten bis zu den Thränen rührt: „Sollten alte Freundſchaften vergeſſen werden!“ Von nun an machte nichts mehr Eindruck auf mich, und alles, was nachher geſchah, ſchien mir ziemlich gleichgültig. Jeſſie wurde dem General vorgeſtellt, als er einzog, und bei der Offizierstafel trank man auf ihre Geſundheit, während die Pfeifer mit der oben genannten Melodie (should old acquaintances be forgotten) um den Tiſch zogen.

die Citadelle. Aber er konnte sie nicht mehr verlassen, er hatte schon zu viel Verlust erlitten, um noch mit dem Rest der alten Besatzung und den Weibern und Kindern den Rückweg durch die Unzahl der Feinde erzwingen zu können, die sich um die Mauern der Citadelle wieder wie ein brausendes Meer zusammenschlossen. Er selbst war nun mit denen gefangen, die er hatte befreien wollen. Aber schon war Colin Campbell als Oberbefehlshaber in Calcutta angekommen und führte 7000 Mann herbei, ihn und Outram zu befreien. Ohne durch das Gwaliorheer gehindert zu werden, kam er am 14. November nach Lucknow, versuchte aber nicht mehr wie Havelock durch die Stadt zu dringen, sondern näherte sich der Citadelle von der Seite, wo sich die Rebellen durch zwei große Gebäude geschützt glaubten, erstürmte diese letzteren und reichte endlich am 16. Havelock und Outram die Hand. An eine Eroberung der volkreichen Stadt durfte auch Campbell noch nicht denken, aber er hatte genug erreicht, indem er die Eingeschlossenen befreite und glücklich aus der Citadelle brachte, die er dem Feinde sofort überließ. Havelock starb am 25. November an der Cholera, sein Andenken wurde in England hochgeehrt.

Zwei Tage nach dem Tode des Helden wurde ein vorgeschobenes Corps der Engländer unter General Windham von den Gwaliortruppen überfallen und geschlagen, sein Lager von 3000 Zelten erobert, am 27. Aber Campbell rächte diese Niederlage durch einen glänzenden Sieg am 7. December, und kämpfte mit Outram den ganzen Winter hindurch gegen die Reste der Gwaliortruppen, die Rebellen von Oude und die aus Delhi Geflüchteten. Er selbst siegte am 27. December und 11. Januar 1858, Outram am 22. Dec., 12. und 16. Jan. Die anfangs große Zahl der Sepoy-Insurgenten schmolz nun nach und nach zusammen, indeß Campbells Heer sich mehrte. Man schickte ihm immer mehr Verstärkungen aus Calcutta und er commandirte endlich 25,000 Engländer, während ihm aus dem Pendschab 15,000 Sikhs und aus

Nepal von Jung Bahadur *) entsendet 20,000 Gorkhas zuzogen. So gelang es ihm, nach einem hartnäckigen Kampf vom 10. bis 13. März Lucknow zu erobern, sodann Indore zu säubern, wo er 200 Gefangene henken ließ, und durch die Generale Hugh Rose und Inglis Jhansi und Calpi den Gwaliortruppen zu entreißen. In Bithore wurden in einem Brunnen Nana Sahibs Schäze entdeckt und erbeutet. Die Rebellenhaufen wurden allmählig immer dünner, die Kanonen ihnen größtentheils abgenommen. Der Krieg engte sich auf Oude und Rohilcund ein und wurde immer mehr nur Guerillakrieg. Einen bedeutenden Sieg erfocht Hope Grant bei Nawabgunge im Sommer, und General Michel bei Bohahg im Herbst über Tantia Topi, dem letzten großen Helden des indischen Aufruhrs. Von nun an wurden die Rebellen nur noch wie Räuber verfolgt, führten aber noch manchen kühnen Streich aus, da sie in den undurchdringlichen Dschungeln des Landes Oude Verstecke genug fanden. Tantia Topi ließ sich im December durch den General Park 451 englische Meilen weit im unwegsamsten Terrain verfolgen und entkam ihm dennoch, eben so im Januar 1859 dem General Mower, aber am 7. April wurde er durch einen Verräther gefangen und den Engländern ausgeliefert. Er war ein echter Mahratte mit kühnen dunkeln Augen, Achtung gebietend als Krieger und Patriot, aber die Engländer ließen ihn unbarmherzig henken, zu Sipri am 18. April. Auch alle übrigen Häuptlinge

*) Jung Bahadur ist ein Gentleman wie Nana Sahib. Er war sogar in England und verliebte sich hier in eine edle, sehr schöne Dame. Nach langen Bitten nahm sie einen kostbaren Ring von ihm an, und er schwor ihr, zu thun, was sie wolle, wenn sie ihm je diesen Ring als Wahrzeichen überschicke. Nun habe, berichten englische Blätter, die Dame ihm den Ring geschickt und von ihm verlangt, er solle ihren englischen Landsleuten im Kampf gegen seine rebellischen Landsleute beistehen und die in Lucknow eingeschlossenen Damen retten helfen, und als echter Ritter habe er ihrem Befehl gehorcht.

unterlagen, am 9. Nov. 1857 Nan Sing bei Kudry, am 17. Dec. Feroze Schah, ein entkommener Sohn des Königs von Delhi, bei Ramonda, am 5. April 1858 Rao Sahib bei Boroda, am 9. Mai Kner Sing in den Dschungeln von Dschadschpur, am 11. Mai der Prophet Mulawi bei Schadschampur. Im Juni wurde dieser Unglückliche, der sein Volk noch in der letzten Stunde zu begeistern suchte, und auf dessen Kopf 100,000 Rupien gesetzt waren, von einem Verräther ermordet und sein Kopf den Engländern gebracht. Auch Rao Ram wurde gehenkt, der Raja von Shorapur erschoß sich, als man ihm Ketten anlegte, die Rajahs von Naggar und Sataſi entleibten sich im Kerker. Surforaz Chan nahm Gift. Nur Nana Sahib und die beiden heroischen Frauen, die Begum von Oude und die Rani von Jhansi, entkamen nach Nepal, von wo Jung Bahadur sie nicht auslieferte.

Das war das klägliche Ende des großen Aufstands. Die Engländer blieben überall Meister. Das am 28. Juli 1859 veranstaltete Dankfest für die Besiegung des Aufruhrs bildet dessen Schlußpunct. Schon während des Kampfes hatte Canning ein milderes System empfohlen, die grausamen Hinrichtungen mißbilligt und die Inder zu beruhigen gesucht.*) Der greise König von Delhi wurde zu Calcutta vor Gericht gestellt und mit allen Formalitäten der altenglischen Justiz verhört, wobei herauskam, ein persischer Agent habe ihn zum Aufruhr verleitet, eine werthlose Notiz, da Persien nichts that, um den Aufruhr zu unterstützen. Man begnügte sich, den alten Mann auf eine Insel zu verbannen. Dasselbe widerfuhr

*) Er duldete sogar eine kleine Christenverfolgung durch die Heiden. Im Winter von 1858 — 1859 wurden in der Provinz Travankar an der Südspitze Vorderindiens die von katholischen Missionären bekehrten Sudraweiber durch die Sudras gewaltsam bis auf die Hüften entblößt, weil alle Sudraweiber den Oberleib entblößt trugen und die englische Regierung die Sitten und Rechte der Kasten zu schützen versprochen habe. Die Frauen widersetzten sich, worauf 70—80 Häuser der Missionäre und der Bekehrten niedergebrannt wurden.

dem Nabob von Farakabad, der erſt gehenkt werden ſollte, weil er am Morde vieler Engländer Schuld war. Dagegen wurde Jung Bahadur von Nepal durch einen 200 engliſche Meilen langen Strich Landes, für ſeine Hülfe belohnt.

In England wurde lebhaft geſtritten, wie man Oſtindien jetzt behandeln ſolle. Die oſtindiſche Compagnie ſchien ſich überlebt zu haben, mit Zuſtimmung des Parlaments hob daher die Königin das Privilegium derſelben auf und nahm ſelbſt die Regierung Oſtindiens durch einen Staatsſecretair für Indien in die Hand, 8. Aug. 1858. Am meiſten Bedenken erregte die dem Miniſterium zufallende Patronage, ſofern die Beſetzung aller Stellen in Indien künftig Parteiſache der jeweilig Miniſteriellen werden müſſe. Daß die bisherige Abſperrung Indiens ein Ende nahm und die Concurrenz im Handel dahin frei gegeben wurde, ſchien die engliſchen Niederlaſſungen in Indien vermehren zu müſſen. Neu war auch die Errichtung eines vierten Gouvernements im Pendſchab neben Calcutta, Madras und Bombay. Die neue Regierung ſicherte überall den einheimiſchen Religionen, Geſetzen und Sitten Schutz zu, wie bisher.

Die Auflöſung der Compagnie hatte auch rechtlich die Entlaſſung ihres Heeres zur Folge. Welche Soldaten in Indien blieben und der Königin Victoria dienen wollten, mußten eine neue Huldigung leiſten. Man verlangte nun aber, ſie ſollten ohne Handgeld fortdienen. Eine große Menge von ihnen aber wollte nach ſo entſetzlichen Anſtrengungen und Leiden in die Heimath zurückkehren. Die Regierung dagegen brauchte Truppen, ſuchte daher die Soldaten auf alle Art zurückzuhalten, und als dennoch 5000 Mann nicht nachgaben, wurden dieſe Tapfern, welche England ſo große Dienſte geleiſtet hatten, mit ſchnödem Undank gelohnt, indem man ſie auf den Schiffen ſo elend hielt, daß ihrer 600 unterwegs verſchmachteten und die übrigen als Bilder des Elends in Liverpool landeten. Der Dienſt in Indien iſt auch im Frieden wegen der Hitze des Climas ſo verderblich, daß von 10 Mann daſelbſt jährlich einer ſtirbt, die ganze Armee alſo

alle zehn Jahre vollständig erneuert werden muß. Um Ostindien gegen die Rebellen behaupten zu können, hatte England um jeden Preis mit Frankreich Frieden zu erhalten gesucht und nach und nach 110,000 Mann nach Indien geschickt. So viele und mehr braucht es jetzt, um die 180 Millionen Eingebornen in Unterwürfigkeit zu erhalten, nachdem es sich der Sepoys nicht mehr bedienen kann und auch die Sikhs, Gorkhas ꝛc. unzuverlässig sind. Man muß beinahe zweifeln, ob England auf die Dauer so viele europäische Truppen in Ostindien wird unterhalten und regelmäßig erneuern können.

Die Unzufriedenheit im indischen Volk hat nicht aufgehört, weil auch seine Mißhandlung immer noch fortdauert. Aller Grund und Boden gehört der Regierung, es gibt keine Grundbesitzer in Indien, nur Pächter und Afterpächter. Die ärgsten Schinder des Volks aber sind die Zemindars oder Pachteintreiber, Steuerpächter, und die Producenten im Großen, welche bedeutende Flächen Landes durch gemeine Arbeiter (Reyols) mit Baumwolle, Opiummohn, Indigo ꝛc. bebauen lassen. Diese Producenten und ihre Verwalter sorgen dafür, daß die armen Reyols ihnen immer schuldig bleiben und sich daher viel von ihnen müssen gefallen lassen. Ihr unerträglicher Druck hat die Reyols in Bengalen seit 1859 zu einem Aufstand gebracht. Auch gibt es immer noch patriotische Schwärmer in Indien, die auf eine neue große Erhebung des Volks hoffen und unter den Mahratten soll 1860 ein mysteriöser Topf, wie 1857 die Kuchen, von Dorf zu Dorf gehen.

Wir werfen nur noch einen Blick auf die ostindischen Inseln. Die große Insel Ceylon wurde 1798 den Holländern durch die Engländer abgenommen, beide aber besaßen nur die zimmetreichen Küstenstriche, im Innern des Landes behauptete sich noch immer der einheimische König von Candy. Diesen zu unterwerfen kam General Macdowall mit einem englischen Corps, fand jedoch die ganze Stadt leer und wurde durch climatische Fieber bald zum Rückzug gezwungen. Erst 1815 gelang es den Engländern, in

einem zweiten Kriege sich des weltberühmten Buddha-Zahns zu bemächtigen, an dessen Besitz nach dem Volksglauben die Herrschaft über die Insel geknüpft ist. Der König wurde gefangen. Im Jahr 1848 ließ sich ein Nachkomme dieses armen Fürsten krönen, wurde aber von Lord Torrington, dem englischen Gouverneur der Insel, bald wieder gestürzt.

Die große Insel Borneo wurde den Engländern durch die von dort ausgehende Seeräuberei gefährlich, weßhalb Lord Cochrane 1846 den dortigen Sultan durch einen Küstenangriff züchtigte. Der englische Resident Brookes in Sawarak führte als Rajah förmliche Kriege auf der Insel und erwarb England 1849 das kohlenreiche Labuan als Station. Auch unterdrückte er 1857 einen Aufstand der chinesischen Colonisten. Doch wurden 1859 eine Anzahl Missionäre, darunter vier mit Frauen und Kindern von den Eingebornen ermordet.

Auf der Insel Java haben die Holländer immer noch ihre Hauptniederlassung mit der großen Handelsstadt Batavia. Nur während der Kriege unter Napoleon kam die Insel eine kurze Zeit unter englische Herrschaft, wurde jedoch im Frieden den Holländern zurückgegeben. Diese bestanden zuweilen einen Krieg mit den Eingebornen und mit dem kleinen Inselreich Bali, immer glücklich. In Batavia häufte sich großer Reichthum, der aber die nüchternen Holländer, zumal in diesem heißen Clima, ziemlich sittenverderbt machte. Am meisten bekamen sie auf der benachbarten großen Insel Sumatra zu kämpfen. Hier besaßen sie schon längst das kleine Königreich Palembang. Sie wurden 1819 durch einen Aufstand von dort vertrieben und konnten es nach hartnäckigem Kampf und mehrfachen Niederlagen erst 1822 wiedererobern. Um sich hier auf Sumatra zu verstärken, verkauften sie den Engländern ihre Besitzungen auf dem Festland von Malakka für Benkulen auf Sumatra, kamen aber dadurch seit 1824 in neue Kämpfe mit den benachbarten Popen, während ihnen gleichzeitig auf Java selbst die Empörung des Diepo Negoro viel zu schaffen machte. Aber

1830 nahmen sie diesen letzteren gefangen und erfochten zugleich glänzende Siege auf Sumatra, indem sie Kandies und 1833 Linda, 1837 auch Bonjol und endlich 1838 Dulodulo, die Hauptstadt der Kottaländer, und somit die ganze Westküste Sumatras eroberten. Während dieser Landkriege vernichteten sie 1835 auch die Seemacht des Corsaren Depik. Die Kämpfe und kleinen Eroberungen auf Sumatra dauerten bis auf die neueste Zeit fort. Der merkwürdigste Volksstamm auf dieser großen Insel sind die Battas, welche mancherlei Spuren von Verstand und Bildung zeigen und doch noch Menschen fressen. — Auch auf Borneo und Celebes mußten die Holländer zuweilen kleine Kriege mit den Piraten führen; 1859 verjagten sie die einheimische Königin aus Bari auf Celebes.

Auf dem Festland von Hinterindien an der Ostküste Asiens liegen noch zwei Reiche, in denen wie die Bevölkerung, so die Verfassung eine Mischung des indischen mit dem chinesischen Wesen darstellt. Die Religion ist buddhistisch und sehr ceremonienreich, die Verfassung despotisch. In Siam wird ein weißer Elephant als Verkörperung des Gottes Buddha angebetet. Die Hauptstadt Bongkok zeigt phantastische von Gold strahlende Paläste, das Volk aber wird in der tiefsten Erniedrigung gehalten, jeder Mensch ist dort Sclave und nirgends in der Welt wird so viel geprügelt, wie hier. Doch zeigte sich der allgebietende Monarch Sombetsch Phra im Jahr 1856 den Europäern geneigt und schloß Handelsverträge mit England, Frankreich und den V. Staaten ab.

Das benachbarte Reich Cochinchina zeigte sich nicht so freundlich. Im Königreich An-Nam, dessen nördlicher Theil Tung-King an China, dessen südlicher Theil Cochinchina an Siam grenzt, war in der Mitte des 18. Jahrhunderts die legitime Dynastie vertrieben worden, ohne daß sich eine neue hätte festsetzen können. Der Erbe der alten Dynastie, Gia Long, kam mit französischen Missionären in Berührung, die ihn 1787 nach Paris schickten. Ludwig XVI. versprach ihm Wiedereinsetzung auf seinen Thron und

ließ ſich dagegen ein Gebiet zum Behuf einer feſten franzöſiſchen Niederlaſſung von ihm abtreten. Allein die franzöſiſche Revolution hinderte die Ausführung des Plans. Statt der verſprochenen ſieben Regimenter mit einer Million Subſidien kamen nur 20 franzöſiſche Offiziere, die aber hinreichten, Gia Longs kleine Macht auf europäiſchen Fuß einzurichten, Kanonen für ſie gießen zu laſſen und ihm dadurch eine ſolche Ueberlegenheit zu verſchaffen, daß er ſchon 1797 Cochinchina und 1802 auch Tung-King erobern konnte. Von nun an aber ſagte er ſich von allen Verbindlichkeiten gegen die Europäer los und theilte den Haß ſeines Volks gegen dieſelben. Sein Nachfolger Minh Menh war noch feindſeliger und ließ alle chriſtlichen Miſſionäre, namentlich franzöſiſche und ſpaniſche, grauſam hinrichten. Von dieſem Fürſten wird bemerkt, er habe ein eigenes Religionsſyſtem erfunden, d. h. einen moraliſchen Katechismus in der langweiligen chineſiſchen Manier. Ihm folgte 1842 Thiron-tri, der viel mit Siam zu kämpfen hatte, deſſen Nachfolger Tuduk aber die Chriſtenverfolgung erneuerte, ſo daß 1856 eine franzöſiſche Flotille unter Cap. Collier und 1858 eine noch größere franzöſiſch-ſpaniſche Expedition unter Admiral Rigault die Cochinchineſen züchtigen ſollte. Allein obgleich ihre Schiffe die Städte Turan und Hue beſchoſſen, konnten ſie doch nicht ins Innere des Landes eindringen und litten ſehr durch das Clima.

Zwölftes Buch.

China und Japan.

Die große mongolische oder gelbe Menschenrace, die zahlreichste auf Erden, bewohnt den weiten Osten Asiens und hat ihren politischen Mittelpunct in dem chinesischen Reiche. Auf den Inseln neben China ist das ihm sehr ähnliche Reich Japan entstanden. Der mongolische Einfluß erstreckt sich auch noch auf die hinterindischen Reiche Cochinchina, Siam und Birma, und ein guter Theil Mongolen (Kirgisen, Burâten, Baschkiren, Kalmücken ꝛc.) sind Rußland unterworfen.

Das chinesische Reich besteht aus den weiten und fruchtbaren Ebenen, welche von den vorderindischen Gebirgen und von der Wüste Gobi aus zwischen prächtigen Strömen sich bis zum stillen Meere hin erstrecken, und sodann aus den nördlich und westlich dieses üppige Culturland umgebenden Hirten- und Steppenländern der Mandschurei, Mongolei, Songarei und Buckarei. Ferner gehört zu ihm der wunderbare buddhistische Priesterstaat Tibet mit ungeheuren Gebirgen, nordwärts vom indischen Nepal, und gegen Japan hin die cultivirte Halbinsel Korea. Dieses chinesische Gesammtreich ist von 350—400 Mill. Menschen bewohnt.

Das chinesische Volk ist seit viertausend Jahren hochgebildet und hat seine Geschichte in einer reichen Literatur aufgezeichnet.

Es kannte den Bücherdruck, das Papier, das Schießpulver und den Compaß schon lange vor den Europäern. Seine Industrie ist eben so alt und im höchsten Grade vervollkommnet. Man findet noch in ägyptischen Gräbern von viertausendjährigem Alter chinesische Porcellangefäße von derselben Schönheit, wie die heutigen, ganz verschieden von den ägyptischen, aus China selbst stammend. Im 13ten Jahrhundert führten die Mongolen, als sie verheerend in Europa einfielen, chinesische Kanonen mit sich, welche man für feuerspeiende Drachen hielt. Dieses uralte Culturvolk hätte demnach Anspruch darauf gehabt, seine Bildung über die ganze Welt zu verbreiten. Allein ein sonderbarer Instinkt trieb es an, sich nach außen abzuschließen, jeden Verkehr mit dem Ausland und andern Racen zu meiden. Und bei allem seinem Wissen entbehrt es doch die Gemüthstiefe und Charaktergröße der weißen Race, sowie deren natürliche Schönheit. Die schiefen Augen, Stumpfnasen und breiten Backenknochen des Mongolen verrathen auf den ersten Blick eine vom Menschheitsideal abweichende Specialität, welche zwar nicht so tief steht, wie die dunkleren Racen, aber auch nicht zur höchsten Race und zur eigentlichen Weltherrschaft berufen ist.

Nirgend in der Welt ist der Ackerbau und auch die Industrie so verfeinert, wie in China, weil das Land ungeheuer übervölkert ist und man alles benutzen muß, um sein Leben zu fristen. Daher ist auch hier der Luxus und die Verweichlichung der Reichen eben so groß, wie das Elend der Armen, und das Laster, dem beide verfallen. Das dauert nun schon Jahrtausende so fort. China ist längst durch und durch blasirt. Es kann keine andere Regierung ertragen, als die despotische. Es ist keiner sittlichen Reform fähig. Von Zeit zu Zeit gelingt es einer verhältnißmäßig kleinen Horde, welche beutegierig aus dem hohen Steppenlande daherbraust, das ganze wohlorganisirte, aber altersschwache und entnervte Reich zu erobern und eine neue Dynastie zu gründen, die aber auch bald in Wollüsten untergeht und von einer neuen verdrängt wird. Der jeweilige Kaiser herrscht durch seine Beamten (Mandarinen), die

aus den Schulen hervorgehen. Einen Adel oder Kastenunterschiede, wie in Indien, gibt es hier nicht. Jeder kann emporsteigen, wenn er einen guten Kopf oder Glück hat. Die Religion der Mongolen war ursprünglich Schamanismus, ein rohes und grobes in Nordasien noch jetzt herrschendes Heidenthum, dessen Priester aus den Tönen einer Zaubertrommel weissagen. Aber schon lange hatte der weise Kon-fu-tse (Confutius) den Chinesen ein pantheistisches Religionssystem aufgedrungen, welches mit dem nüchternsten und geistlosesten Rationalismus eine kühle Moral verband und ganz zu ihrem Naturell paßte, bis von Indien herüber der Buddhismus einen großen Anhang beim Volke fand. Der Buddhismus, der in Indien selbst alle Casten aufgelöst hatte und nur eine völlig gleiche Gemeinde unter dem ewig lebenden (immer wiedergebornen) Gottkönig Buddha mit weltlicher und Klostergeistlichkeit bildete, empfahl sich durch seine Humanität und Milde. Seine Hierarchie bildete sich am vollkommensten in Tibet aus, wo zu Lassa der Gott allstets in einem schönen Knaben (dem Dalai Lama) wiedergeboren wurde und nie das reifere Alter erreichte, sondern immer wieder bald in einen andern schönen Knaben überging. Im Cultus wurden keine Menschen- noch Thieropfer geduldet, er näherte sich vielmehr auffallend dem christlichen. Der Altardienst, eine Art Abendmahl, die Blumen und Lichter in der Kirche, die Gesänge, die Glocken, endlich die Mönchs- und Nonnenklöster des Buddhismus haben so viel dem Katholicismus Verwandtes, daß schon zur Zeit der Kreuzzüge die Fabel entstand, weit hinten in Asien bestehe ein christliches Reich unter dem s. g. Priester Johannes.

Im 17. Jahrhundert war die Ming-Dynastie gestürzt worden durch eine Horde wilder Mandschuren, welche von Nordosten her eingedrungen waren und Peking zur Hauptstadt des Reichs gemacht hatten. Im Jahre 1736 bestieg der Mandschur Kien-Long den Thron, ein ausgezeichneter Mann, als hätte es uns auch in Asien damals, wie in Europa, an großen Fürsten nicht fehlen sollen. Obgleich noch ein grober Heide und Anhänger des

Schamanismus, erkannte er doch die Macht des Buddhismus und glaubte ohne denselben mit den fanatischen Anhängern des Kon-fu-tse, welche zugleich die der Ming-Dynastie waren, nicht fertig werden zu können. Deshalb setzte er schon 1746 den Dalai Lama zu Tibet unter die Vormundschaft seiner Mandarinen und unterwarf 1753 das buddhistische Kalmukenreich der Bucharei, indem er nach einander die Fürsten Dawatsi und Amursana, welche dort um den Thron stritten, besiegte. Von hier aus unterwarf er 1757 auch das muhamedanische Reich der Turkomannen in Kaschwar. Schwieriger waren seine Kämpfe mit Birma 1767. Das Heer, welches er dahin schickte, um sich Birma tributbar zu machen, unterlag den Strapazen in den unwegsamen Gebirgen, und was davon nicht unterging, mußte in Birma gefangen zurückbleiben. Nicht besser erging es später einer Expedition nach Cochinchina. Am heißesten war der Kampf der Chinesen mit einem äußerst tapferen Gebirgsvolk an den Grenzen von Shetschura, dessen Fürst Sonom endlich, als er eine Sühne annahm, verrätherisch und auf die grausamste Weise mit seiner ganzen Familie hingerichtet wurde. Während dieses Krieges erhob sich im Innern des Reiches selbst die große Partei, welche kirchlich dem System des Kon-fu-tse, politisch der alten Mingdynastie anhing und sich Pe-lien-kiao, Secte der weißen Wasserlilie (Nenuphar) nannte. Wongkong aber, den sie in der Provinz Schongtong als Gegenkaiser vom Stamme der Ming aufstellte, wurde von den Mandschuren besiegt und verbrannte sich in seinem Hause. Eine Menge Hinrichtungen dämpften diesen gefährlichen Aufruhr. Unterdeß erfuhr der Kaiser, wie viel Willkür sich seine Mandarinen erlaubten, und strafte sie dadurch, daß er ihnen ihre gesammelten Schätze wegnahm. In Tibet aber hatten sie den armen Lama so gedrückt, daß dieser selbst nach Peking kam, den mächtigen Mandschu um Schutz anzuflehen, 1780. Diese Reise des buddhistischen Papstes zum weltlichen Kaiser entspricht vollkommen der fast gleichzeitigen Reise des römischen Papstes Pius VII. zum Kaiser Joseph. Wahrscheinlich war die Reise von

Kien-Long befohlen, um die Buddhisten seines Reiches zu überzeugen, daß ihr Wohl allein von ihm abhinge und um sie durch seine Gunst zu gewinnen, da er sich auf sie gegenüber den Anhängern der Mings stützen wollte. Der arme Dalai Lama starb in Peking an den Blattern, es fand sich aber bald ein neuer, mit dem der Kaiser in gutem Vernehmen blieb. Während der Abwesenheit des Lama waren die Gorkhas von Nepal aus in Tibet eingefallen und hatten den reichen Tempel von Lassa geplündert, Kien-Long schickte ihnen aber seine besten Truppen nach und ließ das Geraubte zurückholen. Später bekam er noch einige Rebellionen zu überwältigen, 1786 auf der Insel Formosa und 1790 in Shetschura.

Mit Europa kam dieser mächtige Herrscher nur in sehr geringe Berührung. Die alte portugiesische Handelsniederlassung auf Macao in der Nähe von Canton vegetirte noch fort, auch die Holländer trieben hier ihren Handel in der Stille, indem sie sich alle Erniedrigungen und Grobheiten der Chinesen gefallen ließen. Missionaire wurden nicht geduldet. Da sie sich noch von früheren Zeiten her trotz der Verbote einschlichen, erließ der Kaiser 1753 ein strenges Edict und ließ ohne Gnade alle Missionaire und chinesische Christen hinrichten. Im Jahre 1742 kam das erste englische Kriegsschiff unter Admiral Anson nach China und imponirte den Chinesen sehr, da Anson weit entfernt war, sich so feig gegen sie zu benehmen, wie die Portugiesen und Holländer. Im Jahre 1779 kam der berühmte Weltumsegler Cook nach China, und seine Matrosen verkauften dort die Pelze, die sie aus Kamtschatka mitgebracht hatten, um so hohe Preise, daß die englische Speculation bald auf einen Pelzhandel aus den amerikanischen Colonien nach China Bedacht nahm, und schon 1787 bildete sich in Boston eine Handelsgesellschaft zu diesem Zweck. Man duldete den Handel in China, aber nur als Privatsache. Lord Macarthney kam 1793 als brittischer Botschafter nach Peking, um einen Handelsvertrag abzuschließen, wurde aber mit dem äußersten Stolze abgefertigt.

Kien-Long starb 1795 in hohem Alter. Obgleich ein Barbar,

hatte er doch neben großer Thatkraft auch einen schlauen Verstand, große Staatsweisheit und eine überraschende Liebe zu den Wissenschaften entwickelt. Er ließ eine Encyclopädie alles Wissenswerthen verfertigen und drucken, in nicht weniger als 168,000 Bänden. Er schrieb seine Selbstbiographie und verschiedene Gedichte auf die Theepflanze, auf die schöne Gegend von Mukden und auf die Eroberung des Kalmukenreichs. Sein Sohn und Nachfolger Kia-king war dagegen ein fauler und feiger Weichling, der alle seine männliche Verwandte und alle Großen des Reichs, die ihm an Verstand und Energie überlegen waren, sogleich einkerkern ließ und unter Weibern und Comödianten ein nichtswürdiges Leben führte. Das ermuthigte die Secte der Wasserlilie, sich nochmals zu erheben 1796, und nun begann ein furchtbarer Kampf, der bis 1804 fortdauerte. Die Mandschuren wurden anfangs besiegt. Während eines heftigen Gewitters von den Insurgenten überfallen, kam fast ihr ganzes Heer um. Der neue kaiserliche General Hot-schong-tong wetteiferte mit den Rebellen in der Plünderung der Provinzen, bis der Kaiser ihm seine Schätze wegnehmen und ihn hinrichten ließ. Der Aufruhr wurde eigentlich nicht besiegt, erstickte aber von selbst, indem das ganze Land erschöpft war. Das Elend fraß die Secten auf, die es hervorgerufen hatte. In Peking selbst brach eine Verschwörung aus, die Mörder waren dem Kaiser ganz nahe, als er gerettet wurde und tief erschüttert das Gelübde that, künftig besser zu regieren.

Die Verwilderung der Chinesen unter diesem Kaiser war so groß, daß sich eine zahlreiche Seeräuberbande bildete, welche das Blut der Mandschu trank und ihr Fleisch aß. Fanatische Chinesen, welche keinen Mandschu leiden konnten, und da sie ihrer auf dem Lande nicht Meister wurden, nun auf der See lebten. Ihr Anführer Tsching-je ertrank im Meere, sein Weib Je aber übernahm nun den Oberbefehl als Amazone und siegte über die Mandschuren. Da verliebte sich der junge Opotai in sie, obgleich sie älter war als er, und gerieth, als sie ihn stolz abwies, in solche

Wuth, daß er einen Anhang sammelte, seine Geliebte in einer Seeschlacht überwand und zu den Kaiserlichen überging. Sie aber, jetzt zu schwach, machte gleichfalls mit den Kaiserlichen Frieden und privatisirte nachher noch lange in Canton, wo sie mit ihrem Galan Pao ein großes Spiel- und Freudenhaus hielt.

Im Jahre 1813 erhob sich die Wasserlilie noch einmal und sollte eine Palast-Revolution den Kaiser beseitigen. Die Tapferkeit des Prinzen Tao-kuang verhinderte seine Ermordung. Die Lilliarden wurden abermals besiegt und in ungeheurer Anzahl hingerichtet. Damals machte England abermals einen Versuch, mit China in Handelsverbindung zu treten, aber eben so vergebens. Lord Amherst, der Gesandte, der 1816 ins Land kam, wollte sich dem Ceremonial, das man ihm vorschrieb (neunmal mit der Stirn auf den Fußboden zu stoßen) nicht unterwerfen und reiste ohne allen Erfolg wieder ab. Kia-king starb 1820. Ihm folgte Tao-kuang. Dieser liebenswürdige Fürst leerte den kaiserlichen Harem gänzlich aus, begnügte sich mit einer Frau, suchte so viel es möglich war, der Willkür der Mandarinen zu steuern, den durch die blutigen Bürgerkriege gesunkenen Wohlstand wieder zu heben, begünstigte daher den Handel und übte Duldung gegen die fremden Kaufleute und Missionäre, die alsbald wieder nach China strömten. Eine große Empörung der Muhamedaner in der Bucharei unter Dschehangir besiegte nicht ohne viele Mühe sein tapferer General Tschangting. Dschehangir wurde in einem Käfig nach Peking gebracht, um dort in Stücke gehauen zu werden, 1828. Eine Empörung in Kaschwar wurde durch Bestechung der Häuptlinge unterdrückt. Eben so mußte auch das Bergvolk der Jao, als es sich 1832 empörte, mit Geld abgefunden werden.

Mittlerweile waren die Engländer von Ostindien aus in immer lebhafteren Handelsverkehr mit China getreten. Der Thee, welcher allein in China wächst, war immer mehr in Europa zum Bedürfniß geworden, und die Engländer hatten das Mittel gefunden, ihn in ungeheuren Massen zu erwerben, ohne Silber dafür

zahlen zu müſſen. Engliſche Induſtrieartikel konnten in China, welches ſelbſt die vollkommenſte Induſtrie beſitzt, nicht abgeſetzt werden, alſo hätten die Engländer den Thee um Geld kaufen müſſen, wenn ſie nicht auf einem der Mohnpflege äußerſt günſtigen Boden Indiens den Mohnſaft, das ſüßberauſchende Opium, der Chineſen höchſte Wolluſt, erzeugt hätten, das ſie ſofort in Macao gegen den Thee austauſchten. Dieſer Handel hatte, obgleich die chineſiſche Regierung das Opium als ein entnervendes Gift aufs ſtrengſte verbot, doch durch eine unglaublich freche und öffentliche Schmuggelei bereits den größten Umfang gewonnen, und das Bedürfniß einer Aufſicht deſſelben von Seiten der oſtindiſchen Compagnie wurde immer lebhafter empfunden. Da nun mit den Geſandtſchaften bisher nichts auszurichten geweſen war, ſchickte die Compagnie ohne weiteres den Lord Napier als Oberaufſeher des engliſchen Handels nach Canton, 1834. Die chineſiſchen Behörden erklärten ihm, er ſey ein ungebetener Gaſt und ſolle gehen. Als er ſich darum nicht kümmerte, ſchloß man ihn in ſeiner Wohnung ein, um ihn auszuhungern. Engliſche Schiffe kamen ihm zu Hülfe, von beiden Seiten wurde gefeuert, Napier aber war zu ſchwach, um ſich länger zu behaupten, und kehrte nach Macao zurück, wo er ſtarb. Ihn erſetzte 1836 Capitain Elliot, der unbekümmert um die chineſiſchen Behörden den Opiumſchleichhandel im großartigſten Maßſtabe leitete, und den dabei die halbe chineſiſche Bevölkerung unterſtützte, weil ſie beim Schmuggeln großen Gewinn hatte.

Der Kaiſer war ein äußerſt gewiſſenhafter und edler Menſch. Das Wohl ſeiner Völker lag ihm am Herzen und er hatte ſeinen geliebten älteſten Sohn, einen vielverſprechenden Jüngling, in Folge des Opiumgenuſſes ſterben ſehen müſſen. Das Opium entnervte zuerſt den Leib und betäubte zuletzt den Geiſt, es wirkte wie ein langſames, aber ſicher tödtendes Gift und demoraliſirte die Menſchen dergeſtalt, daß ſie beim Genuß des Opiums alle Pflichten vergaßen und um ſich dieſen Genuß zu verſchaffen, jedes Verbrechens fähig waren. Seitdem das Opium nicht blos von den Vor-

nehmen und Reichen, sondern auch von den Massen genossen (in mancherlei Modeformen gegessen, getrunken und geraucht) wurde, bemerkte man eine auffallende Erschlaffung des Volkes, was sich am deutlichsten bei den Recrutirungen zeigte. Von Entsetzen ergriffen über die Nachrichten, die ihm aus Canton zukamen, indem ihm das Geheimniß des ungeheuren Schleichhandels nach und nach immer deutlicher enthüllt wurde, befahl der rechtschaffene Regent, alles anzuwenden, um China von der Pest des Opiums und der Engländer zu befreien und erließ desfalls Edict über Edict. Weil aber der Theilhaber an dem verbotenen Handel allzuviele waren und sie in den Gewässern von Canton alle Schliche kannten, ja die Mandarinen selbst bestochen waren, blieb es beim Alten und immer mehr englische Schiffe kamen an, von denen keines heimkehrte, ohne sein Opium abgeladen, um reichlichen Preis verkauft und den armen Kaiser von China ausgelacht zu haben.

Um endlich das Uebel mit der Wurzel auszurotten, sandte der Kaiser den energischen Gouverneur Lin nach Canton, 1839. Dieser Ehrenmann untersagte den Gebrauch des Opiums bei Todesstrafe, ließ alle Häuser nach Opium durchsuchen, allen gefundenen vernichten, alle Schuldigen hinrichten und theilte das Volk in je 10, 100, 1000, die einander gegenseitig überwachen mußten, um den Gebrauch des Opiums zu verhüten. Allein das Volk war bereits so sittlich verdorben und arglistig, daß es die Schuldigen verbergen half und Unschuldige, denen man heimlich Opium ins Haus legte, der Strafe überlieferte. Das Wichtigste war, die Schiffsladungen zu controliren, aber da ließ sich der Betrug noch weniger überwinden. Die Untersuchungsbeamten selbst verkauften das Opium aus den confiscirten Kisten und ließen dieselben mit Steinen füllen. Elliot wurde in Canton festgehalten, bis er die 20,283 Opiumkisten, die auf englischen Schiffen angelangt waren, ausgeliefert haben würde. Er lieferte sie wirklich aus, kam aber weniger dabei zu kurz, als wenn er sie nach Indien zurückgeschickt hätte, denn mit Beihülfe der bestochenen Beamten wurde das

meiſte Opium doch auf die Seite geſchafft und um ſo beſſer verwerthet, als der Preis deſſelben unter der Verfolgung ungeheuer geſtiegen war. Was übrig blieb oder wenigſtens für Opium ausgegeben wurde, ließ Lin mit Kalk vermiſcht ins Meer laufen. Damit war aber der Handel nicht beendigt, ſondern kam vielmehr in neuen Schwung, denn der hohe Preis lockte immer mehr Verkäufer aus Indien herbei und ehe Lin nur erfahren konnte, es ſey wieder ein Opiumſchiff angekommen, war daſſelbe ſchon von den Schmugglern ausgeleert und wieder auf dem Rückwege. Die fremden Matroſen, immer in großer Zahl anweſend, erwieſen den chineſiſchen Beamten begreiflicherweiſe keinen Reſpect und dem chineſiſchen Volk überhaupt eine grenzenloſe Verachtung. Der Todſchlag eines Chineſen durch einen Yankeematroſen gab das Signal zu gegenſeitigen Feindſeligkeiten. Lin ließ nicht mit ſich ſcherzen und hoffte, eine chineſiſche Flotte unter dem Admiral Kuan werde hinreichen, die Engländer zu vertreiben, aber Elliot ſpottete ihrer und ließ die Junken, aus denen jene Flotte beſtand, zuſammenſchießen. Da warf ſich Lin jammernd auf die Erde, indem er erkannte, die Feinde ſeyen zur See unüberwindlich und durch die See ſtehe ihnen die Küſte immer offen. Lin wurde damals in den engliſchen Berichten auf alle Art verhöhnt als ein dummer Barbar und ſchmählicher Wütherich, und ſelbſt der berühmte Miſſionair Gützlaff entblödete ſich nicht, in dieſes Urtheil einzuſtimmen, da doch denen, welche den Chineſen die Wohlthat des Chriſtenthums bringen wollten, eine ganz andere Auffaſſung der Opiumfrage geziemt hätte. Leider war die chriſtliche Miſſion hier nur das Aushängeſchild des Opiumhandels.

Im Jahr 1840 erſchien Admiral Elliot, Vetter des Capitän, mit einer engliſchen Flotte und legte ſich zunächſt vor die Stadt Amoy, um hier ein Schreiben an den Kaiſer mit den engliſchen Forderungen abzugeben. Das Schreiben wurde nicht angenommen und Elliot fuhr, nachdem er auf die unſchuldige Stadt gefeuert hatte, davon, um die Inſel Tſchuſan zu beſetzen, von der

alle Einwohner flohen, und von der er bald die Truppen wegen Hunger und Krankheiten wieder zurückziehen mußte. Als er hierauf keck an die Mündung des Peiho fuhr, nahe bei Peking, kam ihm vom Kaiser gesandt, der Mandarine Kischen entgegen, der ihn geschickt mit Unterhandlungen hinhielt. Unterdeß wurde der bedauernswürdige Lin abberufen und degradirt, wahrscheinlich nicht in Ungnade, sondern nur, um durch diese Concession die Engländer auch ihrerseits zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Als aber Cap. Elliot (der Admiral reiste heim und wurde durch Gough ersetzt) allzu lange mit Kischen nicht zu Stande kam, hielten die Engländer wieder eine Drohung für nöthig und zerstörten mit dem furchtbaren Feuer ihrer Dampfer, indem sie dicht an die Verschanzungen der Chinesen am Ufer heranfuhren, die Forts Tschuenpi und Taikokteu mit ungeheurem Verlust der Chinesen, die sich nicht ergeben wollten und freiwillig verbrannten oder ertranken. Kuan, ihr Admiral, baute an den Bocca Tigris vor Canton mit großer Energie neue Befestigungen, aber auch sie wurden von den Engländern zerstört und er selbst fand hier, da er nicht weichen wollte, den Heldentod. Als der Kaiser von diesen Unglücksfällen unterrichtet wurde, ergrimmte er gegen Kischen, daß er nicht besser mit den Engländern fertig geworden war, und ließ ihn in Ketten nach Peking bringen. Den Engländern aber sollte auf ewige Zeiten der Handel mit China verboten seyn. Da segelte Elliot mit dem feuerspeienden Dampfschiff Nemesis bis vor Canton und erklärte seinerseits volle Handelsfreiheit und unbeschränkten Verkehr. Noch einmal rafften die Chinesen alle Kräfte zusammen, angeführt von Jukien, und rüsteten furchtbare Brander, um die englische Flotte zu verbrennen. Ein englischer Capitän, der in ihre Hände fiel, wurde zum abschreckenden Beispiel lebendig geschunden. Am 17. Mai 1841 in der Nacht wurden die Brander ganz heimlich losgelassen, aber von den Engländern, obgleich diese vorher nichts davon geahnt hatten, geschickt ab- und gegen die Forts und Schiffe der Chinesen zurückgetrieben, die nun in Feuer aufgingen. Die Dampfer unter Gough folgten

und halfen alle Schanzen der Chineſen an beiden Ufern des Fluſſes vor Canton zerſtören. Aus den chineſiſchen Schiffen und Uferbefeſtigungen erbeuteten ſie nicht weniger als 1200 Kanonen. Am 24. wurde dieſe große Stadt ſelbſt angegriffen, aber ſchon am 27. ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Canton zahlte 6 Millionen Dollars Brandſchatzung und Elliot befahl den Rückzug.

Elliot wurde desavouirt wie Kiſchen, weil auch er von einer friedlichen Ausgleichung mehr gehofft hatte, als von dem fortwährenden Blutvergießen. Der neu ankommende engliſche Admiral Parker hatte Befehl, die Feindſeligkeiten fortzuſetzen, bis die Chineſen ſich allen engliſchen Forderungen fügen würden, und nahm am 27. Auguſt Amoy weg, wo die Chineſen wieder ſchreckliche Verluſte erlitten und der tapfere Commandant Jen ſich, als er alles verloren ſah, ins Meer ſtürzte. Das gleiche Schickſal erlitt ſodann die Inſel Tſchuſan, auf der die Chineſen unterdeß mit ungeheuren Koſten neue Befeſtigungen angelegt hatten. Dagegen liefen die Chineſen aus Ningpo davon, als Parker dort ankam. Ein verzweifelter Verſuch derſelben, dieſe Stadt während des Winters wieder zu nehmen, mißlang. Im Frühjahr 1842 hatte Parker noch Verſtärkungen an ſich gezogen und wagte auf dem Fluſſe Jan-tſe-kiang ins Innere des reichbevölkerten China mitten hineinzufahren. Ueberall wehrten ſich die Chineſen mit edler Aufopferung, ſo in der großen Handelsſtadt Tſchepu am 18. Mai, wo 300 Mandſchuren ſich in einem Tempel bis auf den Tod vertheidigten. Eben ſo in Tſchang-kiang-fu, wo die Einwohner ihre Weiber und Kinder ermordeten, damit ſie nicht in die Hände der fremden Teufel fielen. Aber auch die Engländer erlitten in dieſen Kämpfen beträchtlichen Verluſt. Am 6. Juni kamen ſie vor die weltberühmte Stadt Nanking, die zweite des Reichs. Nun gab der Kaiſer nach und ließ, damit die herrliche Stadt nicht zerſtört werde, mit Sir Henry Pottinger, dem engliſchen Bevollmächtigten, unterhandeln. Da kam am 29. Auguſt der Frieden zu Stande, in welchem China ſich verpflichtete, 21 Millionen Dol-

lars Kriegskoſten zu zahlen, fünf Häfen dem Handel aller Nationen zu öffnen und die Inſel Hongkong den Engländern abzutreten. Es blieb alſo mit dem Opiumhandel beim Alten. Die tiefe Immoralität von Seiten eines chriſtlichen Volks trug den Sieg davon über die Tugend eines Heidenvolks. Die zarte Königin Victoria in London mußte ihre Hand leihen, um den ſchändlichen Opiumhandel dem Kaiſer in Peking aufzuzwingen, dem Aſiaten und Heiden, deſſen Redlichkeit und Ehrgefühl ſeine großbrittaniſchen Beſieger nur allzu tief beſchämte und der in ſeinem Schmerz ſich mit dem wieder zu allen Ehren erhobenen Lin zu tröſten ſuchte. Der Kaiſer ſtarb am 25. Februar 1850 und ihm folgte ſein Sohn Szi-hing, der den Namen Hien-fang annahm.

Die Ohnmacht des Kaiſers im Kampf mit dem äußern Feinden ermuthigte die ſtets im Innern lauernde Revolution wieder hervorzutreten. Die Chineſen waren mit den Europäern näher bekannt geworden, hatten deren Energie ſchätzen gelernt und in der chriſtlichen Religion das Mittel erkannt, deſſen ſie ſich bedienen müßten, um einen erfolgreichen Kampf mit den Mandſchuren beſtehen zu können. Deshalb behielt zwar die nun beginnende große Revolution den nationalen Charakter, indem die eigentlichen Chineſen ſich gegen die herrſchenden Mandſchuren empörten, nahm aber zugleich einen neuen religiöſen und zwar halb-chriſtlichen Charakter an. Hung-ſiu-tſiuen, im Jahr 1813 als Sohn eines armen Bauern geboren, widmete ſich den Studien, fiel aber 1837 zu Canton im Examen durch und wurde ſofort Viſionär und Prophet. Wie Muhamed erfreute auch er ſich der Gnade, daß ihm alles Böſe aus dem lebendigen Leibe ausgeſchnitten und nur Gutes dafür hineingelegt wurde. Das göttliche Weſen aber, mit dem er am meiſten zu verkehren vorgab, war Chriſtus, der ſich ſeinen älteren Bruder nannte und ihm die Weihe ertheilte, um ſeine Religion zu verbreiten und nach Vertreibung der Mandſchus und Ausrottung des geſammten bisherigen Heidenthums Kaiſer von China zu werden. Durch Bekanntſchaft mit Engländern in der Nähe von Canton

wurde der Prophet noch genauer mit der h. Schrift bekannt und bildete darnach sein System immer christlicher aus, ja er würde sich vielleicht rein auf dem christlichen Standpunct erhalten haben, wenn der Missionär Roberts ihm nicht aus einem gewissen Mißtrauen die Taufe, um die er bat, versagt hätte. Er taufte sich daher selbst und handelte fernerhin ohne Zuziehung von europäischen Christen. Seine „Erklärung des himmlischen Willens" erschien 1852 gedruckt. Darnach datirt er seine neue Aera vom 3. April 1848, an welchem Tage Gott Vater selbst zur Erde herabgekommen sey, um sie zu begründen; Christus aber, sein älterer Bruder, sey erst im October gekommen. Ein Pinsel*) in der Form eines Kreuzes wurde das merkwürdige Symbol der neuen Religion. Der Zopf, das Kennzeichen der Mandschus, der den besiegten Chinesen nur aufgezwungen worden war, wurde abgeschafft und langes Haar die Auszeichnung der christlichen Insurgenten.

Des Reformators erste Anhänger waren Yang-siu-tsing, der Mund, durch den Gott Vater, und Siao-tschao-hoei, der Mund, durch den Gott der Sohn zu ihm sprachen. Bis zum Jahr 1850 blieben sie nur eine religiöse Secte, von dieser Zeit an aber kamen sie in Kampf mit den Beamten und die offene Rebellion begann. Land- und Seeräuber, gleichfalls von den Beamten verfolgt, schlossen sich ihnen an, die Gebirge von Kwangsi gewährten ihnen Schlupfwinkel und von hier aus begann ihr bilderstürmerischer Zug durch alle Provinzen des Südens und der Mitte. Ueberall schlossen sich ihnen die Unzufriedenen an. Wei-tsching führte ihnen einen ganzen Stamm zu. Sie nannten sich aber die Taiping (Männer des allgemeinen Friedens), sofern sie das weichliche und philisterhafte Volk am leichtesten zu gewinnen hofften,

*) Die Chinesen bedienen sich statt der Feder zum Schreiben eines Pinsels, daher der Pinsel überhaupt die Schrift, Gelehrsamkeit und Weisheit bedeutet. Die Akademie der Wissenschaften in Peking heißt: der Pinselwald.

indem sie ihm versprachen, es werde nach so vielen Leiden der Fremdherrschaft und Beamtendespotie ewigen Frieden erlangen, sobald die Mandschus vertrieben und die neue christliche Dynastie begründet wäre. Hung-siu-tsiuen selbst aber nannte sich Tien-te, d. i. himmlische Tugend. Wie es scheint, gesellten sich ältere Revolutionsparteien zu ihnen, jedenfalls wurde ihre Fahne als die nationale gegenüber den Mandschus anerkannt. Daher die erstaunlichen Fortschritte, welche der jüngere Bruder Christi machte, nachdem er sich, um die alten Lilliarden an sich zu ziehen, für einen Nachkommen der Ming ausgegeben hatte. Die Geschichte dieser Kämpfe im Innern China's ist sehr dunkel. Die Mandarinen berichteten immerfort, die Rebellen seyen geschlagen und auf dem Rückzug begriffen, aber die Puncte, von wo aus sie den angeblichen Rückzug antraten, rückten unglücklicherweise Peking immer näher. Mit großer Klugheit schonte Tiente alle Chinesen und verfolgte nur die Mandschu und die Bonzen (Priester und Mönche). Bald war der ganze Süden, selbst die Mitte des großen chinesischen Reichs in seinen Händen und nur der Norden hielt noch fest zum Thron des Mandschukaisers. Am 8. März 1853 erschienen die Taiping vor Nanking, erstürmten die große Stadt, brachten dort eine Menge Menschen um und zerstörten unter andrem auch den berühmten Porzellanthurm, weil derselbe dem Buddha geweiht war.

Hier in Nanking, wo er am 31. März seinen Triumpheinzu gehalten hatte, ließ sich Tiente förmlich zum Kaiser ausrufen unt ernannte neben sich die Vierfürsten 1) des Ostens, Yang-siu-tsing, 2) des Westens, Siao-tschao-hoei, 3) des Südens, Fung-jun-san, 4) des Nordens, Wei-tsching. Auch schärfte er allen „langhaarigen Brüdern" die Zehngebote und die Verehrung des Heilands Jesu Christi ein, der für sie alle gestorben sey, und verkündete ihnen die ewige Seligkeit, wenn sie an Christum glaubten. Opium und Tabak, sowie alle geistigen Getränke wurden von ihm verboten, desgleichen der Unsittlichkeit und Armuth vorgebeugt. Wer in einer eroberten Stadt Frauenzimmer entehrte, wurde mit dem Tode be-

ſtraft. In Nanking mußten alle Weiber die Häuſer, in denen ſie bisher gewohnt hatten, verlaſſen und wurden alle Arme und Nothleidende in beſondere Quartiere gebracht, aber ſogleich geſpeist und gekleidet. Die Weiber des ganzen langhaarigen Rebellenheeres wurden in Diviſionen von je 13,000 eingetheilt und mußten kämpfen wie die Männer. Alle Gläubigen waren unter einander gleich, Prieſter gab es nicht.

Als die Taiping 1854 Schanghai und Amoy faſt ohne Widerſtand einnahmen, indem die Chineſen ſich überall ihnen anſchloſſen und nur die Mandſchuren, Beamten und Heidenprieſter erſchlagen oder fortgejagt wurden, kamen ſie auch in jenen durch den Frieden dem europäiſchen Handel geſicherten Häfen in Berührung mit den Engländern. Dieſe letztern verfehlten nicht, ſie artig als Mitchriſten zu begrüßen und Sir G. Bonham, der nach Nanking zum Kaiſer geſchickt wurde, hatte das Vergnügen, den Strom von Nanking abwärts voll von großen und kleinen Götzenbildern zu ſehen, welche man aus den zerſtörten Tempeln geriſſen und ins Waſſer geworfen hatte. Meadow, der ihn begleitete, hat über die Taiping ein anziehendes Buch geſchrieben. Tiente bewilligte den europäiſchen Kaufleuten Schutzwachen und duldete ihren Handel, nur das Opium verbot er. Im Uebrigen verlangte er, die Engländer ſollten ihm huldigen, ſofern ſie Chriſten ſeyen, weil er als Bruder des Heilands nicht blos China, ſondern die ganze Welt, alſo auch England zu regieren in die Welt gekommen ſey. Bonham lehnte die Zumuthung höflich ab, Tiente aber erließ im Herbſt 1854 einen offenen Brief an die Engländer, worin er ihnen ihre gottloſe, durch und durch unſittliche und völkerrechtwidrige Handlungsweiſe vorhielt und ihnen mit der Rache des Himmels drohte. — Auch Canton wurde von den Taiping bedroht, aber durch den neuen Gouverneur daſelbſt, den ſchrecklichen Yeh, vertheidigt, welcher die Einwohner, die zum Abfall neigten, in Maſſe hinrichten ließ. Man rechnete 30,000, noch andere ſogar

70,000 Hinrichtungen. Auch Schanghai fiel den Kaiserlichen wieder in die Hände.

Während Tiente in Nanking blieb, drangen seine siegreichen Heere nordwestlich vor nach Fong-jang, dem alten Sitz der Ming. Ohne Zweifel war seine Absicht, den ganzen Umfang des weiten Reichs zu erobern und dann erst über die Hauptstadt Peking herzufallen. Als aber seine Truppen über den gelben Fluß setzten, um in den Norden einzudringen, erlitten sie ihre erste Niederlage, denen noch andere folgten. Hier im Norden entwickelte die kaiserliche Partei der Mandschuren, Mandarinen und Bonzen auf einmal eine unerwartete Energie und hier fand die Rebellion ihre Grenze, obgleich sie auch ihrerseits nicht überwunden wurde. Beide Parteien machten sich, um das Volk auf ihre Seite zu ziehen, merkwürdige Concessionen. Kaiser Hien-fang ließ, um die bei den Taiping hochgeehrten Weiber auf seine Seite zu ziehen, seine schöne Gemahlin feierlich als Mitkaiserin krönen; Tiente aber erklärte trotz seines Christenthums, der Drache, das alte heilige Panier China's, solle beibehalten werden.

Daß der Aufruhr stockte, hatte seinen Grund zum Theil in der Uneinigkeit der Führer. Yang, der König des Ostens, war eifersüchtig auf Tiente und wollte ihm den Rang abgewinnen. Als er aber gar zu unverschämt *) wurde und auch durch sein üppiges Leben Anstoß gab, ließ ihn Tiente durch Wei, den König des Nordens, plötzlich in seinem Palast überfallen und mit allen Lebendigen, was darin war, niedermetzeln, nachher aber denselben Wei, der ihm ebenfalls gefährlich schien, rasch hinrichten, 1856. So war er sie beide los, die andern Könige waren aber auf dem Schlachtfeld gefallen. Tiente ernannte nur zwei neue, einen König der Ruhe und einen der Glückseligkeit.

---

*) Yang sprach als Mund Gott des Vaters, Tiente solle 40 Stockstreiche bekommen. Tiente war schlau genug, sich wirklich der Strafe zu unterziehen, um Yang durch diese Demuth zu entwaffnen.

Jung Bahadur in Nepal benutzte die chinesische Rebellion, um mit seinen tapfern Gorkhas nochmals in Tibet einzufallen, dieses reiche Bonzenland zu plündern und in Lassa eine Besatzung zurückzulassen, 1856.

Auch die Seeräuber wurden damals in den chinesischen Gewässern so üppig, daß sich die Engländer genöthigt sahen, gegen sie einzuschreiten. Admiral Stirling zerstörte 1855 viele ihrer Schiffe. Man bemerkte übrigens, daß die Beamten chinesische Regierungsschiffe an die Seeräuber verpachtet hatten und einen Antheil vom Gewinn zogen. Durch die Noth, in welcher der Kaiser von China während der Rebellion schwebte, zur Selbsthülfe genöthigt und gegen die Beamten erbittert, geberdeten sich die Engländer in China wie die Gebieter und verachteten die Gesetze des Landes. Das ließ sich aber Yeh in Canton nicht gefallen und als er einmal zwölf schuldige Chinesen, die auf einem englischen Schiffe Schutz gefunden, gewaltsam von dort wegholen ließ (8. Oct. 1856), kam es schon wieder zu Feindseligkeiten. Admiral Seymour forderte von Yeh Genugthuung wegen der Beleidigung der englischen Flagge. Yeh trotzte, Seymour aber schmetterte die neuerrichteten Forts von Canton nieder und zerstörte am 27. den Pallast Yehs in Canton selbst, wurde aber plötzlich zurückberufen. Erst am 3. Nov. begannen die Engländer ein regelmäßiges Bombardement der Stadt und zerstörten einige Tage später die Schiffe der Chinesen. Da bequemte sich Yeh endlich, die zwölf Chinesen, die er von dem englischen Schiffe genommen hatte, wieder herauszugeben, wollte sich jedoch zu keiner Entschädigung verstehen, und ließ am 14. December alle fremden Factoreien bei Canton heimlich bei Nacht in Brand stecken. — Um diese Zeit herrschte auch unter den 80,000 Chinesen, die nach und nach in Singapore eingewandert waren, eine große Aufregung gegen die Engländer, deren in dieser wichtigen Station nur 300 waren. Man hegte in England große Besorgnisse, dieser Platz werde verloren gehen, aber es glückte, die Bewegung niederzuhalten.

England rüstete im Lauf des Jahres 1857 eine Expedition unter Lord Elgin aus, um Canton zu erobern. Merkwürdigerweise blieb der Krieg auf diesen Punct beschränkt, während in den anderen chinesischen Häfen der Handel mit den Engländern, wie mit den übrigen Fremden nicht gestört wurde. Im März war noch in der Nähe Cantons ein englisches Dampfschiff von den Chinesen überfallen und genommen worden, aber am 2. Juli erschien Elgin in Hongkong und sein Unternehmen gegen Canton erhielt noch mehr Bedeutung dadurch, daß sich ihm eine französische Expedition unter Baron Gros anschloß. Napoleon III. wollte den Engländern nicht sowohl helfen, als sie überwachen, ihre Erfolge und ihren politischen Einfluß in China theilen. Die Engländer würden auch allein mit Canton fertig geworden seyn, mußten sich aber die französischen Bundesgenossen gefallen lassen, weil Palmerston die Allianz mit Frankreich damals noch nicht entbehren konnte. Elgin hatte 41 Schiffe mit 574 Kanonen und 6000 Mann Landungstruppen, Gros 12 Schiffe mit 193 Kanonen und 1000 Mann. Dem Feuer der Schiffe konnten die Verschanzungen am Ufer nicht widerstehen, aber die ungeheure von einer dicken und 40 Fuß hohen Mauer umgebene Stadt Canton mit fast einer Million Einwohnern und Zuzügen vom Lande her hätte sich einem Belagerungsheer von nur 7000 Mann nicht ergeben sollen. Gleichwohl blieb, als die Belagerung am 28. December begann, die Vertheidigung so erbärmlich, daß Elgin und Gros schon am 31. Herren der Stadt waren und doch nur 20 Todte und 100 Verwundete eingebüßt hatten. Es war von Seiten der Chinesen nicht Feigheit, sondern böser Wille gegen den tyrannischen Yeh, wenn sie sich nicht besser wehrten. Yeh selbst wollte eben über eine Mauer entwischen, als ihm der englische Kapitän Key bei seinem Zopfe zurückriß und gefangen nahm. Die Engländer staunten über die Körpergröße und das majestätische, aber abschreckende Wesen dieses Mandarinen, besonders über seinen dicken Kopf und seine brutalen und schrecklichen Blicke. Er wurde auf ein Schiff gebracht, der

mitgefangene Untergouverneur Pikhwei aber zum provisorischen Civilverwalter der Stadt ernannt mit der Weisung, das Volk den Engländern zu befreunden. Aber es hielt schwer, eine so große Einwohnerschaft zu regieren. Die Engländer durften sich nicht einzeln ins Innere der Stadt wagen. Eine Bande von „Tapfern" unter den Chinesen verschwor sich, jeden Engländer zu ermorden. Ein Maueranschlag dieser Tapfern nannte alle Britten „rothhaarige Hunde", wie sie früher in den offiziellen Zeitungen Pekings „rothborstige Barbaren" genannt worden waren. Pikhwei selbst ließ heimlich alle Chinesen verhaften, welche sich mit den Engländern einließen. Diese Arglist wurde entdeckt und veranlaßte eine Untersuchung der Gefängnisse in Canton, in denen die Engländer die Gefangenen im gräßlichsten Zustande fanden. Yeh wurde nach Calcutta gebracht, wo er 1859 gestorben ist.

Elgin erhielt Befehl, mit seiner Flotte an die Mündung des Peiho zu segeln und entweder hier schon den Kaiser von China so sehr zu schrecken, daß er nachgebe, oder den Peiho hinaufzusegeln und in Peking selbst einzudringen. Baron Gros blieb auch hier wieder sein Schatten, aber auch die Russen und Nordamerikaner fügten seiner Flotte einige Schiffe hinzu, um der Expedition den Charakter einer gemeinschaftlichen zu geben und England nicht allein den Vortheil zu lassen. Der russische Agent Putiatine stand in enger Verbindung mit dem Hof in Peking und bot demselben den russischen Schutz an unter der Bedingung, daß der Kaiser keine Fremden in Peking zulasse, außer Russen. Auch der amerikanische Agent Reed arbeitete dem englischen Interesse entgegen. Beide wurden von der chinesischen Regierung sehr höflich und rücksichtsvoll behandelt und schlossen gute Verträge mit ihr ab. Um England und Frankreich schien sich dagegen der Kaiser gar nicht bekümmern zu wollen und lehnte jeden unmittelbaren Verkehr mit ihren Gesandten als seiner unwürdig ab. Sie durften höchstens mit den Mandarinen in Verkehr treten, aber auch von diesen wurden sie nur hingehalten. Am 24. April 1858 langte die Flotte an der Mündung des Peiho an

und Elgin und Gros schickten ihr Ultimatum nach Peking mit der Androhung, wenn sie keine entsprechende Antwort erhielten, binnen zwei Wochen die Feindseligkeiten zu beginnen. Sie bekamen keine Antwort, ließen daher am 20. Mai die Forts an der Mündung des Peiho angreifen. Die Soldaten und Matrosen mußten, um die vom Kanonenfeuer zerrütteten Mauern zu erstürmen, durch einen Sumpf waten, ließen sich aber durch keine Hindernisse abschrecken und nahmen alle Verschanzungen der Chinesen rasch und unter lautem Jubel ein. Jetzt erst bequemte sich der Kaiser, eine Besprechung zwischen Elgin und Gros einerseits und einer chinesischen Gesandtschaft, deren Haupt Kweiliang war, in Tientsin zu bewilligen, wo sie am 8. Juni begann. Hier kam nun am 7. Juli ein neuer Vertrag zu Stande, worin China den Engländern 2 Mill., den Franzosen 1½ Mill. Pfund Sterling Entschädigung, alle Handelsfreiheit und Schonung der Christen im Lande gewährte. Die Ratification sollte erst in Jahresfrist erfolgen.

Mittlerweile zeigten sich die Cantonesen immer ungeberdiger und die Engländer mußten sich sogar die Grobheiten Pikhweis gefallen lassen, weil sie doch nicht Mittel genug hatten, die Riesenstadt zu besetzen, und es ihnen eigentlich nur darum zu thun war, ihren Handel zu schützen und zu mehren. Als sie sich einmal beschwerten, warum die Antwort aus Peking so lange ausbleibe, antwortete Pikhwei: ein Courrier braucht 8 Tage von Peking bis Canton, aber man schickt ihn nur in wichtigen Angelegenheiten ab, ihr Fremden mit euren unwichtigen könnt warten.

Lord Elgins Bruder, Bruce, zum englischen Gesandten in Peking ernannt, und de Bourboulon, französischer Bevollmächtigter, segelten am 15. Juni 1859 von Schanghai ab, um in Peking die Verträge ratificiren zu lassen. Am 18. kamen sie an der Mündung des Peiho an, welche diesmal mit Bäumen, Ketten und Pfählen gesperrt war und deren früher zerstörte Forts widerhergestellt waren. Sie verlangten sofort, man solle die Hindernisse wegräumen und sie in den Peiho einlaufen lassen. Ein Mandarin erschien, um

ihnen höflich zu bedeuten, sie möchten zehn Meilen weiter nördlich landen, wo ihrer die vom Kaiser ernannten Mandarinen harrten, um sie nach Peking zu begleiten. Bruce jedoch achtete darauf nicht, denn er wollte wissen, ob und wie weit er auf dem Flusse gegen Peking vordringen könne. Eine Rücksicht auf das Recht der Chinesen zu nehmen, fiel den Engländern niemals ein. Als man ihnen daher den Fluß nicht öffnen zu dürfen wiederholt erklärt hatte, schritten sie zur Gewalt, am 25. Diesmal aber wurden sie mit einem so sichern Feuer aus den verdeckten chinesischen Batterien empfangen, daß vier ihrer Kanonenböte in den Grund gebohrt, die andern sehr verletzt wurden. Dennoch landeten sie etwa 1300 Mann, welche die Forts stürmen sollten, weil aber die Ebbe eingetreten war, im Schlamm stecken blieben und durch das immerwährende Feuer der Chinesen übel zugerichtet und mit Verlust von 464 Todten und Verwundeten, als alle ihre Anstrengungen nichts fruchteten und es schon Nacht geworden war, zur Flucht gezwungen wurden. Der Held, der die Chinesen hier befehligte, war Senvan. Die chinesische Regierung ließ nachher ihr Bedauern ausdrücken, der Vorfall sey nicht ihre Schuld, der Gesandte hätte der Einladung des Kaisers folgen und nicht eigenmächtig handeln sollen.

England sann auf Rache, verzögerte sie aber, weil es nicht hoffen konnte, den Peiho und Peking zu forciren ohne großen Kraftaufwand, und weil es sich, in Rücksicht auf einen möglichen Krieg mit Frankreich, nicht von Truppen entblößen konnte. Einen vergeblichen Sühneversuch machte der kürzlich in England entstandene Anti-Opium-Verein, indem er am 4. August 1859 den Sir C. Wood, Minister für Indien um Abstellung des Opiumhandels bat, den schon Metternich und Montalembert einen „Schandfleck auf Englands Wappen" genannt hätten, und statt des Mohnbaus in Indien den Bau anderer Nutzpflanzen vorschlug. Wood aber meinte, wenn die Chinesen das Opium nur mäßig genießen wollten, würde es ihnen nicht schaden, der Gewinn aber aus dem Opium könne durch nichts ersetzt werden und sey dem englischen Handel unent-

behrlich. — Im Jahr 1860 rüsteten England und Frankreich wieder gemeinschaftlich eine Expedition gegen China aus und unterdeß erfuhr man, auch die Taiping seyen wieder rührig und hätten neue große Siege über die Kaiserlichen erfochten.

Eine der merkwürdigsten Folgen der längeren und näheren Verbindung Englands mit China war der Culihandel. Eine Menge armer Chinesen ließen sich freiwillig von den Engländern dingen, um in deren ostindischen Colonien zu arbeiten, da sie viel geschickter und fleißiger arbeiten, als die Neger. Speculative Engländer verführten diese chinesischen Arbeiter bald auch nach Cuba, Peru und Californien, mit großem Gewinn. Deshalb wurden nach und nach die Culi's auch gepreßt, durch falsche Vorspieglungen auf die Schiffe gelockt und wie Sclaven entführt. Ueber die grausame Behandlung derselben hörte man laut klagen. Ein englisches, nach Cuba bestimmtes Schiff „Gulnare" führte eine Menge Culi's, welche gleich Negersclaven im Schiffsraum zusammengepreßt, sich empörten, aber von Flintenschüssen niedergeschmettert wurden, am 11. März 1857. Ein zweites Schiff „Carmen," nach Peru bestimmt, wurde von den verzweifelnden Culi's in Brand gesteckt und alle kamen um. Hierauf erging von der Republik Peru aus ein Verbot der Culieinfuhr.

Japan ist in allen Beziehungen China verwandt, die Einwohner stammen von den Chinesen ab, sind aber wenn auch eben so industriös und reich, gebildet und schriftkundig, doch noch nicht so verweichlicht. Es war ursprünglich ein Priesterreich, wie Tibet. Der eigentliche Beherrscher Japans ist der Daïri, abstammend von der Sonne, unvergänglich, immer wiedergeboren. Wenn der Daïri kein eigenes Kind hat, so findet man eines an seiner Pforte, das ihm aus der Sonne geschickt wird. Er hat zwölf rechtmäßige Frauen, weil die Sonne durch zwölf Thierzeichen geht. Er muß als Sohn der Sonne immer gleichsam schweben, ohne je die Erde berühren zu dürfen, weshalb er auch niemals geht oder auf seinen Füßen steht, sondern immer sitzt oder getragen wird. Er darf

niemals daſſelbe Kleid zweimal tragen, von demſelben Teller zweimal eſſen. Alles an ihm gilt für heilig, ſelbſt ſeine Excremente. So vegetirt der lebendige Götze heute noch, wie vor uralter Zeit. Aber im 16. Jahrhundert iſt ihm die Regierungsgewalt abgerungen worden durch den Seogun (Feldherrn). Die Krieger gewinnen die Oberhand über die Prieſter und der Daïri gilt jetzt nur noch als Papſt, der Seogun aber als der weltliche Kaiſer. Der Daïri reſidirt in Mikao, der Seogun aber in der großen Hauptſtadt Japans, Jeddo, die wenigſtes 1½ Mill. Seelen zählt.

Das Reich blieb den Europäern lange unbekannt. Erſt der berühmte h. Franz Xaver, der Apoſtel Hinteraſiens, öffnete es der chriſtlichen Bekehrung, die aber 1638 mit der unbarmherzigen Hinrichtung aller Chriſten endete. Nur den Holländern, welche hier wie in China ihr Chriſtenthum aus kaufmänniſchem Intereſſe verleugneten, wurde in einem Hafen zu landen und Handel zu treiben, ſeit 1743, jedoch nur mit einem einzigen Schiffe geſtattet. Allen andern Nationen blieb Japan hermetiſch verſchloſſen. Alle Seefahrer, welche hier zu landen wagten, wurden ſogleich von japaniſchen Truppen zur Abreiſe gezwungen, oder gefangen genommen.

Erſt im letzten Jahrzehent iſt Japan dem Handel anderer Nationen geöffnet worden und zwar durch die Nordamerikaner, welche 1853 den Commodore Perry mit einer Flottille nach Jeddo ſchickten, um den Seogun zu einem Handelsvertrag zu zwingen. Ohne Zweifel hatte das glückliche Beiſpiel der Engländer in ihrem erſten Kriege mit China die Yankee's überzeugt, der Widerſtand der Japaner werde eben ſo leicht zu beſiegen ſeyn, wie der in China. Und wie es ſcheint, übte daſſelbe Beiſpiel auch Einfluß auf den Seogun, deſſen Namen Caſſaduco war. Derſelbe fürchtete nämlich einen Krieg mit den feuerſpeienden Eiſenſchiffen der Fremden, oder hatte er bereits begriffen, daß ſich die Abſperrung Japans doch nicht ewig würde durchführen laſſen und daß dieſes Land durch den Verkehr mit Fremden zuletzt nur gewinnen würde. Die Oppoſition des Daïri und der Prieſterpartei, welche die gänz-

liche Absperrung des Reichs beibehalten wollten, erklärt seine lange Zurückhaltung. Dennoch gab er nach, schloß am 31. März 1854 mit den V. Staaten einen Handelsvertrag und öffnete ihnen zwei Häfen.

Sogleich folgten Rußland und England diesem Beispiel. Dabei ereignete sich der interessante Fall, daß, indem der russische Admiral Putiatine während des Krimmkriegs vor der ihm weit überlegenen englischen Flotte unter Admiral Stirling sich in einen japanischen Hafen versteckte und nicht von demselben bemerkt wurde, jeder von beiden mit dem Seogun einen günstigen Handelsvertrag abschloß, ohne daß einer es vom andern wußte, England am 14. Oct. 1854, Rußland am 26. Jan. 1855.

Diese für Japan erstaunliche Neuerung, der freie Verkehr mit den Fremden, scheint im Innern des Reichs lebhafte Antipathieen gefunden zu haben. Ein furchtbares Erdbeben, welches 1855 in Jeddo 30,000 Menschen verschlang, scheint als Wirkung göttlichen Zorns angesehen worden zu seyn. Man erfuhr, 1859 sey Casaduco gestorben; die Partei des Daïri habe sich stark geregt, der neue Seogun sey von Mördern bedroht und verwundet worden. Inzwischen langte im Laufe dieses Jahres der japanische Fürst Semme Buzen No Kami in San Francisco an, um von da nach Washington zu reisen und dem Präsidenten Buchanan Japans enges Freundschaftsbündniß anzutragen.

Digitized by Google

Register zum ſechsten Bande.

Seite

Abbas Mirza 263. 274
Abdel Kader 259. 281 f.
Abderahman 284. 286 290
Abdullah . . . 423
Aberdeen . . 17. 40
Abolitioniſten . . 376
Abyſſinien . . 295 f.
Achalzik . . . 16
Achmed Bey . . 278
Adalbert von Preußen 291
Adams 336
Aden . . 265. 271
Aegypten . 29. 273 f.
Afghaniſtan 263. 420
Afrika . . . 293 f.
Akbar II. Großmogul 440. 444. 450
Akbar, d. Afghane, 421 f.
Aleſſandria . . 147

Seite

Alexander II. 42. 55 111. 112. 123. 228 f.
Alexandra, Kaiſerin 98 208
Algier . . . 278 f.
Alieval . . . 429
Allianz, evangeliſche 69
Alma 32
Alompra . . . 417
Alpenjäger . . 135
Amherſt . 419. 462
Amoy 471
Amurland . . . 247
Angola . . . 303
Anton von Sigmaringen . . . 72
Antonelli . . . 227
Antwerpen . . 85
Anviti 175
Arabien . . . 268
Archangel . . . 28

Seite

Argentiniſche Republik . . . 408
St. Arnaud 23 f. 286
Arrakan . . . 417
Aſhantees . . . 300
Aſſam 417
Aſtor 385
Auerswald . . 72
Aumale . . . 282
Auſtralien . . 325 f.
Auſtria 78
Ava 418
Azeglio . . . 160

Babi 266
Bach 211
Baden . . 75. 208 f.
Balaklava . . 34
Banda Oriental . 409
Baraguay d'Hilliers 148. 155. 282

	Seite		Seite		Seite
Barbaresken . .	277	Brower . . .	381	Chaublay . . .	186
Barjatinski . .	245	Bruce	476	Cherbourg . .	119
Barlow . . .	414	Bruck	212	Chile	406
Batavia . . .	453	Brüſſel . . .	85	China . . .	456 f.
Battas . . .	454	Buchanan .	380. 480	Chiwa	266
Bayern . . 75.	138	Buenos Ayres .	406	Cholera . . .	416
Bebutof . . .	16	Bundestag . .	74	Chomorro . . .	399
Belgien . . 85.	218	Bugeaud 281.	283 f.	Chriſtoph . . .	318
Belize	397	Buol	142	Cialdini . . .	227
Benedek . 155.	213	Buren, van . .	343	Clam-Gallas . .	151
Benin	302	Burnes . .	421 f.	Clauzel . . .	280
Benjowski . .	323	Buſtamente . .	394	Clayton-Bulwer-	
Bennigſen . . .	203			Vertrag . .	398
Bentink . . .	419			Clotilde . . .	127
Bentivenga . .	108	Cagliari . . .	110	Cobby	356
Beranger . . .	106	Calabrien . . .	203	Coburg . . .	210
Bergamo . . .	173	Californien 348.	395	Cochinchina . .	454
Berlin	68	Carlos	223	Cochrane 391. 404.	406
Beſobraſow . .	240	Campbell . 417.	448	Columbia . . .	403
Bethman-Hollweg	72	Canada . . .	384	Concordat . . .	75
Beuſt . . . 74.	140	Candy	452	Conſtantin 229.	259
Birmanen . 417.	433	Canning . . .	433	Conſtantine . .	281
Bismark . . .	65	Canrobert 23 f. 33 f.		Cook	330
Bochara . 266.	422	55. 156.	158	Coſta	10
Bolivar . . .	402	Canton 464 f.	472 f.	Coſtarica . . .	396
Bolivia . . .	404	Capland . .	303 f.	Couza	243
Boers . . . 303 f.		Caraccas . . .	402	Cowley . . .	130
Bologna 154. 160.	181	Carlota . 403.	407	Cuba	400
Bomarſund . .	28	Carrera . . .	396	Culi	478
Bonin 24. 72.	123	Caſaduco . . .	479		
Borneo . . .	453	Caſtelfidardo . .	227		
Bornu	303	Cavaignac 106.	284	Dänemark 78 f.	225
Borries . . .	205	Cavour . . .	95 f.	Dahomey . . .	301
Bosnien . . .	252	Cawnpur . 416.	440	Daïri	478
Bosquet 32. 34. 51.	52	Cayenne . . .	169	Dalhouſie . . .	429
Boyer	319	Celebes . . .	454	Damascus 257.	259
Braſilien . . .	410	Centralamerika .	396	Damremont . .	281
Brenier . . .	201	Cetate	20	Danilo 3. 252.	355
Brigham Young	371	Ceylon	452	Danner . . .	81
Broockes . . .	453	Chartres . . .	169	Debecker . . .	85

	Seite
Degiorgi	87
Delhi	439. 443
Derby	116
Deſſalines	318 f.
St. Domingo	308 f.
Doſt Mohamed	269 f. 420
Dreux-Brezé	105
Druſen	257
Drouyn de Lhuys	44
Dſchelallabad	425
Dſchakkas	303
Dſchowahir	428
Dundas	9. 18. 48
Duvanloup	177. 179
Duvetit-Thouars	331
Durchfahrt, nordweſtliche	385
Durham	385
Eiſenach	203
Elgin	474 f.
Elliot	463. 465
Elphinſtone	423 f.
England	5. 40. 120 f. 191 f.
Epirus	21
Ernſt von Coburg	203
Escoſeſos	393
Eſpinaſſe	115. 452
Eugenia	60
Eupatoria	41
Ermouth	279
Eynatten	212
Fabre	144
Farini	160
Faucigny	186
Ferdinand II.	107
Ferospur	429
Feth Ali	262
Florenz	153. 174
Forey	148
Francia	407
Franz II.	197. 201. 226
— V.	154
— Joſeph	13. 103 112. 155. 211. 228
Freibodenmänner	376
Fremont	346
Friedrich Wilh. IV.	71 91
— — Thronfolger	72. 73
Friedrich von Baden	76
Gagern	205
Gallas	297. 299
Garibaldi	97. 135. 149 180. 198 f. 225 f.
Genua	110
Georg von Hannover	209
Gerlach	67
Gholab Sing	428 f.
Ghyka	10
Gorkhas	414
Gortſchakof, Feldherr	9. 15 f. 42 f.
Gortſchakof, Miniſter	38. 131. 140
Gotha	69
Gough	429
Goyon	176
Greytown	397
Griechenland	20
Grivas	21
Groen van Prinſterer	85
Gros	474
Großmogul	440
Grünne	211
Grundvich	83
Guatemala	396
Guerrero	394
Guinea	310
Gwalior	442
Gyulai	145 f.
Hamburg	77
Hamelin	9
Hannover	77. 209
Haſſenpflug	76
Havelok	444 f.
Hayti	308 f.
Hecker	355
Helenamedaille	106
Helene von Orleans	120
Herat	264. 267. 422
Heß	152. 155
Heſſen	76. 216
Hidalgo	392
Hienfang	468
Hinkeldey	67
Holcar	415
Holland	84. 220
Holſtein	78 f.
Honduras	396
Hongkong	468
Hottentotten	303
Hübner	123
Humboldt	70
Hung-ſiu-ſiuein	468 f.
Huſſein	279
Jackſon	340
Jamaika	323

	Seite		Seite		Seite
Japan	478	Kien-Long	458	Mac-Mahon	51. 151 f.
Java	453	Kinchinginga	431	Mac Niel	264
Ibrahim	27. 270. 274	Kinglake	211	Macnaghten	421 f.
Jeddah	272	Kiſchen	466	Macquerie	326
Jeddo	479. 480	Know-Nothings	353	Madagascar	323
Jefferſon	336	Krimm	31. 243	Magenta	150
Jellachich	211	Kronſtadt	28	Maha Bandula	418
Jerome	210	Kuan	466	Mahmud	264
Jeruſalem	2	Kurden	261	Mahratten	415. 427
Indianer	335. 338. 342			Mailand	153
Inkerman	34			Mainz	74
Johann VI.	410	Läſar	83	Malakof	51
Johann, Erzh.	211	Lafarina	201	Mandingo	300
— von Sachſen	209	Lahore	429	Mandſchuren	458
Johnſon	326	Lamoricière	182. 227	Manteuffel	67
Joinville	284		284	Marokko	222. 284 286
Iſabella	223	Lanza	199		290
Island	82. 106	La Plata	406 f.	Maroniten	257
Isly	284	Laſſa	473	Maronneger	323
Italien	95 f.	Lawrence	430	Marqueſasinſeln	333
Iturbide	393	Layard	261	Mascat	273
Jung Bahadur	449. 473	Leclerc	315	Max II.	209. 216
		Ledru-Rollin	109	Maza	285
		Leibeigenſchaft	235 f.	Mazzini	96. 97. 129
Kabel	121	Leiningen	4		154
Kabul	421 f.	Leopold von Belgien	219	Medici	203
Kabylen	289	Leopold II. v. Toscana	154. 175	Meer, das ſchwarze	18
Kaffern	303 f.			Mehemet Ali	29. 269
Kalafat	20				273 f.
Kandahar	421	Libanon	259	Mekka	268
Kanſas	379	Liberia	321	Melchiten	276
Karl XV.	84	Lin	464	Menzikof	8. 31
Kars	56	Livorno	110	Meſſina	203
Kaſchmir	420. 429	Lopez	400	Methodiſten	364. 367
Kaukaſus	244	Louiſe von Parma	154	Mexiko	344 f. 392 f.
Keane	421	Louisville	354	Miloſch	254
Kern	91. 187	Lucknow	433. 445	Mina	293
Kertſch	45			Minto	414
Khalſas	428			Miranda	391
Kia-King	461			Mirut	438

Seite

Modena 154. 160. 174.
Mokka 271
Moldau . . 9. 240
Moleschott . . . 89
Montalembert . 102
Montebello . . 148
Montemolin . . 223
Montenegro . 2. 253
Montevideo . . 408
Mora 400
Morazan . . . 396
Morelos . . . 393
Morlot . . . 177
Mormonen . 368 f.
Mortara . . . 118
Moskau . . . 231
Mosquitoküste . . 397
Moulins . . . 105
Mozambique . . 299
Muhamed ben Abdallah . . . 290
Munroedoctrin . 398
Murat . . 111. 203
Muraview 56. 247
Murillo . . . 402

Nachimof 17. 31. 47
Nadir Schah . . 262
Nana Saib 416. 440 445. 449. 450
Nanking 467. 470
Napier 28. 427. 431
Napoleon III. 59. 91. 96 f. 109 f. 146 f. 289
— Prinz 24. 106 127. 154
Nasureddin . . 266
Nationalverein . 204
Natives 352
Nauvoo . . . 370
Neapel 106. 197 f. 226 f.
Neger . . . 293 f.
Neval . 414. 473
Nesselrode . . . 58
Nestorianer . . 261
Neuenburg 71. 88 f.
Neugranada . . 401
Neuholland . 325 f.
Neuseeland . . 328
New-Orleans 340. 359
New-York 352. 358
Nicaragua . . 396
Nicolaus I. 1 f. 42
Niebuhr . . . 67
Niell . 43. 156 f.
Ninive 261
Nizza 184
Nordamerika . 335 f.
Norfolk . . . 328
Norwegen . . . 84

Ochsenbein . . 40
Odessa . . . 24. 48
O'Donnel 222. 292
Oesterreich 4. 64. 123 f. 211 f. 246
Ogé 310
Olivier 144
Olmütz 13
Oltenitza . . . 16
Omer Pascha 4. 15 f. 27. 41. 55
Opium . . 463 f.
Oregon 344
Orlow . . . 19. 59
Orsini 97. 113. 117
Ortega 224
Osborn . . . 110
Oscar 84
Ostindien . . 413 f.
Otaheiti . . . 330
Oude 433. 441. 449
Outram 266. 433. 434 445

Packenham . . 407
Padua 128
Pasz 403
Palermo . 199. 200
Palestro . . . 150
Palmerston 17. 107 116. 191 f.
Panama . . . 398
Paraguai . . . 407
Paredes . . . 346
Paris 59
Parker 467
Parma 153. 154. 175
Paskiewitsch . . 25
Pavia 153
Pedro I. . . . 411
— II. . . . 411
Pegu 417
Peiho 475
Peischwa . . . 415
Pelissier 46 f. 116. 284 285
Pendschab . . . 431
Perry 479
Persien 261
Persigny . . . 221
Peru . . 389. 403
Perugia . . . 160
Peschawer . . . 420
Petropaulowsk 29. 48
Philadelphia . . 352

Seite

Philippinen . . 333
Piacenza . . . 153
Pierce 355
Pikhwei . . . 476
Pindaris . . . 416
Pius IX. 103. 175 f.
Platen . . 74. 75.
Platonof . . . 235
Plombières . . 116
Polen . . 230. 234
Polk 344
Pollok 426
Polverel . . . 311
Pomare . . . 330
Port Natal . . 306
Portugal . 299. 303
Pottinger . 424 f. 467
Pourtalès . . . 88
Pretorius . . . 305
Preußen 7. 12. 24. 59
67 f. 134. 140. 141
161 f. 218
Pritchard . . . 331
Prome 418
Putiatine 28. 475. 480

Quito 405

Radetzky . . . 67
Raglan . . 23. 47
Rangun . . . 417
Rajputen . . . 416
Read 49
Rechberg . . 65. 153
Redschid Pascha . 8
Reischach . . . 157
Riffpiraten . . . 291
Rigaud . . . 312

Seite

Rigault . . . 455
Roebuk . . . 40
Rogier 86
Rom 175
Rosas 408
Roß 333
Rothschild . . . 131
Rowdies . . . 358
Rumänen . . . 241
Runjet Sing 420. 427
Russel . . 191. 196
Rußland 1 f. 98. 131
139. 229 f.

Saharah . . . 299
Said Pascha 29. 274
Sale . . . 418. 423
Salzburg . . . 216
Salzsee . . . 372
San Franzisco . 349
San Martin . . 404
Sandwichsinseln . 332
Santa Anna 347. 394
— Cruz . . 405
Santhonax . . 311
Sardinien . . 39. 95
Savary . . . 280
Savojen . 184. 222
Schah Schudschah 264
420 f.
Scheele . 79. 81
Schiiten . . . 261
Schilder . . . 22
Schleinitz 72. 141. 207
Schleswig . . . 78 f.
Schlick 156
Schwarz . . . 69
Schweden 27. 55. 82
Schweiz 86 f. 186 f.

Seite

Schwerin 72. 204
Scindia 415. 442
Sclavenfrage 342. 376
Sclavenhandel 307. 322
Scott 347
Sebastopol . 8. 31
Seebach . . . 58
Senegal . . . 299
Seogun . . . 479
Sepoys . . . 437
Serbien . . 19. 254
Seymour . . 5. 473
Shakers . . . 368
Shanghai . . 471
Sher Sing . . 428
Shoa 298
Siam 454
Sibirien . . . 246
Sibour . . . 105
Sicilien 108. 198 f.
Sidney . . . 325
Sikhs . . 420. 427
Siliſtria . . 22. 25
Simowitsch . . 264
Simpson . . . 47
Sind 427
Sinope . . . 17
Smith 368
Smyrna . . . 10
Solferino . . . 156
Somerset . . . 303
Soulouque . . 320
Spanien . 222. 292
387 f.
Speranza 103. 173
Spinelli . . . 202
Stackelberg . . 98
Stadion . . . 148
Stämpfli . . . 187
Stanhope . . . 257

Seite

Stirby 10
Stirling . 473. 480
Stoddart . . . 422
Struve . . . 358
Stuttgart . . . 111
Suezcanal . . 273
Sumatra . . . 453
Sundzoll . . . 82
Sunniten . . . 261
Syracus, Graf von 226
Syrien . . . 257 f.
Sweaborg . . 48
Szechinyi . . . 213

Taiping . . 469 f.
Tantia Tapi . . 449
Taokuang . . . 462
Taylor . . . 346 f.
Tecumseh . . . 338
Tessin 87
Tetsch Sing . . 429
Tetuan . . . 293
Texas 344
Theodor I. . . 298
Therawaddy 419. 433
Thessalien . . . 21
Thorbeke . . . 84
Thouvenel . . 179
Tibaldi . . . 109
Tiente . . . 469 f.
Tientsin . . . 476
Timbuctu . . . 294
Tirol 158
Tischrücken . . 361
Töplitz 214
Toscana . . . 174

Seite

Tottleben . . . 33
Toussaint . . 313 f.
Transcaucasien . 56
Tripolis . 277. 337
Tscherkessen 16. 30. 244
Tschernaja . . 48
Türkei . . 1 f. 251 f.
Tunis 278
Tupac 389
Turcos 151
Tyler 343
Tzavellas . . . 21

Ulloa 153
Ungarn . 160. 213
Urquiza . . . 409
Uruguai . . . 409

Valée 281
Varna 29
Veuillot . . . 105
Viale Prela . 65. 183
Victor Emanuel 97
127. 135. 147 f. 181
225 f.
Victoria 49. 72. 110
119
Victorialand . . 334
Villafranca . . 163
Visp 94
Vogt 87

Walewski . 59. 179
Walker . . . 399
Wallachei . . 9. 240

Seite

Warschau . . . 123
Washington . 335
— , Stadt 337, 340
359
Wechabiten . . 269
Wei . . 470. 472
Weimar . . . 112
Weis 75
Wellington . . 413
Widah 302
Wien 16
Wilhelm, Prinz-
regent 71 123. 140
209 f.
— I. von Würt-
temberg . . 111
— II. der Nie-
derlande . . 84
— III. der Nie-
derlande . . 84
Williams . . . 56
Willisen . . . 142
Wilson . . . 444
Windischgrätz 161. 162
Woldemar von
Preußen . . 429
Württemberg . . 75
Würzburg . . . 205

Yang . . 469. 472
Yeh . . . 471 f.
Yorkinos . . . 393

Zanzibar . . . 399
Zuaven . . 32. 280
Zürich 183

Berichtigungen.

Band I. Seite 130 lies Plaſſy ſtatt Paſſy. S. 167 unten l. puffers.

Band IV. S. 138 Zeile 7 von unten l. 22. April. S. 149 lies Alibaud.

Band V. S. 47 l. Mobilier.

Band VI. S. 87 mitten l. Schreier Degiorgi ſt. Schweizer. S. 151 Zeile 6 von oben l. Flanken und den. S. 346 l. Kneeland ſt. Kneelad. S. 374 oben l. nach dem Wunſch ſt. durch den.

Digitized by Google